



Frankfurter Allgemeine

SONNTAGSZEITUNG

HERAUSGEGEBEN VON GERALD BRAUNBERGER, JÜRGEN KAUBE, CARSTEN KNOP, BERTHOLD KOHLER

BITTE NICHT!
Warum das Revival von Oasis kein gutes Signal ist.
Feuilleton



CARSTEN MASCHMEYER
Der Unternehmer über gute und schlechte Gründer.
Wert & Wohnen



PSYCHOGRAMM
Wen man wählt, entscheidet auch die Persönlichkeit.
Politik



NATURNAH
Schöner Wohnen im Campmobil.
Rhein-Main



Hoffnung bei Alzheimer

Mediziner sprechen von einer neuen Ära der Therapie. Doch in Deutschland sind die neuen Wirkstoffe noch nicht zugelassen. Woran hapert es?

Wissenschaft

Illustration Jan Feindt

Scholz zögert mit Migrations-Trendwende

Unionspolitiker fordern Zurückweisung an den Grenzen, Terrorexperten Videoüberwachung. *Von Jochen Buchsteiner und Oliver Georgi*

Der Bundeskanzler steht vor einer wegweisenden Entscheidung. Nach dem Anschlag von Solingen, wo ein abgelehnter syrischer Asylbewerber drei Menschen mit dem Messer tötete und weitere acht schwer verletzte, bot CDU-Chef Friedrich Merz an, zusammen mit der SPD eine radikale Maßnahme umzusetzen: die Zurückweisung von Asylbewerbern an den deutschen Grenzen. Der Migrationsfachmann Daniel Thym von der Universität Konstanz bescheinigt dem Vorschlag im Gespräch mit der F.A.S., eine „Trendwende“ in der Migrationspolitik einleiten zu können. Der CDU-Innenpolitiker Philipp Amthor sieht gar eine „historische Chance, das Problem jetzt zu lösen“.

Zuletzt wurde der Vorschlag 2018 von der CSU gemacht, scheiterte aber an den damaligen Mehrheiten, vor allem an der von Angela Merkel geführten CDU und am Koalitionspartner SPD. Seitdem wurde die deutsche Migrationspolitik in kleinen Schritten verschärft, aber auch immer wieder durch Sonderaufnahmeprogramme oder erleichterte Einbürgerungen großzügiger gestaltet. Spätestens seit Solingen sei nun klar, dass die „Politik der Trippelschritte“ nichts bringe, sagte der Parlamentarische Geschäftsführer der Unionsfraktion, Thorsten Frei, der F.A.S. und gestand ein, „dass wir auch als Union ein bisschen Zeit gebraucht haben“.

Der Kanzler signalisierte aber schnell, dass er in der entscheidenden Frage nicht mitziehen wird. Stattdessen bot er ein Verhandlungsformat unter Beteiligung seiner Koalitionspartner sowie der CDU- und CSU-Ministerpräsidenten an. Damit wäre Merz eingerahmt von Parteifreunden, die sich entweder Chancen für die Kanzlerkandidatur ausrechnen oder, wie Daniel Günther, grundsätzlich mit seinem Kurs fremdeln. CSU-Landesgruppenchef Alexander Dobrindt sprach von einem „Ampel-Hinhaltegesprächskreis“, der sich nicht für den nötigen „Knallhartkurs“ entscheiden werde. Das spiegelte nach Meinung der Union auch das Si-

cherheitspaket wider, das die Koalition am Donnerstag vorstellte. Die Regierung sei „nicht bereit, sich ernsthaft um die Beschränkung der Migration zu kümmern“, sagte CDU-Generalsekretär Carsten Linnemann.

In Teilen der Koalition hält sich die Auffassung, dass die zunehmende Gewalt von Tätern mit Migrationshintergrund eher wenig mit der ungesteuerten Migration zu tun habe. „Wir haben ein Islamismusproblem in Deutschland, aber das lässt sich nicht allein auf die Einwanderung zurückführen“, sagte die grüne Innenministerin Lamya Kaddor der F.A.S. und verwies auf deutschstämmige Konvertiten und eingebürgerte Deutsche, die man nicht mehr als Migranten bezeichnen könne. Bei der FDP stießen Merz' Vorschläge zwar auf Sympathien, aber als Ganzes will die Ampel die deutsche Asyl-

Verfassungsrechtler Daniel Thym hält Merz' Vorschlag, Asylbewerber an der Grenze zurückzuweisen, für „juristisch begründbar“.

politik nicht substanziell verändern. Eine Zusammenarbeit des Kanzlers mit dem CDU-Vorsitzenden in dieser Frage würde die Regierung sprengen.

Noch im Frühjahr propagierte die Union das Drittstaatenkonzept als Kernstück ihrer Migrationspolitik, jetzt geht es ihr um Eile. Die Handlungsfähigkeit des Staates müsse jetzt sofort demonstriert werden, sagt Amthor. Scholz' Einwand, dass er das „Individualrecht auf Asyl“ bedroht sieht, kann Verfassungsrechtler Thym nicht nachvollziehen. Zurückweisungen würden weder den Grundgesetzartikel 16 verletzen noch das Non-Refou-

lement-Gebot der Genfer Flüchtlingskonvention, sagt er. Schließlich würden die Asylbewerber nur in Nachbarländer zurückgewiesen werden, wo sie „keiner Verfolgungssituation ausgesetzt“ wären.

Knirschen könnte es mit der EU-Gesetzgebung, doch die ließe sich ändern – und schon heute kennt sie die Klausel, der zufolge eine Nichtbeachtung europäischer Asylrechtsbestimmungen unter besonderen Bedingungen gerechtfertigt ist. Diese Karte, die Erklärung einer nationalen Notlage, will Merz ziehen. Thym hält dies für „juristisch begründbar“, auch wenn einige EU-Staaten schon mit ähnlichen Versuchen beim Europäischen Gerichtshof gescheitert sind. CDU-Mann Amthor glaubt, dass am Ende das Bundesverfassungsgericht entscheiden müsste, sollte der EuGH „eine nationale Maßnahme zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit ablehnen“. In jedem Fall bliebe der Regierung wegen der langen gerichtlichen Entscheidungszeiten viel Zeit, um, wie Amthor es ausdrückt, die Botschaft in die Welt zu senden, „dass das Wort ‚Asyl‘ nicht mehr Zutritt zum deutschen Sozialstaat verschafft“.

Das Vorgehen hätte potentiell weitreichende Folgen. Thym skizziert vor allem zwei Szenarien. Sollten sich die Nachbarländer weigern, abgewiesene Personen zurückzunehmen, drohe ein „Kollaps des europäischen Asylsystems“. Wahrscheinlicher sei, dass Länder wie Österreich oder Dänemark ihrerseits die Grenzen schließen würden, wenn Deutschland seine Asylpolitik so verschärfte. Dies könnte eine „Kettenreaktion“ auslösen, ähnlich wie 2015, als Österreich damit begann, die Balkanroute zu schließen. Es wäre der „Startschuss für eine harte europäische Asylpolitik“, so Thym. Am Ende stünde die Abschottung der EU mit einer befestigten Außengrenze.

Doch selbst in Sicherheitskreisen halten das nicht alle für eine gute Idee. Pauschale Zurückweisungen seien mit der Rechtsprechung nicht vereinbar, glaubt der Bundesvorsitzende der Gewerkschaft

der Polizei, Jochen Kopelke: „Wir Polizisten würden uns damit strafbar machen.“ Kopelke hält das auch nicht für zielführend. „Terrororganisationen agieren digital, über Grenzen hinweg, und sie finden immer Menschen, die sie zu Tätern machen“, sagt er. Pauschale Zurückweisungen „würden die Falschen treffen“.

Deutschland dürfe sich bei den Abschiebungen „nicht auf der Nase herumtanzen lassen“, sagt der hessische Innenminister Roman Poseck.

Kopelke findet eine andere Debatte wichtiger: wie abgelehnte Asylbewerber und Gefährder Deutschland schneller verlassen können. Noch immer scheitert mehr als jede zweite Abschiebung; auch der Solinger Attentäter hätte nach Bulgarien gebracht werden sollen, wurde aber nicht angetroffen und verschwand.

Am Donnerstag wurden erstmals seit der Taliban-Machtübernahme afghanische Straftäter in ihre Heimat zurückgebracht. Doch der deutsche Abschiebealltag bleibt mühsam. „Mehr Konsequenz“ sei nötig, sagte Hessens Innenminister Roman Poseck (CDU) der F.A.S.; Ausreisepflichtigen werde es viel zu einfach gemacht, sich der Abschiebung zu entziehen. Deutschland dürfe sich nicht „auf der Nase herumtanzen lassen“. Schon jetzt kann man Personen zur Fahndung aus-schreiben oder bei Fluchtgefahr in Abschiebehaft oder Ausreisegewahrsam nehmen. Oft scheitert das aber auch an der Überlastung der Ausländerbehörden, heißt es in Behördenkreisen – die müssten jeden Einzelfall prüfen und seien notorisch am Limit. Da überlege man sich wo-

möglich zweimal, ob man eine Person, die man nicht angetroffen habe, mit allen Kräften suche oder hoffe, dass sie beim nächsten Mal da sei.

Die meisten Abschiebungen scheitern jedoch nicht an zu laschen Gesetzen oder zu wenig Personal, sondern an anderen Staaten. „Viele denken, es liege nur an den deutschen Behörden und an Fehlern im System, dass so viele Abschiebungen scheitern“, sagt Niedersachsens Innenministerin Daniela Behrens von der SPD. Dabei sei Deutschland auch immer auf das Wohlwollen der Herkunftsländer angewiesen – wenn sie jemanden nicht zurücknehmen, weil sie das Flugzeug nicht landen lassen oder die Behörden den Migranten keinen Pass für die Einreise ausstellen, nutzen auch die striktesten deutschen Gesetze nichts.

Auch das Dublin-Verfahren, das die Länder, in denen Migranten die EU betreten haben, eigentlich zur Rücknahme verpflichtet, klappt nicht. Italien oder Ungarn nehmen gar nicht zurück, andere nur mit Schikanen. Behrens erzählt, weil Länder wie die Türkei Rückführungen nur in Linien- und nicht in Charterflügen akzeptierten, schmierten sich manche Migranten mit Kot ein, damit der Pilot sie nicht mitnehme. Andere randalierten und schrien im Flugzeug herum. Nicht allein das Asylrecht sei das Problem, sagt Behrens, sondern auch dies: Die Ausländerbehörden hätten jeden Tag mit Menschen zu tun, die fast alles dafür täten, um nicht abgeschoben zu werden. Viele Flüge werden aber gar nicht erst geplant, weil Deutschland in viele Länder grundsätzlich nicht abschiebt. Schon deshalb, sagt der CDU-Minister Poseck, sei die Forderung nach mehr Abschiebeplätzen sinnlos, zumal die vielerorts nur zur Hälfte belegt seien: Abschiebehaft könne nur dann verhängt werden, wenn eine Ausreise unmittelbar bevorstehe. Das ist in vielen Fällen aber nicht gegeben.

Wenn sich grundlegend etwas ändern solle, bleibe deshalb nur ein Weg, glaubt Poseck: weniger Migranten durch eine

tragfähige europäische Migrationspolitik, die aber in den Sternen steht – und mehr sichere Herkunftsländer. Er fordert, dass Deutschland in Verhandlungen über Rücknahmeabkommen viel robuster auftritt und zum Beispiel mit dem Entzug von Entwicklungshilfe droht. „Das wäre auch Aufgabe der deutschen Außenministerin.“ Auch Abschiebungen nach Syrien und Afghanistan hält Poseck für zwingend – nicht nur von Straftätern, sondern grundsätzlich. Man könne schließlich nicht darauf warten, dass überall „unsere demokratischen und moralischen Standards herrschen“, sondern müsse „zur Wahrung unserer Interessen auch Kompromisse mit problematischen Machthabern eingehen“.

Auch in der Ampel gewinnt diese Haltung an Gewicht. Irene Mihalic, Parlamentarische Geschäftsführerin der Grünen, bleibt dagegen. Geächtete Regime wie die Taliban oder Assad verlangen einen Preis für die Rücknahme, sagt sie, den dürfe man nicht zahlen und sie dadurch unterstützen. Sie findet, Deutschland sei sicherer, wenn ein gefährlicher Straftäter in einem deutschen Gefängnis sei statt in der Hand von „Terroristen und Massenmördern“.

Unterdessen warnen Sicherheitsfachleute davor, zu glauben, die Anschlagsgesfahr sei gebannt, wenn Deutschland massenhaft abschiebe und sich abschotte. Auch Deutsche könnten sich islamistisch radikalisieren, sagt der Terrorexperte Peter Neumann, ein „Generalverdacht“ gegen Migranten helfe niemandem. Wichtiger seien die geplante Verschärfung des Waffenrechts und eine bessere Prävention – auch durch mehr Befugnisse für Ermittler in Onlinediensten wie Telegram. Wie der Polizist Kopelke plädiert auch Neumann für eine flächendeckende Videoüberwachung öffentlicher Räume, um Verdächtige schneller zu erkennen und abgleichen zu können. Dass fast jede Baustelle besser überwacht sei als große Plätze, sei „eine deutsche Datenschutz-Schizophrenie“.

Fotos Picture Alliance, Lucas Bäuml, Mauritius, Getty, Sandra Weiss



FERIENFRUST
Im Urlaub nicht erholt?
Was man dagegen tun kann.
Leben

ENERGIEWENDE
Der Eon-Chef warnt vor Stromausfällen.
Wirtschaft

TREKKING IN PERU
Zu Fuß zu Machu Picchu unbekannter Schwester.
Reise

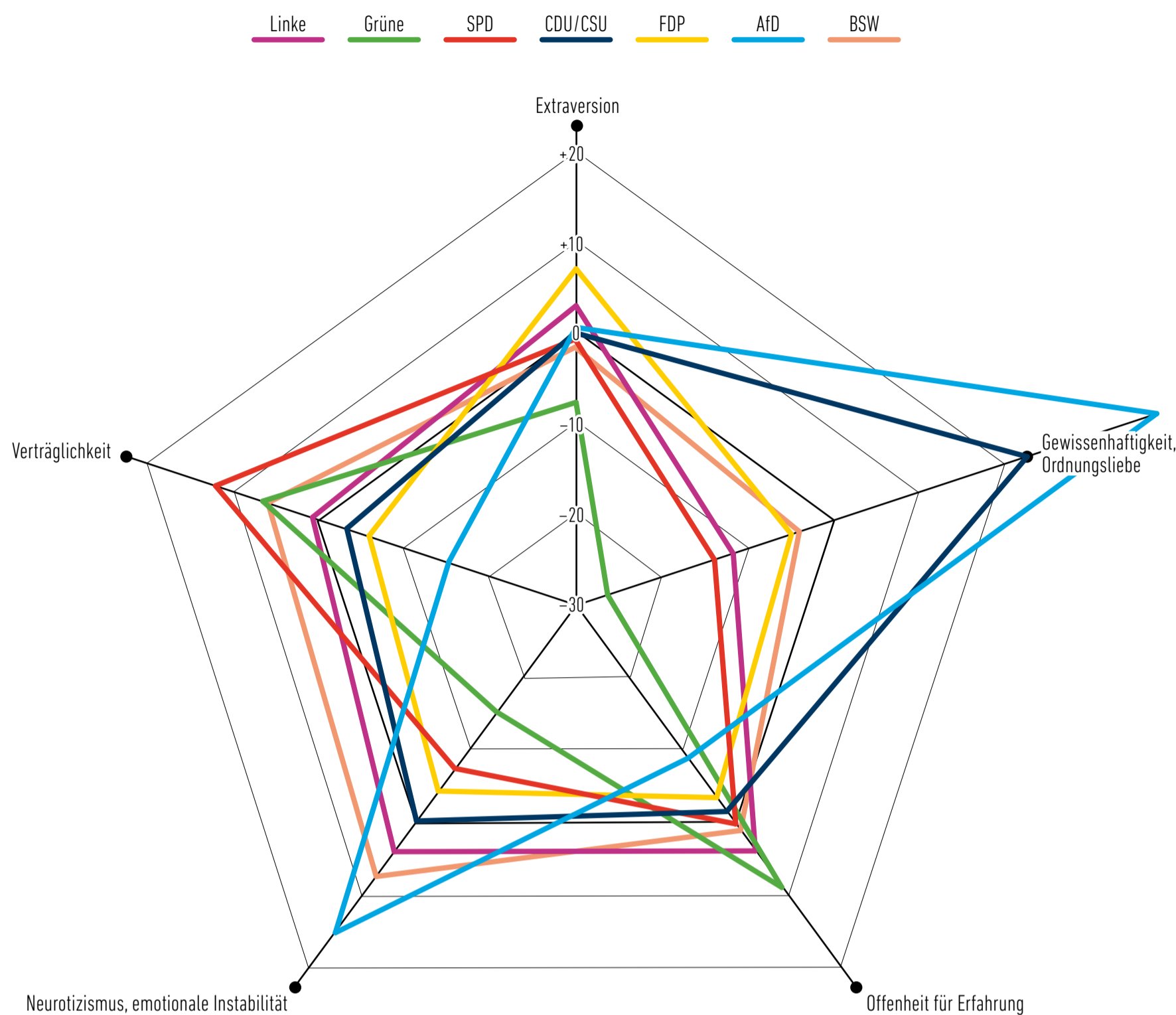


Kundenservice: (0 69) 75 91-10 00
Internet: www.faz.net/meinabo
Abo-Bestellung: (0 69) 75 91-33 59
In Internet: www.faz.net/abo

Luxemburg, Österreich, Belgien, Frankreich, Italien, Niederlande, Portugal (Cont.), Spanien, Kanaren, Balearen 6,00 € - Schweiz 6,30 sfrs



Welche Partei Menschen mit bestimmten Persönlichkeitseigenschaften eher wählen
(-100% = die Wahl der Partei wird maximal unwahrscheinlich, +100% = die Wahl der Partei wird maximal wahrscheinlich)¹⁾



1) Onlinebefragung im Zeitraum vom 12.6. bis zum 25.6.2024 zum Wahlverhalten bei der Europawahl (Modellschätzung auf der Grundlage von 1771 Personen aus dem GLES-Panel; die Befragten wurden aus einem Onlineaccesspanel rekrutiert). Die Persönlichkeitseigenschaften (Selbstauskünfte) wurden im Herbst 2020 gemessen.
Quelle: Harald Schoen, Universität Mannheim /FA.Z.-Grafik Brocker

Der interessierte deutsche Bürger meint von sich, ein ganz und gar bewusster Wähler zu sein. Er liest die Zeitung, schaut die Diskussionsrunden, hört die Reden und bildet sich auf dieser Grundlage eine rationale Meinung darüber, welche Partei geeignet ist, das Land aus der Krise zu führen. Oder etwa nicht?

Thomas Petersen vom Allensbach-Institut für Demoskopie lacht. „Diese These überlebt keine Wahlstudie.“

Es fängt schon damit an, dass viele Menschen einfach das wählen, was ihre Eltern gewählt haben. Bei anderen beginnt die Prägung noch früher. Sie werden schon mit einer politischen Tendenz geboren. Psychologen haben Zwillingsstudien gemacht, da fiel auf, dass die Persönlichkeit auch durch Genetik festgelegt wird. Dass die politische Haltung wiederum von der Persönlichkeit beeinflusst ist. Und dass Zwillinge sich deshalb darin ähnelten, welche Partei sie wählen. Die Gene sind aber nur ein Faktor. Der andere ist die Kindheit. Und dann die Umwelt, auf die Menschen je nach Persönlichkeit anders reagieren. Gemeinsam haben alle diese Prozesse, dass sie unbewusst ablaufen. Die Wähler denken, sie würden bewusst entscheiden, tun es aber nicht. In ihnen schlummert eine Neigung. Und wenn sie dann über Politik reden, finden sie Gründe, warum ihre Neigung sinnvoll ist. Sie behaupten, von einem Parteiprogramm überzeugt worden zu sein. Niemand sagt: „Ich bin durch mein Naturell darin gefangen, Angstszenerien überzubewerten, deshalb wähle ich AfD.“

Das Psychologische war immer wichtig, wahrscheinlich ist es in der Gegenwart so wichtig wie lange nicht mehr. Vera King, Sozialpsychologin aus Frankfurt und Direktorin des Sigmund-Freud-Instituts, sagt: „Durch das Erstarken des Populismus und Autoritarismus ist in den letzten zehn Jahren immer deutlicher geworden, dass die affektive Dimension eine ganz große Rolle spielt.“ Man kann das an zwei Worten sehen: „gefühlte Wahrheit“. Dass ein solcher Begriff in Mode ist, zeigt, wie irrational Teile der Gesellschaft geworden sind. Die Menschen wählen nach Gefühl.

Der Mannheimer Psychologe Harald Schoen belegt das anhand der Europawahl 2024. Er hat für die F.A.S. analysiert, welchen Effekt die Persönlichkeit auf die Wahl hatte, und siehe da: Je nach Charakter stieg oder sank die Wahrscheinlichkeit, bestimmte Parteien zu wählen. Die Analyse deckt sich mit dem, was man aus der Lebenserfahrung ohnehin denken würde. Zum Beispiel welches Naturell AfD-Wähler hatten. Psychologen nennen das „gewissenhaft“, damit ist nicht ein besonders gutes Gewissen gemeint, sondern Ordnungsliebe, Pflichtbewusstsein, Leistungsstreben und eine Vorliebe für Eindeutigkeit. Grünen-Wähler sind, wer hätte es anders erwartet, das Gegenteil davon. AfD-Wähler sind auch neurotischer als andere. Das ist keine Beleidigung oder Krankheit, sondern die Eigenschaft, leicht reizbar zu sein, nervös, ängstlich. Deutschland stirbt. Wir werden umgevolkt. Das Ende ist nah. Und so weiter.

Wer besonders extrovertiert ist, also gern im Mittelpunkt steht, wählt eher FDP. Wer besonders offen ist für neue Erfahrungen, eher Grüne. Wer besonders verträglich ist, also hilfsbereit, mitfühlend, freundlich, wählt eher SPD. Und wer das nicht ist, auch eher AfD. Wer Ordnung, Pflicht und Leistung liebt, aber nicht neurotisch ist, gibt seine Stimme eher der CDU.

Petersen vom Allensbach-Institut weiß noch, wie seine Eltern früher gesagt haben: „Das sind CDU-Leute.“ Oder: „Das sind SPD-Leute.“ Jede Partei schien ihren Menschenschlag zu haben, und der blieb seiner politischen Tendenz oft lebenslang treu. Psychologen können nachweisen, dass die Persönlichkeit nicht nur beeinflusst, wen man wählt, sondern

auch, wie man in konkreten politischen Fragen entscheidet. Das muss aber nicht heißen, dass alle immer dasselbe wählen. Sonst könnte man es sich sparen. Es gäbe keine Wählerwanderung mehr. Parlamentssitze könnten nach der Mengenverteilung von Persönlichkeiten in der Gesellschaft vergeben werden.

Veränderungen von Wahl zu Wahl zeigen, dass es komplizierter ist. Zum Beispiel ist das Alter wichtig: Ältere sehnen sich nach Sicherheit und Beständigkeit, Jüngere hingegen nach Freiheit. Die Persönlichkeit bleibt zwar, aber was im Laufe des Lebens aus ihr folgt, ist offen. „Wer in frühen Jahren introvertierter ist als andere, wird das mit hoher Wahrscheinlichkeit auch später sein. Man kann mit dem Fahrstuhl allenfalls ein bisschen nach oben oder nach unten fahren“, sagt Schoen. Ein ordnungsliebender, gewissenhafter Mensch kann aber so oder so reagieren. Er kann Migration kritisch sehen, weil sie Unordnung verursacht, oder stattdessen extremistische Migrationskritiker ablehnen, weil sie ebenso Chaos stiften. Der verträgliche Mensch kann Mitleid mit Asylbewerbern haben oder Mitleid mit den deutschen Opfern von gewalttätigen Asylbewerbern. So kann, je nach Nachrichtenlage, die eine oder die andere politische Haltung herauskommen.

Die radikale Rechte hat den Menschen schon immer dasselbe Angebot gemacht: Der nahende Untergang, die Notwendigkeit einer harten Kehrtwende. Der Tübinger Soziologe Felix Schilk weiß das genau, weil er unzählige Ausgaben der neurechten Zeitschriften „Criticón“ aus Frankreich sowie „Elemente“ und „Sezession“ aus Deutschland gelesen hat. Sie folgen seit Jahrzehnten einem Muster. „Man hat aus seiner Weltanschauung ein bestimmtes Raster für die Welt, und das legt man überall drüber“, sagt Schilk. In den Siebzigerjahren kamen zum Beispiel

untere Schichten an die Universitäten. Da hieß es bei den Neurechten: Bildungsverlust! In Frankreich gab es immer mehr moderne Architektur, wie am Centre Pompidou, da hieß es: Kulturverfall! In Deutschland fürchtete man in den Achtzigerjahren eine kommunistische Machtübernahme und in den Neunzigerjahren den Verlust an Meinungsfreiheit. Auch in Frankreich war damals schon von der „police de la pensée“ die Rede, von der Gedankenpolizei. Die Sorge galt außerdem den Homosexuellen, der Geburtenrate, der Parallelgesellschaft. In dem Buch, das Schilk gerade darüber geschrieben hat, nennt er das: „Krisennarrative“.

In guten Zeiten interessierte das nur wenige. Man musste schon ein ziemlicher Kulturpessimist sein, um im Centre Pompidou das Ende einer stolzen Kulturturnation zu erkennen. Als es aber wirklich eine Eurokrise gab, bei der Volkswirte vom nahenden Untergang sprachen, und wirklich eine Flüchtlingskrise, bei der selbst Hartgesottene bleich wurden, oder einen Ukrainekrieg, der den dritten Weltkrieg denkbar machte, waren die Apokalyptiker keine einsamen Spinner mehr. Wer Angst bekam, musste von sich meinen, den Politikern der furchtsamsten Partei am meisten zu ähneln. Und wer einem ähnelte, den wählt man, sagen Psychologen, und nicht den, der das hat, was einem fehlt. Angsthasen wählen keine Mutmacher, sondern AfD.

Als Bundesjustizminister Marco Buschmann noch FDP-Geschäftsführer war, hatte er genau dieses Bauchgefühl. Er glaubte, dass AfD-Anhänger pessimistischer waren als FDP-Anhänger. Also beauftragte er das Allensbach-Institut, dem nachzugehen. Und siehe da: FDP-Leute waren zuversichtlich und hoffnungsvoll, AfD-Anhänger hingegen in Endzeitstimmung. Das war ein wichtiger Unterschied, denn ansonsten hatten sie

viel gemeinsam. Sie waren ziemliche Individualisten, also eigensinnig. Und natürlich war die frühe AfD als eine Partei, die von Wirtschaftsliberalen gegründet wurde, anfangs Fleisch vom Fleische der FDP. Die Angst vor dem, was kommt, machte den Unterschied. Petersen vom Allensbach-Institut folgert daraus: „Die Neigung zum politischen Radikalismus ist verknüpft mit einer pessimistischen Weltansicht.“

Das ist eine Einstellung, die Juliane Stückrad gut kennt. Sie ist eine Ethnologin aus Ostdeutschland, wo die AfD bekanntlich besonders stark ist. Als Stückrad Anfang der 2000er-Jahre nach ihrem Studium keinen Job fand, zog sie nach Bad Liebenwerda in Südbrandenburg, um auf einer Baustelle zu arbeiten. Das war, verglichen mit ihrer Heimat Eisenach, ein „extremer Kulturschock“, wie sie heute sagt. Stückrad war umgeben von grimmigen, frustrierten Ostdeutschen, die den ganzen Tag nörgelten, wie schlecht die Welt zu ihnen ist. Stückrad merkte, dass der Osten nicht überall gleich war. „Mein Osten war ein anderer als der Osten dieser Leute.“ Die Kollegen auf der Baustelle hatten die Wende nur als Zaungäste erlebt. Sie fühlten sich machtlos, ausgeliefert, betrogen. Stückrad hingegen kam aus dem kirchlichen Milieu, in dem der Widerstand zu Hause war. Sie hatte die friedliche Revolution als begeisternden Akt der Selbstermächtigung empfunden. Die Grenzöffnung als „eine einzige Party“, wie sie sagt.

Also beschloss Stückrad, eine Doktorarbeit über die Kultur des Unmuts zu schreiben. Sie machte „Wahrnehmungsspaziergänge“ durch Dörfer, ging meistens bei den Kirchen und Friedhöfen los und dann durch alle Straßen. Sie kam ins Gespräch, fragte nach Haltungen und Stimmungen. Sie traf düstere, verbitterte Menschen, die sagten, dass bald der

Zusammenbruch komme oder der Bürgerkrieg.

Das betrifft nicht nur die Älteren. Neulich sprach Stückrad mit einem Kindergartenfreund, der berichtete, wie sein Sohn viel in der Welt herumreise. Und plötzlich sagte er: „Solche Chancen hätten wir mal haben müssen!“ Stückrad war perplex. Natürlich hatte ihr Generation solche Chancen gehabt. Als die Mauer fiel, waren sie jung. Natürlich war Stückrad viel im Ausland. Der Kindergartenfreund hatte einfach eine Floskel seiner Eltern übernommen. „Da ist mir bewusst geworden, dass die DDR-Erinnerung heute eine Ressource ist, auf die man zurückgreift, wie es gerade passend erscheint.“

Als Stückrad 2007 aus Südbrandenburg wegging, hatte sie eine Vorahnung. „Ich hatte das Gefühl, dass dieser Unmut, der so unbearbeitet daliegt, einen Sprecher finden würde“, sagt sie. Fünf Jahre später wurde die AfD gegründet.

Was die AfD bietet, ist nicht etwa Missmut, sondern ein psychischer Ausweg: Entlastung. Stückrad erklärt es so: „Man bestätigt die Ängste der Menschen, indem man die Probleme noch größer redet, als sie sind. Und man erklärt: ‚Ihr habt alles richtig gemacht, ihr seid nicht schuld!‘“ Die Sozialpsychologin King forscht über Rechtspopulismus und Autoritarismus, sie beschreibt die Mechanismen: Auf Kundgebungen wird das Gefühl erzeugt, alle seien Opfer. Dann wird ein Feind benannt, der schuld ist und bekämpft werden muss. Das kann nur gelingen, wenn alle zusammenstehen, also eins werden. King nennt das eine „Verschmelzungsfantasie“ und sagt: „Das kann entlasten bis hin zu rauschhaften Gefühlen. Diese sind zugleich fragil, weil sie auf der Leugnung der Realität basieren, man muss sie immer neu füttern.“

Das Futter kennt der Soziologe Schilk aus seinen Zeitschriften. „Je mehr ich davon gelesen habe, umso mehr hat mich der Verdacht beschlichen, dass es immer wieder das Gleiche ist. Egal, zu welchem Ereignis, egal, ob die Zeitschrift aus den Siebziger- oder Achtzigerjahren stammte, es wurden die gleichen Arten von Krisen beschrieben.“ Zum Beispiel, dass toxische, antifeministische Migranten eine Bedrohung für deutsche Frauen sind. Natürlich gibt es solche Migranten. Diese Sorge aus dem Munde von Rechtsextremen zu hören, die selbst den Feminismus ablehnen und mit einem Machismo liebäugeln, ist für die Sozialpsychologin King aber ein besonders interessanter Fall von Projektion. Sie sagt: „Man kann die eigene Aggression dem anderen zuschreiben. Gefühle und Eigenschaften also, die man bei sich selbst nicht wahrhaben will, werden dann an anderen kritisiert und bekämpft. Der eigenen Aggression kann man dadurch freien Lauf lassen.“ Das ist praktisch. Indem man den anderen bekämpft, darf man sein, wie man ohnehin sein wollte: aggressiv, maskulin, hart.

Dasselbe Spiel funktioniert bei Abhängigkeitsgefühlen. AfD-Anhänger gehen oft davon aus, Opfer einer Verschwörung zu sein. Die „Altparteien“, das „Establishment“, die Großstädter, die Medien, die Wissenschaftler, alle arbeiten gegen sie. Also werfen die AfD-Leute den anderen vor, Unterworfenene zu sein, „Systemlinge“, „Schlafschafe“. Sie projizieren eine Ohnmacht, die sie selbst empfinden. Auch das entlastet.

Manchmal gibt es Verwunderung, warum Wähler sich um Politiker scharen, die so ulkige, widersprüchliche Figuren sind wie Donald Trump. Die Sozialpsychologin King hat eine Erklärung dafür. „Mit solchen Figuren können sich manche besser identifizieren, sich in ihnen spiegeln.“ Je mehr in der Öffentlichkeit über Schwächen, Ausrutscher und Widersprüche gesprochen wird, umso mehr ähnelt der Gescholtene seinen Anhängern, die sich danach sehnen, von der Last ihrer eigenen Mängel befreit zu werden. So kann zwischen einem New Yorker Immobilienmogul und einem verarmten Minenarbeiter aus den Appalachen eine emotionale Nähe entstehen.

Hat sich jemand erst mal für Rechtspopulisten entschieden, ist es schwer, ihn zurückzugewinnen. Das sagen alle Fachleute. Petersen vom Allensbach-Institut kennt das aus der Marktforschung für Waschmittel. Bevor ein Kunde das Waschmittel wechselte, gab es eine lange Zeit des Zweifels. Flecken, die nicht rausgingen, der steigende Preis. Irgendwann kam dann der Bruch – und eine Selbstbeschwörung. Die Kunden suchten nachträglich Gründe, warum ihr Wechsel richtig war. So wurden sie glühende Anhänger des neuen Waschmittels. Der Psychologe Schoen schildert das ähnlich. „Es bedarf größerer Enttäuschungen, um jemanden von einer Partei wegzubringen“, sagt er. Das gelte etwa für CDU-Wähler, die zur AfD wechselten, umgekehrt aber auch. „Es ist einfacher, jemanden zu halten, als ihn zurückzuziehen, wenn er erst mal weg ist.“

Die Sozialpsychologin King erinnert an die Befreiung, die AfD-Anhänger empfinden. „Es ist ein großer Schritt, das aufzugeben.“ Wer wirklich eintaucht in die Ideologie, sucht nichts Politisches mehr. „Oft geht es nur noch darum, die Gegnerschaft aufzuladen mit neuen Bildern, Begründungen und Fiktionen. Die eigene Identität ist dann ganz eng gebunden an die Fiktion des Gegners.“ Die AfD bewirtschaftet diese Ressentiments, in den Fußgängerzonen, auf den Marktplätzen, im Internet, nah bei den Menschen. Kommt dann jemand von außen und warnt vor Landtagswahlen, die AfD sei extremistisch und unwählbar, ist das für die Anhänger nur ein weiterer Kick. Es festigt die Identität, weil es nicht um Politik geht, sondern darum, sich von einer psychischen Last zu befreien.

Lauf, lauf!“ Diese zwei Worte ruft die Tochter von Elke J. ihrem Mann zu. In diesem Moment sieht sie das Messer von Issa Al H. aufblitzen. Als der 26 Jahre alte Syrer wahllos Menschen angreift, steht die Tochter von Elke J. nur einen Meter entfernt. Fünf Tage nach dem Anschlag auf dem Stadtfest in Solingen traut sich die 75 Jahre alte Frau noch einmal an den Ort, an dem sie fast ihr erwachsenes Kind verloren hätte. „Meine Tochter ist in psychologischer Betreuung bei einer Trauma-Spezialistin.“ „Mama, ich habe Muskelschmerzen in den Armen und Beinen“, habe sie ihr mit zitternder Stimme erzählt. „Folgen des Adrenalinschocks“, sagt Elke J. Sie selbst war zu Hause, als der Angriff geschah. Eine Freundin hatte ihr die Meldung eines Blaulichtportals geschickt. Es habe einen Messerangriff in der Innenstadt gegeben. Ihr erster Gedanke: „Oh, mein Gott. Mein Kind.“ Erst als ihre Tochter sich meldete und sagte, sie sei in Sicherheit, wich panische Angst Erleichterung.

Am Dienstagvormittag bauen Bühnenbauer das Podium am Fronhof auf. Drei Grablichter erinnern auf dem Kirchplatz an die Todesopfer der Bluttat. Sonst deutet am Tatort nichts mehr auf den Terroranschlag hin. Bis auf die Ruhe. Die Passanten, die auf dem Platz unterwegs sind, wirken in sich gekehrt, sprechen nur leise miteinander. Manche weinen.

Nur wenige Meter entfernt, vor der evangelischen Stadtkirche, liegen Hunderte Blumen zwischen Kerzen auf dem Boden. In der Stille knistern und knacken die Grableuchten, die bis auf den Docht abgebrannt sind. Menschen versammeln sich, um der Opfer zu gedenken. „Wir haben dich beschützt. Wir haben dir geholfen. Warum tötest du uns?“, steht mit buntem Filzstiftbuchstaben auf einem Schild geschrieben. Auf einem anderen: „Lasst uns Solinger bitte in Ruhe trauern! Keine Demos!“ Zwei Tage zuvor, am Sonntag, hatte die Jugendorganisation der AfD bereits versucht, den islamistischen Terror mit einer Kundgebung zu vereinnahmen. Linke Gruppen hatten dagegen demonstriert. Am Montag, als Bundeskanzler Olaf Scholz Solingen besuchte, riefen Demonstranten die rechtsextreme Parole „Deutschland den Deutschen, Ausländer raus“. Ein Protestierender soll die Hand zum Hitlergruß gehoben haben.

„Solingen wird jetzt politisch benutzt“, sagt Philipp Müller. „Im Rahmen der Meinungsfreiheit halten wir das aus. Aber eigentlich will die Stadt nur trauern.“ Müller ist zu einem Gesicht des Attentats von Solingen geworden. Es gibt wohl kein Medium, das nicht mit ihm gesprochen hat. Der 62 Jahre alte Lokaljournalist des „Solinger Tageblatts“ ist einer der Hauptorganisatoren des Stadtfestes gewesen. Müller, weißer Bart und Pferdeschwanz, Schiebermütze auf dem Kopf, grüßt immer wieder Passanten beim Vornamen und schüttelt Hände. „Ich habe heute schon mit einem halben Dutzend Reporterstatten und Kamerateams gesprochen“, sagt Müller. Als Journalist wisse er, wie wichtig es sei, die Menschen zu informieren. Man glaubt Müller, dass es ihm bei seinen medialen Auftritten nicht um ihn geht. Es scheint, als fühle er sich verantwortlich, für seine Stadt zu sprechen.

Das „Festival der Vielfalt“, mit dem die Solinger den 650. Geburtstag ihrer Stadt feiern wollten, habe so gut angefangen, sagt Müller. Er sei gerade an der Hauptbühne gewesen, als ihn gegen 21.37 Uhr ein Anruf erreichte. „Auf dem Fronhof sticht jemand Leute nieder.“

Der Attentäter habe anfänglich nicht auf seine Opfer eingestochen, wie Augenzeugen Müller später berichten. Er habe das Messer wie eine Machete geschwungen. Auf Höhe des Halses. Vermutlich um die Pulsader zu zerschneiden. Ein Polizist habe Müller gesagt, Issa Al H. müsse gewusst haben, dass er so den tödlichsten Schaden anrichten würde. Einer der Toten war ein Bekannter von Müller. Der Mann sei Gast auf vielen seiner Veranstaltungen gewesen. „Mich hat fast der Schlag getroffen, als ich sein Bild zwischen den Trauerkerzen gesehen habe.“

Für die Todesopfer des Anschlags kam jede Hilfe zu spät. „Den Menschen, die am Fronhof gestorben sind, wurde die Halschlagader aufgeschlitzt“, sagt Thomas Standl, der Medizinische Geschäftsführer und Ärztliche Direktor am städtischen Klinikum Solingen. Er könne zwar nur für die Verletzten sprechen, die in sein Krankenhaus gebracht wurden. Doch für ihn höre es sich so an, als habe der Täter das Messer quer über den Hals seiner Opfer gezogen. „Das sind Verletzungen, bei denen die Notärzte hilflos sind.“ Vier der acht beim Anschlag Verletzten haben die Ärzte und Pflegekräfte seiner Klinik behandelt. Sie hätten Stichverletzungen erlitten, zwei von ihnen mussten auf die Intensivstation verlegt werden. „Seit Sonntag sind alle Verletzten über den Berg“, sagt Standl. Sie hätten Glück gehabt, dass die Klinik nur zwei Minuten von der Innenstadt entfernt ist.

Standl hat als Arzt 22 Jahre in Hamburg gearbeitet. „Auf dem Kiez saßen die Messer damals auch schon locker.“ Aber die Brutalität habe zugenommen. „Mein Bauchgefühl als Arzt sagt mir, es gibt immer mehr Gewalt, auch mit Messern.“ Die

„Wir sind ein Spiegelbild“

Solingen wurde zum Tatort eines islamistischen Terrorangriffs.
Ein Stadtbesuch zeigt, dass Gewalt für die Bürger keine neue Erfahrung ist.

Von Jannis Holl und Domenic Driessen (Fotos)

Diskussion über ein Messerverbot hält er für eine Scheindebatte. „Wenn es jemand drauf anlegt, kann er auch mit drei Zentimetern Klinge töten.“

Issa Al H. hätte sich wohl kaum von einem Verbot von seiner Tat abbringen lassen. Die Flüchtlingsunterkunft, in der er lebte, ist nur zwei Straßen vom Tatort entfernt, im alten Finanzamt, einem trostlosen Behördenbau. Vor dem Eingang stehen ein paar junge Männer. Einer von ihnen ist Baki Ötleç, 25 Jahre alt. Auf seinem Oberarm ist ein Schmetterling tätowiert, den er seiner Mutter gewidmet hat. Weiter unten steht auf Türkisch: „Manche Wunden bluten, während sie verheilen.“ Ötleç ist Kurde und aus der Türkei geflohen. Er lebt seit neun Monaten in Deutschland. „Im Heim ist alles sehr öffentlich. Jeder kennt jeden ein wenig.“ Hinweise auf die Radikalisierung von Al H. habe er nicht gesehen. „Er war ein normaler Mann, in stabiler Verfassung, hat keine Probleme

gemacht.“ Al H. habe einen Bruder in Gelsenkirchen. Er soll sich etwas in einem Dönerimbiss dazuverdient haben. Mehr könne Ötleç nicht über den mutmaßlichen Attentäter sagen. Während er redet, besprüht der Hausmeister der Unterkunft die Glasscheiben des Foyers mit gelber Farbe. Die Bewohner sollen vor aufdringlichen Blicken geschützt werden.

In Solingen leben 165.000 Menschen aus 150 Nationen. 40 Prozent der Solinger haben eine Migrationsgeschichte. Knapp 5500 Asylbewerber sind in der Stadt untergebracht, unter ihnen etwa 1800 Syrer.

Auch Hussein Muhamad ist vor einigen Jahren aus dem nordsyrischen Kamischli geflohen. Er legt an der Gedenkstätte einen Blumenstrauß nieder. Die Fassungslosigkeit ist dem 56 Jahre alten Kurden ins Gesicht geschrieben. „Warum ist das passiert?“, fragt er.

Am Abend sitzt Muhamad in einer großen Runde älterer Herren in einem Büro

des Kurdisch-Deutschen Vereins von Solingen. „Eigentlich ist es mehr ein Wohnzimmer“, sagt Asadin Ali, der Vorsitzende des Vereins. Auf einem ovalen Marmortisch mit Holzzumantelung stehen Kunstblumen, an den Wänden stehen alte Sofas, Tee und Saft werden gereicht. „Fast 90 Prozent der Kurden aus unserem Verein kommen aus Syrien“, sagt Ali. Viele seien vor dem „Islamischen Staat“ geflohen. „Deutschland hat für uns die Grenze aufgemacht. Hier gibt es Demokratie und Freiheit.“ Hinter ihm hängt eine schwarz-rot-goldene Fahne. Er hoffe, dass jetzt keine Stimmung gegen Migranten gemacht werde. „Aber eine schlechte Orange verdirbt eine ganze Obstkiste.“

Wohin Stimmungsmache gegen Migranten führen kann, musste Solingen schmerzhaft erfahren. Bis zum 23. August 2024 brachte man die Stadt mit einem anderen Anschlag in Verbindung. Bei der rassistisch motivierten Brandstiftung im

Mai 1993 hatten vier Rechtsextreme das Haus der türkischen Familie Genç angezündet. Mit dem Feuer töteten die Attentäter drei Mädchen und zwei junge Frauen aus der Familie.

Und jetzt ausgerechnet wieder Solingen. Ein Ausspruch, den man dieser Tage oft in der Stadt hört, die makaberer Weise auch noch für ihr jahrhundertaltes Messerhandwerk bekannt ist und den Beinamen Klingentadt trägt. Seit dem Brandanschlag hat sich eine starke Zivilgesellschaft gebildet. Der Kurdisch-Deutsche Verein ist nur einer von vielen migrantischen Organisationen, die zwischen den verschiedenen Religionen und Ethnien in der Stadt vermitteln und ihren Mitgliedern bei der Integration helfen. Inzwischen gibt es auch einen breiten Schulterchluss gegen Rechtsextremismus. Doch 31 Jahre nach der Mordtat an der Familie Genç steht eine andere menschenverachtende Überzeugung im Mittelpunkt: der radikale Islam. „Uns ist bewusst, dass die muslimische Gemeinschaft, insbesondere die syrische, jetzt unter besonderer Beobachtung steht“, sagt ein Sprecher vom „Kreis Solinger Muslime“. Der Zusammenschluss der sieben Moscheegemeinden in Solingen hat sich 2021 gebildet. Man sei sich der Verantwortung bewusst, wachsam in den eigenen Reihen zu sein und vergiftete Ideologien nicht hereinzulassen.

Vor mehr als zehn Jahren hatte die Stadt schon einmal ein Problem mit gewaltbereiten Islamisten.

2011 gründeten Salafisten in einer Solinger Hinterhofmoschee die radikalislamische Organisation Millatu Ibrahim, die Religion Abrahams. Mitglieder von Millatu Ibrahim gingen später als IS-Kämpfer nach Syrien, darunter auch der bekannte Solinger Dschihadist Christian Emd. Er soll 2018 bei einem Drohnenangriff in Ostsyrien getötet worden sein. Der damalige Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich hatte die Organisation im Jahr 2012 verboten. Zuvor war es bei einer Demonstration der rechtsradikalen Splitterpartei Pro-NRW zu gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Rechtsextremen und Islamisten in Solingen gekommen.

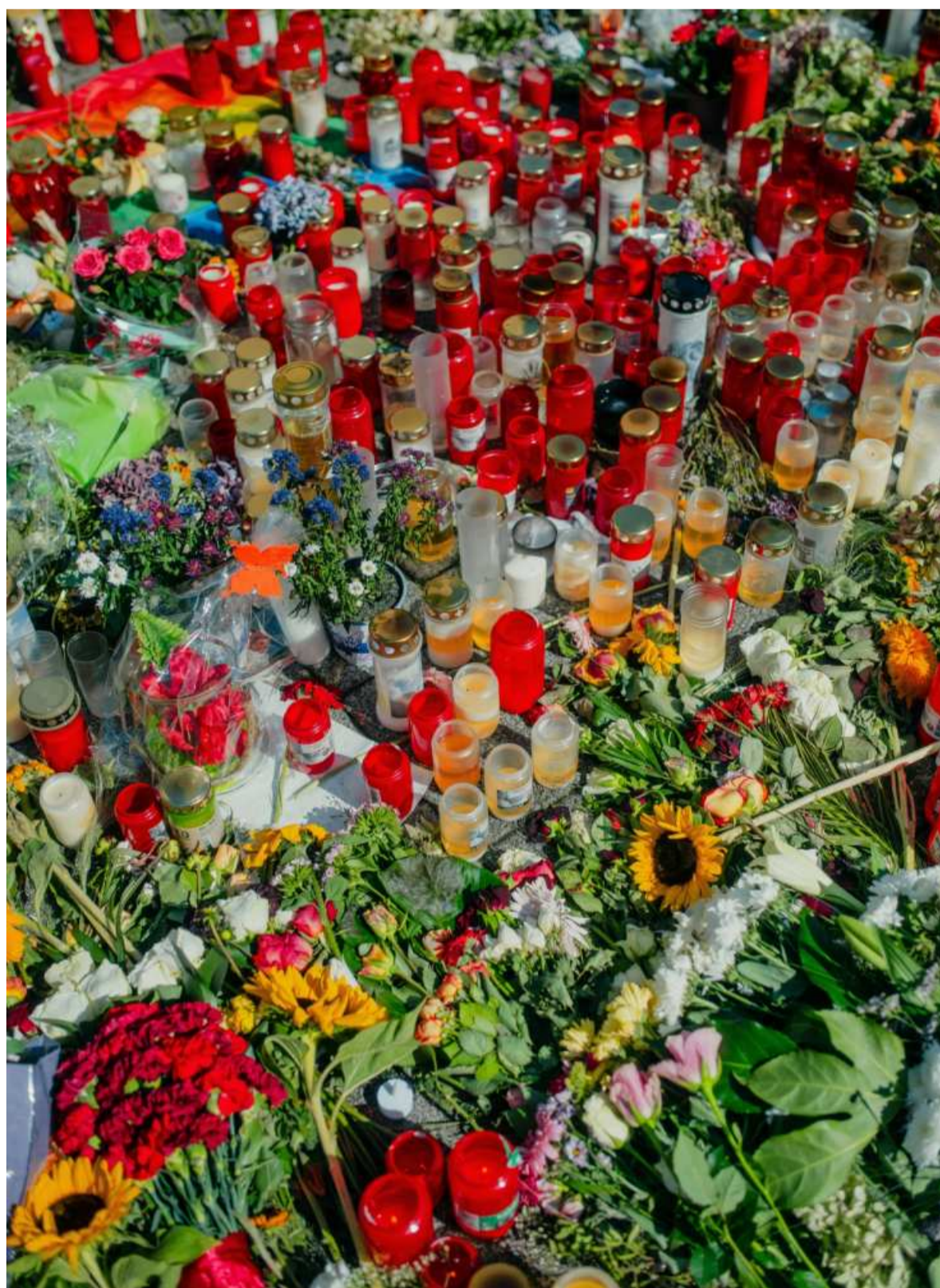
Eine offene islamistische Szene gibt es seitdem nicht mehr in der Stadt. Doch das Potential für den Extremismus jener Tage lebe wieder auf, sagt der Solinger Strafverteidiger Patrick Lauterbach. „Aus Verfah-

ren, in denen ich verteidige, weiß ich, dass die Radikalisierung von jungen Menschen überwiegend in den sozialen Medien stattfindet.“ Auch Millatu Ibrahim tauche in den Chats der Jugendlichen auf, sie sähen in den Solinger IS-Kämpfern Vorbilder. Nach Lauterbachs Kenntnis beobachten die Staatsschützer auch einige junge, möglicherweise radikalisierte Muslime aus Solingen. Demnach könne man den Sicherheitsbehörden im Fall des Stadtfestes zumindest vorwerfen, Signale falsch gedeutet zu haben. „Schon vor der Europameisterschaft 2024 haben verschiedene Kräfte versucht, Attentäter zu finden, die während des Turniers unter anderem mit Messern in Menschenmengen losschlagen.“

Es ist nicht die erste Gewalttat in diesem Jahr, die Solingen bundesweit in die Schlagzeilen bringt. Im Juli hatte ein 17 Jahre alter Jugendlicher eine Detonation verursacht. Er selbst starb, als er ein Gefäß mit explosiver Flüssigkeit in der Innenstadt fallen ließ, vier weitere Menschen erlitten Splitterverletzungen oder Knalltraumata. Die Ermittler prüfen einen Zusammenhang zu der Drogenfehde zwischen einer niederländischen Gruppierung und einer arabischen Großfamilie aus Nordrhein-Westfalen. Im März kam eine vierköpfige Familie aus Bulgarien bei einem Feuer ums Leben. Der mutmaßliche Brandstifter soll vierzehn Tage nach der ersten Tat einen Mann mit einer Machete lebensgefährlich verletzt haben. In beiden Fällen lagen die Motive offenbar im privaten Bereich.

In der Silvesternacht griffen junge Männer Polizei und Rettungskräfte mit Böllern und Schreckschusspistolen an, in der Innenstadt wurde ein Familienvater bei einer Messerstecherei schwer verletzt. Und jetzt ein islamistischer Anschlag eines syrischen Flüchtlings mit drei Toten und mehreren Verletzten.

Wenn die Solinger 2025 einen neuen Oberbürgermeister wählen, dürfte das Thema Sicherheit eine zentrale Rolle im Wahlkampf einnehmen. Daniel Flemm, 35 Jahre alt, ist CDU-Fraktionsvorsitzender im Stadtrat. Es gibt Spekulationen, dass er Amtsinhaber Tim Kurzbach von der SPD bei der Wahl herausfordern wird. Eine offizielle Kandidatur gibt es nicht. Flemm gilt als Kritiker der Sicherheitspolitik im Rathaus. „Wir haben in der Innenstadt ein Problem mit organisierter Kriminalität aus dem arabischen Raum“, sagt er bei einem Treffen im Stadtkern. Er erhalte Beschwerden aus dem Einzelhandel und von Anwohnern, auch von Solingern mit Migrationsgeschichte. Flemm forderte bereits vor dem Anschlag Videoüberwachung im öffentlichen Raum. „Das schafft nicht per se Sicherheit, aber eine schnellere Aufklärung.“ Seine Stadt sieht er in vieler Hinsicht in wirtschaftlichen und demographischen Themen als Deutschland im Kleinen. „Wir sind de facto ein Spiegelbild des Landes.“ Man habe sowohl die Auswirkungen eines rechtsextremen Anschlags erlebt als auch die eines islamistischen. Was Wahlergebnisse anbelangt, liege man im Bundestrend. Wer etwas über die Probleme der Nation lernen will, solle nach Solingen schauen.



An der evangelischen Stadtkirche legen die Solinger Blumen für die Opfer nieder.

Die Flüchtlingsunterkunft im alten Finanzamt: Hier lebte der Attentäter Issa Al H.

Hussein Muhamad ist selbst aus Syrien geflohen (links).

„Deutschland hat für uns die Grenze aufgemacht. Hier gibt es Demokratie und Freiheit“: Asadin Ali, Vorsitzender des Kurdisch-Deutschen Vereins von Solingen (Mitte)

„Solingen wird jetzt politisch benutzt“: Philipp Müller, Organisator des Solinger Stadtfestes am Tatort (rechts)

SO ISST POLITIK

Sarrazin
tischt aufErdbeerkuchen zur
Buchvorstellung

Von Friederike Haupt

Thilo Sarrazin hat ein neues Buch geschrieben. Es handelt auch vom Kochen. „In der Chemie, der Biologie, der Medizin, der Ökonomie, der Organisation von Staat und Gesellschaft, bei den Ingredienzien eines gelingenden menschlichen Lebens und bei einem wohlschmeckenden Gericht geht es immer wieder um Mengenverhältnisse und richtige Proportionen“, steht auf Seite 163 des Werkes, das „Deutschland auf der schiefen Bahn“ heißt, aber mindestens genauso gut „Deutschland versalzt sich die Suppe“ heißen könnte. Diese Erwägung ist keineswegs spielerisch, sondern steht in der Tradition von Überlegungen Sarrazins selbst. So erwähnt dieser am Dienstag bei der Buchvorstellung in Berlin, dass der Titel seines Ultrabestsellers „Deutschland schafft sich ab“ im mit dem Verlag geschlossenen Vertrag zunächst noch „Wir essen unser Saatgut auf“ lautete.

Noch einmal zwei Jahre früher, 2008, hatte Sarrazin bundesweit Bekanntheit erlangt, als er einen Hartz-IV-Speiseplan präsentierte, der zeigen sollte, dass sich ein Ein-Personen-Haushalt von vier Euro am Tag durchaus gut und gesund ernähren könne. Sarrazin beschreibt die Debatte darum als „Anfangspunkt“ seiner Karriere als Sachbuchautor. Das zeigt, wie stark Ernährung und ihre Bedingungen politisch aufgeladen sind. Am Rande der Buchvorstellung im Tagungszentrum der Bundespressekonferenz werden mit Käse belegte Brötchen und Erdbeerkuchen gereicht. Dies kann auf verschiedene Weise gedeutet werden, steht aber zunächst einmal für ein Deutschland, das sich noch immer nicht abgeschafft hat.

Das deckt sich mit dem Befund des Verlags, Sarrazin verfolge einen „optimistischen Ansatz“ – die Perspektive sei nach vorn immer offen –, wohingegen Sarrazin selbst in der Einleitung schreibt, dass er die Perspektiven in Deutschland gerade nicht optimistisch sehe – „die natürliche Schwerkraft der Dinge“ zerle Staat, Gesellschaft und Wirtschaft in eine ungünstige Richtung. Am Ende landet der dies weiterdenkende Leser wieder bei dem wohlschmeckenden Gericht von Seite 163 und der Frage, unter welchen Bedingungen es gelingt.

Inspiziert von Sarrazins besonderem Augenmerk auf der Migration, bietet sich das Razonieren über den Döner an: eine deutsche Speise

Das ist Deutschland: Döner im „Adlon“
Fotos Friederike Haupt

mit türkischem Migrationshintergrund, die inzwischen in weiten Teilen des Landes die Bratwurst verdrängt hat. Gerade seine guten Proportionen – Fleisch, Brot, Gemüse, Soßen in angenehmem Verhältnis – machen ihn beliebt. Radikale Varianten bleiben Nischenphänomene, beispielsweise der 37 Euro teure getrüffelte Luxus-Döner des Hotel „Adlon“. So gesehen könnte ausgerechnet die Zusammensetzung des Normaldöners ein Vorbild für die Organisation von Staat und Gesellschaft in Deutschland sein.



Auch Deutschland: Kuchen



Gern in Schwarz: Die Antifa protestiert im Januar in Frankfurt gegen die AfD.

Foto Lando Hass

Radikal ratlos

Die AfD ist stark wie nie, Neonazis
zeigen sich selbstbewusst. Und die Antifa?
Die ist mit sich selbst beschäftigt.

Von Andreas Nefzger

Bevor die AfD am Sonntag feiert, will ihr die Antifa zumindest noch den Samstag vermiesen. Ein linkes Bündnis lädt zur Demonstration nach Erfurt, und so etwas interessiert in Zeiten wie diesen nicht nur Linke aus Thüringen. Die „taz“ teilte ihren Berliner Lesern zwischen Kulturtipps mit: „Um die Faschos vor ihren drohenden Wahlsiegen in Thüringen und Sachsen zu ärgern, heißt es am Samstag: In Erfurt Höcke seinen Wahlkampfabschluss versauen. Aus Berlin bietet die renommierte Agentur Antifa Reisen einen Expressshuttle an.“ Abfahrt ist um 9,30 Uhr, wer mitwill, soll fünfzehn Euro spenden.

Vor einer guten Woche ist Demonstranten genau das gelungen: Sie haben Björn Höcke einen Wahlkampfauftritt vermiest. In Jena blockierten sie den Eingang zu dem Gebäude, in dem der Thüringer AfD-Spitzenkandidat eine Rede halten wollte. Die Lage war unübersichtlich. Demonstranten beschuldigten Höckes Fahrer hinterher, das Auto in eine Menschenmenge gelenkt zu haben. Die Polizei widerspricht dieser Darstellung und gibt an, Demonstranten hätten sich nicht an Auflagen gehalten. Sicher ist: Höcke zog sich zurück, sein Auftritt wurde abgesagt.

Beifall bekamen die Demonstranten anschließend nicht nur von Linksextremisten, schließlich waren auch Sozialdemokraten im Getümmel. Aber nicht einmal Antifa-Aktivisten wollen dem Ereignis eine allzu große Bedeutung beimessen: Es war ein Tagessieg – aber in den Wahlen wird die AfD trotzdem triumphieren. Und in dieser Einsicht über einen Sommertag in Jena steckt die ganze Zustandsbeschreibung der Antifa im Wahljahr 2024: Während sich die Rechtsextremen anschicken, in drei Landtagen stärkste Kraft zu werden, während Neonazis so offen und selbstbewusst auftreten wie lange nicht mehr, müssen sich Linke und Linksextreme mit kleinen Erfolgen bescheiden.

Die eigene Machtlosigkeit wird in der Antifa offen thematisiert. Im Juni verbreiteten zwei Dutzend Gruppen einen gemeinsamen Aufruf mit dem Titel „Zeit zu handeln!“ im Internet. Es ist ein Appell an die zersplitterte Szene, in diesem „historischen Moment für die neue faschistische Bewegung“ über Lager- und Strömungsgrenzen hinweg zusammenzuarbeiten. Der Aufschwung faschistischer Kräfte in Zeiten der kapitalistischen Krise sei nicht neu, heißt es darin. „Neu ist aber, dass er heute mit der absoluten Defensive der reformistischen und revolutionären Linken zusammenfällt.“

Die aktuelle Schwäche der Antifa dürfte einer der wenigen Punkte sein, auf den sich Aktivisten und zumindest manche Verfassungsschutzämter einigen können. So stellt zum Beispiel die Thüringer Behörde fest, dass im Vergleich zu früheren Wahljahren „eine weitgehende Inaktivität der linksextremistischen Szene“ auffalle. Das heißt allerdings immer noch, dass es „zahlreich“ zu Sachbeschädigungen an Wahlplakaten und Parteibüros kam, insbesondere

an solchen der AfD, und „vereinzelt“ zu Störungen von Veranstaltungen und zu gewalttätigen Übergriffen.

Wer eigentlich gemeint ist, wenn von der Antifa die Rede ist, das ist gar nicht so leicht zu sagen. Die einen haben am Kapitalismus und der parlamentarischen Demokratie nichts auszusetzen. Die anderen muss man danach unterscheiden, ob sie für Reform oder für Revolution eintreten, ob sie sich als antiimperialistisch oder als antideutsch (gegen deutschen Nationalismus) begreifen, ob sie Autonome, Anarchisten oder Kommunisten sind. Einen Unterschied macht es auch, ob sie vor allem die rechtsextreme Szene beobachten und Demonstrationen organisieren oder ob sie lieber Polizisten angreifen, Autos von AfD-Politikern anzünden oder Neonazis verprügeln.

Wenn man einen von der Antifa trifft, um mit ihm darüber zu reden, was die Szene gerade umtreibt, muss man ihn also erst mal fragen, wo er eigentlich steht in diesem Durcheinander. Auf einer Parkbank in Erfurt sitzt ein Mann um die dreißig, nennen wir ihn Christian, der selbst kurz überlegt, wie er das jetzt formuliert, und schließlich über seine Gruppe sagt: „Ich würde sagen, dass wir antiautoritäre Kommunist:innen sind, die aus einer israelolidarischen, antideutschen Tradition kommen.“ Auf die Frage, ob er und seine Genossen Systemfeinde seien und den Kapitalismus überwinden möchten, antwortet er: „Wir üben Kritik daran, wie die Gesellschaft organisiert ist, und haben eine Vorstellung von einer besseren Gesellschaft, die nicht nach den Regeln des Kapitalismus organisiert ist, ohne dabei revolutionär zu sein.“

Christian ist Student in Erfurt und schon sein halbes Leben Antifa-Aktivist. Aufgewachsen ist er in einer Kleinstadt

in Thüringen. In seiner Jugend war er Punk mit bunten Haaren, Stress mit Neonazis war normal. In Erfurt gehört er nun einer Gruppe mit dem Namen „Dissens“ an, keine zehn Leute, die laut Christian „vor allem inhaltlich arbeiten“: Positionen mit anderen Gruppen erstreiten, Vorträge organisieren. Auf manche Fragen antwortet Christian nur zögerlich, womöglich ist seine Gruppe auch mehr als ein reiner Debattierklub. Bei Demos läuft Christian auch im Schwarzen Block mit. Auf die Frage, ob er schon mal einen Neonazi verdrossen hat, legt er sich nach zwei Anläufen auf diese Formulierung fest: „Ich hatte körperliche Auseinandersetzungen mit Neonazis, die proaktiv von der anderen Seite verursacht wurden.“

Wenn Christian über die aktuelle Politik spricht, klingt das erst mal nicht anders als bei vielen anderen. Die Gefahr, die von der AfD ausgeht, will er nicht „aufbauschen“, das bringe nichts: „Jetzt so zu tun, als wäre 1933, ist historisch und politisch falsch.“ Aber er sieht „die Gefahr einer weiteren Normalisierung der AfD“, die zu „weiterer Neonazi-Gewalt“ und zu einer „weiteren Diskursverschiebung“ führen werde. „Die AfD regiert ja insgeheim jetzt schon mit, indem sie die Agenda diktiert und die anderen Parteien ihre Forderungen umsetzen.“

Die Antifa sieht Christian weit davon entfernt, irgendwie Einfluss auf den gesellschaftlichen Diskurs nehmen zu können. Dazu müsste sie seiner Meinung nach erst mal Antworten auf die aktuellen Fragen finden: „Es wäre schon ein Erfolg, wenn wir als Antifa wieder in eine Position kämen, überhaupt eine Analyse liefern zu können, was da gerade eigentlich vor sich geht und welche Schlüsse daraus zu ziehen sind.“ Außerdem verfüge die Antifa gar nicht über die nötige „Wir-

kungsmacht“. Vor zehn, fünfzehn Jahren, erzählt Christian, habe es in Thüringen auch in entlegenen Gegenden noch Gruppen gegeben, die irgendwie antifaschistisch gearbeitet hätten, aber inzwischen sei das anders: „Die klassische antifaschistische Arbeit stirbt aus.“

Die Initiatoren des Antifa-Aufrufs vom Juni setzen genau hier an: Sie wollen Antworten liefern und versprengte Gruppen zusammenführen. Der September 2024, so heißt es, müsse „Ausgangspunkt für eine neue antifaschistische Offensive“ werden. Der Aufruf stieß in der Szene allerdings umgehend auf Kritik. Auch Christian hält nicht viel davon. Der Text, der vor allem von westdeutschen Initiativen unterschrieben wurde und in dem viel vom Klassenkampf die Rede ist, gehe an der Realität in Ostdeutschland vorbei: „Das blendet aus, dass wir hier laut Studien ein Potential von dreißig Prozent autoritär-faschistischer Charaktere haben, bei denen es nicht reicht, ihnen zu sagen, dass die Reichen an ihrem Elend schuld sind und nicht die Flüchtlinge.“ Zudem sieht Christian die Gefahr, dass für eine bessere Bündelung der Kräfte inhaltliche Differenzen übergangen werden: „Das würde sich in der Realität schon am Existenzrechts Israels spalten.“

Die Spaltung der radikalen Linken in israelolidarische Antideutsche wie Christian und israelkritische Antimperialisten ist alt, beunruhigt die Szene seit dem Angriff der Hamas am 7. Oktober aber wieder. Im Mai stürmten propalästinensische Aktivisten die Rote Flora, das autonome Zentrum im Hamburger Schanzenviertel. Vor einigen Wochen protestierten auch vor dem Atari, einem Szenetreff in Leipzig, andere Linke. Der Anlass: Eine Kulturwissenschaftlerin hatte dort im Zusammenhang mit dem

Hamas-Terror über sexualisierte Gewalt als Kriegsmittel und die ausbleibende feministische Kritik gesprochen, was zu Zwischenrufen und dem Rauswurf von Zuhörern geführt hatte.

Das Linksextremisten gerade viel mit sich selbst beschäftigt sind, heißt aber nicht, dass sie ungefährlicher geworden wären. Nach Angaben des Bundesamtes für Verfassungsschutz ist die Szene im vergangenen Jahr um 500 auf 37.000 Personen angewachsen, die Zahl der Gewaltbereiten stieg auf gut 11.000. Das Bundeskriminalamt registrierte im vergangenen Jahr knapp 7000 linksextreme Straftaten, elf Prozent mehr als im Vorjahr; darunter 916 Gewaltdelikte und 117 Brandstiftungen. Wenn Politiker Opfer von Angriffen werden, dann oft, weil sie der AfD angehören. Erst im August ist in Leipzig wieder einmal das Auto eines Landtagsabgeordneten in Flammen aufgegangen.

Die Sicherheitsbehörden stellen zudem fest, dass mancherorts durchaus festere Strukturen entstehen, etwa in Bayern und Baden-Württemberg, wo sich die „Antifa Süd“ gegründet hat. Mit Sorge beobachten die Behörden auch eine Veränderung der Gewalt. Statt aus der Menge heraus Sachen oder Polizisten anzugreifen, attackieren Linksextremisten immer öfter gezielt politische Gegner, und das häufiger aus konspirativen Kleingruppen heraus. Das bekannteste Beispiel hierfür ist die Gruppe um Lina E., die vergangenen Sommer zu mehr als fünf Jahren Haft verurteilt wurde. Die Gruppe machte systematisch Jagd auf echte oder vermeintliche Rechtsextremisten.

Im Vergleich dazu wirkt es fast wie Schabernack, was sich neulich an der Roten Flora zutrug, aber es zeigt, wie offen die Szene mit dem Einsatz von Gewalt kokettiert. Auf einer Plakatwand listeten die Bewohner „13 Dinge, die du gegen die AfD tun kannst“ auf, darunter: Wahlmaterial unschädlich machen, Autos lahmlegen, Immobilien und Veranstaltungen angreifen. Im Aufruf der Antifa-Gruppen wiederum heißt es vielsagend: „Mit Faschist:innen wird nicht diskutiert, Faschist:innen werden bekämpft. Auf allen Ebenen, mit allen Mitteln, die dafür notwendig sind.“

Fragt man Christian, ob er es zum Beispiel in Ordnung findet, AfD-Wahlkampfstände anzugreifen, dann antwortet er darauf nicht mit Ja und nicht mit Nein, sondern mit: „Ich sehe nicht, wie das helfen soll, die Verhältnisse zu verändern, und Gewalt als Selbstzweck, um sich dabei stark zu fühlen, lehne ich ab.“ Fragt man ihn dann, ob er Gewalt also nicht prinzipiell ablehne, dann sagt er: „Das ist kompliziert, man muss sehen: Warum findet Gewalt statt und wer übt sie aus? Wir leben ja auch in Verhältnissen, die gewalttätig sind, zum Beispiel bei Abschiebungen, und die durch Gewalt erhalten werden. Um es jetzt mal zuzuspitzen: Einen wütenden Neonazi-Mob vor einer Flüchtlingsunterkunft werde ich nicht dadurch vertreiben, dass ich ihn darum bitte.“ Man könnte natürlich auch auf die Idee kommen, die Polizei zu rufen.



150 Jahre Impressionismus: Mit dem Boutiqueschiff durch die Niederlande

Viele große Geburtstage werden in der Kunstwelt in diesem Jahr gefeiert. Ein ganz besonderer Fest ist das 150. Jubiläum des Impressionismus, der 1874 mit der ersten der Impressionisten-Ausstellung in Paris begründet wurde. Vor 150 Jahren schlossen sich rund 30 Künstlerinnen und Künstler im Atelier des Fotografen Felix Nadar zusammen und zeigten abseits der gängigen Akademie-Ausstellungen ihre Werke. Zu diesem Künstler-Kreis gehörten u.a. Claude Monet, Camille Pissaro, Alfred Sisley, Berthe Morisot und viele mehr.

Es ist spöttisch gemeint, als der Kunstkritiker Louis Leroy ihnen das Label „Impressionisten“ anheftet. Er ist weder der erste noch der einzige, der den Begriff „Eindruck“ verwendet, um diese irritierende Malweise zu beschreiben: Das Skizzenhafte, der lockere, sichtbare Pinselstrich, die verschwommenen Konturen, der fleckige Farbauftrag, die unspektakulären Motive... die Flüchtigkeit eines Moments, in Eile festgehalten, scheinbar unvollendet. Oder, wie manche Zeitgenossen es nennen: „wie hingeschmiert“. Die meisten der Geschmähten nehmen die Bezeichnung „Impressionisten“ bald bereitwillig für sich an.

Das Jubiläum ist Grund genug für uns zur Auflage einer ganz besonderen Leserreise zu unseren Nachbarn in den Niederlanden. Im Mittelpunkt unserer Reise steht das Werk Vincent van Goghs. Dessen Hauptwerke werden dem Post-Impressionismus zugeordnet und stehen ganz oben in der Beliebtheitskala vieler Kunstliebhaber aus aller Welt. Neben dem Van Gogh Museum in Amsterdam besuchen wir auch das Kröller-Müller Museum in Otterlo. Wunderschön und einzigartig ist schon die Lage dieses Hauses, mitten im Nationalpark Veluwe. In der weitläufigen, zu unserer Reisezeit herbstlich gefärbten Gartenanlage befinden sich im Skulpturengarten wunderschöne Exponate von Aristide Maillol und anderen. Das Museum selbst beherbergt die zweitgrößte Van Gogh Ausstellung weltweit und darüber hinaus zahlreiche Werke weiterer Impressionisten wie Claude Monet oder Georges Seurat. Wir verbringen ausreichend Zeit in diesem einzigartigen Museum und seines Umfeldes.

Unsere Reisen starten jeweils mit einer bequeme Busanreise ab Köln. Dort erwartet Sie gegen Mittag unser komfortabler Globalis-Reisebus und bringt Sie in einer kurzen Fahrt zum Ausgangspunkt der Reise, je nach Reiseterritorium entweder nach Amsterdam oder nach Arnheim. Dort er-

wartet uns das Boutiqueschiff MS Magnifique IV zur Einschiffung. Mit nur 18 Kabinen auf zwei Decks verfügt die Magnifique über perfekte Eigenschaften und eine komfortable Gesamtausstattung. Die Mannschaft umsorgt uns während der nächsten Tage an Bord und ist der Garant für einen angenehmen Aufenthalt.

Die Kabinen liegen entweder auf dem Hauptdeck (klimatisiert) oder auf dem Oberdeck (mit zu öffnendem Fenster) und sind komfortabel ausgestattet. Zu den Mahlzeiten (Halbpension) serviert Ihnen die Bordküche saisonal und regional passende Menüs, am Morgen bedienen Sie sich am Buffet. Die Magnifique IV ist der jeweilige Ausgangspunkt unserer Ausflüge zu den Zielen der Reise. Von Ort zu Ort gleiten wir über die Kanäle und Flüsse der Niederlande und genießen dabei das Landschaftsbild und den Goldenen Herbst.

Ein Hauptaugenmerk unserer Reise liegt auf dem Besuch der verschiedenen Museen. Das Van Gogh Museum Amsterdam ist die Heimat des Werkes dieses Ausnahmekünstlers. Monothematisch werden dort zahlreiche Gemälde und Zeichnungen des Ausnahmekünstlers präsentiert. Des Weiteren erfahren Sie viel über das Leben Van

Goghs. Dieses vertiefen wir auch an Bord durch weitergehende Vorträge über Van Gogh und selbstverständlich die vielen Künstler des Impressionismus. Des Weiteren besuchen wir auf der Reise Gouda und unternehmen einen Ausflug nach Den Haag. Dort darf natürlich der Besuch des Mauritshuis ebenso wenig fehlen, wie ein Stadtrundgang durch die wunderschöne Innenstadt. Letzter Höhepunkt, oder je nach Reiseterritorium, erster Besuchsort ist dann das Kröller-Müller Museum in Otterlo. Von Arnheim aus besuchen wir diesen einzigartigen Ort und genießen einen herrlichen Tag im Park und Museum.

Mit der Busrückreise von Arnheim bzw. Amsterdam nach Köln endet unsere Herbstreise an Bord der MS Magnifique IV am sechsten Tag der Reise. Zuvor verabschiedet sich die Crew der Magnifique am letzten Abend von Ihnen mit einem Farewell-Dinner und vorab mit einem Abschiedscocktail. Insgesamt stehen vier Termine im Oktober und November 2024 zur Verfügung. Der Goldene Herbst an den Fluss- und Kanalfarn ist ein weiterer Grund zur Teilnahme. Die Farben des Herbsts, von vielen Impressionisten oftmals zum Motiv gewählt, leuchten und sind unsere Wegbegleiter.



Im Goldenen Herbst erwartet Sie eine ganz besondere Flussreise. Mit dem Boutique-Schiff MS Magnifique IV reisen Sie im exklusiven Kreis von Amsterdam nach Arnheim bzw. in umgekehrter Richtung. Mit maximal 32 Gästen an Bord erleben Sie dabei die Flüsse, Grachten und Kanäle unserer Nachbarn und so wunderbare Städte wie Amsterdam, Arnheim, Den Haag und Gouda. Im Mittelpunkt der Reise steht auch der Impressionismus. Dieser Kunststil feiert in diesem Jahr seinen 150. Geburtstag und wir besuchen zusammen mit Ihnen die beiden Van Gogh Museen in Amsterdam und Otterlo.

- Charmantes Boutique-Schiff MS Magnifique IV
- Themenreise: 150 Jahre Impressionismus
- Van Gogh Museum Amsterdam und Kröller-Müller Museum in Otterlo
- Herbstreise zu unseren Nachbarn in die Niederlande

1. Tag: Busanreise von Köln zum Schiff. Individuelle Anreise oder über uns gebuchte Bahnreise nach Köln. Gegen Mittag erwartet Sie unser moderner Fernreisebus am Kölner Hauptbahnhof. Von hier geht es um 13 Uhr in direkter Fahrt zur Einschiffung nach Amsterdam. Dort erwartet uns die MS Magnifique IV mit ihrer sympathischen Besatzung zur Einschiffung. Nachdem Sie sich in Ihrer Kabine eingerichtet haben, begrüßt Sie Ihre Kreuzfahrtschiffleitung und Sie genießen das erste Abendessen an Bord.

2. Tag: Amsterdam – Van Gogh Museum. Den ganzen Tag liegt die Magnifique im Hafen von Amsterdam. Nach dem Frühstück machen wir uns auf den Weg zum Van Gogh Museum und besuchen die einmalige Ausstellung mit zahlreichen Werken des Meisters. Danach haben Sie noch genügend Zeit für einen Bummel durch die Stadt, denn wir verlassen Amsterdam erst am späten Nachmittag. Die Ausfahrt über die Grachten der Stadt läutet den Abschied ein und wir genießen ein weiteres Abendessen an Bord.

3. Tag: Den Haag – Mauritshuis Museum – Gouda. Von Oude Wetering aus starten wir zu unserem Ausflug nach Den Haag. Zunächst unternehmen wir einen Stadtrundgang durch die Innenstadt. Den Haag ist Regierungssitz der Niederlande und seit 1831 Residenz des Königshauses. Bevor wir uns auf den Rückweg nach Gouda machen, besuchen wir noch das Mauritshuis Museum. Berühmtestes Gemälde der Sammlung ist Vermeers „Das Mädchen mit den Perlenohrringen“. Gouda erreichen wir gegen 16 Uhr und die MS Magnifique erwartet uns dort zurück.

4. Tag: Kreuzen durch Holland. Heute kreuzen wir über die Kanäle, Grachten und Flüsse der Niederlande und erreichen am späten Nachmittag Wijk. Verfolgen Sie vom Sonnendeck aus die wunderschöne Flusslandschaft. An Bord erfahren Sie während eines Vortrags viel

über den Impressionismus im Wandel der Zeit. Abendessen an Bord.

5. Tag: Otterlo – Arnheim. Unser heutiger Tagesausflug führt uns nach Otterlo. In einem wunderschönen Nationalpark befindet sich das Kröller-Müller Museum. Es beherbergt die zweitgrößte Van Gogh-Sammlung weltweit. Mit 88 Gemälden und mehr als 150 Arbeiten auf Papier widmet sich das Haus ganz dem Werk von Vincent van Gogh. Nach der Rückkehr nach Arnheim unternehmen Sie einen Stadtrundgang und am Abend verabschiedet sich die Mannschaft mit dem Farewell-Dinner von Ihnen.

6. Tag: Busrückreise von Arnheim nach Köln. Nach dem Frühstück erfolgt die Ausschiffung und kurze Rückreise nach Köln. Ankunft gegen Mittag. Bitte nutzen Sie Züge nach 13 Uhr für Ihre individuelle Rückreise.

Bitte beachten Sie: An dem Terminen 30.10.–04.11. und 09.11.–14.11.2024 findet diese Reise bei gleichen Leistungen in umgekehrter Abfolge statt: Köln – Arnheim – Otterlo – Kröller-Müller Museum – Kreuzen durch Holland – Gouda – Den Haag – Mauritshuis Museum – Amsterdam – Van Gogh Museum – Köln.

Die MS Magnifique IV: Der Charme der Magnifique IV wird Sie bezaubern. Das Boutique-Schiff zählt zu den Besten seiner Art. Mit nur 18 Kabinen und Suiten sind es überschaubar groß und bietet dennoch jedweden Komfort. Egal ob in einer Hauptdeckkabine oder komfortabler in einer Suite auf dem Oberdeck – der Wohlfühlfaktor stellt sich sofort ein. Die Crew sorgt für eine angenehme Atmosphäre und verwöhnt Sie am Morgen mit einem Tischbuffet und abends mit abwechslungsreichen Menüs. Die gemütliche Bordbar lädt zum Verweilen ein und das Sonnendeck ist der richtige Aufenthaltsort nach wunderschönen Ausflügen am Tag.

Im Reisepreis bereits eingeschlossen: Busfahrt von Köln nach Amsterdam und zurück von Arnheim nach Köln bzw. umgekehrt • Flussreise mit MS Magnifique IV von Amsterdam nach Arnheim bzw. umgekehrt • 5 x Übernachtung an Bord von MS Magnifique IV • 5 x Frühstücksbüffet an Bord • 5 x Abendessen an Bord • Besuch des Van Gogh Museums Amsterdam • Besuch des Mauritshuis Museums in Den Haag • Besuch des Kröller-Müller Museums Otterlo • Stadtrundgänge in Den Haag, Gouda und Arnheim • Vorträge an Bord der MS Magnifique IV • Globalis-Tourenleitung an Bord • Reiseliteratur

Reisetermine / Reiseverlauf:

25.10. - 30.10.2024: aktuell ausgebucht
30.10. - 04.11.2024: Arnheim - Amsterdam
04.11. - 09.11.2024: Amsterdam - Arnheim
09.11. - 14.11.2024: Arnheim - Amsterdam

Reisepreise pro Person:

2-Bett-Kabine Haupt-Deck
2 Personen 1.599 € p.P. | 1 Person 1.999 €
Suite Ober-Deck
2 Personen 1.899 € p.P.

Optionale Wunschleistungen – nur vorab buchbar:

- Bundesweite Bahnreise nach Köln und zurück:
2. Klasse: 149 € p.P. | 1. Klasse: 199 € p.P.

Nicht im Reisepreis eingeschlossen:

- Individuelle Anreise nach Köln und zurück
- Getränke und Trinkgelder an Bord

Anfang August gab Danielle Bell, die Leiterin der UN-Menschenrechtsmission in Kiew, ein Interview über die Lage ukrainischer Soldaten in russischer Haft. Es war ein Alarmruf. „Fünfundneunzig Prozent“ der Kriegsgefangenen, sagte Bell, seien von den Russen gefoltert worden. „Es ist grauenvoll“, fügte sie hinzu. „Es ist das Schlimmste, was ich in meiner zwanzigjährigen Laufbahn gesehen habe.“

Wir haben mit zwei der Soldaten gesprochen, von denen Danielle Bell sprach. Der erste ist der Grenzsoldat Olexij Hulakow. Er ist gerade erst durch einen Gefangenaustausch freigekommen und befindet sich in einem ukrainischen Militärkrankenhaus. Wir sind gebeten worden, nicht zu schreiben, in welchem.

Olexij Hulakow erscheint im Trainingsanzug. Er sieht äußerlich gesund aus, aber mager. Sein Zimmer ist ein sauberer Raum mit drei Betten, karierten Decken und einem Nachttisch neben jedem Bett. Auf Olexij's Nachttisch liegt ein Apfel und ein Päckchen Zigaretten. Während wir sprechen, bittet er uns um eine Rauchpause, und wir gehen zusammen in den Garten der Klinik. In einer Laube unter Bäumen führen wir unser Gespräch fort, auf dem Tisch liegen Brettspiele und Karten.

Hulakow war 2023 in die Hände des Feindes geraten. Seine Einheit wurde von einer Welle russischer Sturmangriffe zum Rückzug gezwungen, feindliche Infanterie stürmte, und von überall kamen Schüsse aus den Büschen. Ein Kamerad nach dem anderen starb. Drohnen begannen Jagd auf die Flüchtenden zu machen, und um ihnen zu entkommen, teilte die Einheit sich in Zweiergruppen auf. Die Drohnen warfen Granaten ab, und Hulakow setzte sich bis zum Hals in einen Sumpf, damit sie ihn nicht sahen. Als die Drohnen schließlich abdrehten, schlug er sich zu einer Baumreihe durch, wo er die eigenen Soldaten vermutete.

Stattdessen warteten dort schon die Russen. „Waffe weg!“, schrie jemand. Er warf sie weg. „Hast du Granaten?“ – „Nein.“

Sie fesselten ihn und verbanden seine Augen, dann brachten sie ihn über mehrere Etappen in ihr Hinterland. Wurde er gefoltert? – Nein, sagt Olexij Hulakow. „Sie gaben uns Zigaretten, Wasser und Dosenfleisch.“

Also keine Misshandlungen? Doch, sagt Hulakow, einmal hätten die Russen ihn mehr als einen Monat lang mit vierzig anderen in einem fensterlosen Raum ohne Frischluft gepfercht. Und ja, er habe auch zu wenig Essen bekommen und sieben Kilo verloren. Und er habe zwei Monate lang seine Familie nicht informieren können. Zwei volle Monate hätten die Seinen nicht gewusst, ob er tot war oder lebte.

Olexij sagt uns aber auch Dinge, die unerwartet milde klingen. Er berichtet, die Verhöre der Russen seien „ohne physische Gewalt“ verlaufen. Niemand habe ihn „körperlich gequält“, Misshandlungen habe es „meist nur mit Worten gegeben“. Um sich die Zeit zu vertreiben, hätten seine Kameraden aus Brot Dominosteine gemacht, und niemand habe sie bestraft.

Je mehr Olexij so spricht, desto deutlicher weicht seine Darstellung von den erschütternden Berichten ab, welche die Vereinten Nationen seit Jahren über die Zustände in russischen Gefangenenlagern veröffentlichten. Uns kommt eine kurze Episode in Erinnerung, die uns gleich zu Beginn des Besuchs aufgefallen war. Ein anderer Soldat hatte sich dem Gespräch angeschlossen und Olexij einen Rat mitgegeben: „Erzähl nicht zu viel“, hatte der Soldat gesagt. „Wenn jemand, der freigekommen ist, der Presse zu schlimme Dinge erzählt, rächen sich die Russen. Und zwar an denen, die sie noch haben.“

„Olexij,“ frage ich jetzt, „Gibt es etwas, was Sie uns nicht sagen wollen?“

Olexij weiß, dass wir den Rat seines Kameraden mitbekommen haben. So denkt er also nur kurz nach, dann sagt er: „Es war schlimmer, als ich es beschrieben habe.“ Auch er habe gehört, dass die Russen Gefangene verprügelt hätten, wenn entlassene Kameraden in Interviews zu schlimme Dinge berichtet hätten. „Ich habe Angst, zu viel zu erzählen“, sagt er, „denn ich will niemanden in Gefahr bringen.“

Und dann erzählt er doch noch einiges. Es gab ein Lageritual namens „Empfang“, bei dem neu angekommene Gefangene auf dem Weg vom Bus zu den folgenden Stationen von Registrierung, Durchsuchung und Einquartierung durch Doppelreihen prügelnder Wärter laufen müssen. Er hat von den Schlägen gesprochen, die es auch danach immer wieder gab, meist aus faden-scheinigen Gründen. „Ich könnte euch noch viel mehr berichten“, sagt er. „Aber ich mache es lieber nicht.“

Bevor wir gehen, sprechen wir noch mit einem Militärpsychologen. Er erzählt uns, was Gefangene ihm erzählen, in allen grausamen Einzelheiten, schildert die seelischen Folgen der Gefangenschaft, von leichter Depression bis zu andauernder Zerrüttung. „Nach russischer Haft ist ein Mensch nicht mehr derselbe, der er vorher war.“ Am Ende aber bittet auch der Psychologe uns, einige Details seiner Schilderung nicht zu verwenden. Vor allem sollten wir bei der Schilderung von Missständen keine konkreten russischen

Erde, Schweiß und Blut

Fast alle ukrainischen Soldaten in russischer Haft werden gefoltert. Die Liste ihrer Qualen gleicht dem Drehbuch eines Horrorfilms. Wir haben zwei von ihnen getroffen.

Von Konrad Schuller und Daniel Pilar (Fotos)

Lager erwähnen. Die Russen könnten das mitbekommen und an den Gefangenen dort Rache nehmen.

Unser zweiter Gesprächspartner Andrij Najman, Stabsarzt des ukrainischen Heeres, trifft uns in einem Kiewer Park. Er trägt die „Wyschywanka“, das ukrainische Trachtenhemd, das seit einigen Jahren als Ausweis patriotischer Gesinnung wieder in Gebrauch gekommen ist. Seine Rede-weise ist präzise und entschlossen.

Andrij Najman gehörte zu den Soldaten, die während der mörderischen Belagerung der Stadt Mariupol zu Beginn des russischen Großangriffs das Stahlwerk Asowstal verteidigten. Er kam in Gefangenschaft, als die Ukrainer vor der endgültigen Kapitulation der Stadt beschlossen, erst einmal ihre Verwundeten an die Russen auszuliefern.

Und Andrij ging mit, denn er ist ja Arzt. Mit den Verwundeten zog er am 18. Mai 2022 durch die Trümmerlandschaft von Mariupol, durch Schrott und Blindgänger, hinüber zu den Russen. Die Ukrainer, die damals noch blieben, riefen ihnen ein „Haltet durch!“ hinterher, dann saß er schon in einem russischen Bus.

Andrij berichtet anders als Olexij. Er verschweigt nichts. Von Anfang an, sagt er, wurden er und die anderen geschlagen. Zuerst im Bus mit Fäusten und Gewehrkolben, und als sie das Ziel erreichten, das berüchtigte Lager Oleniwa nahe an der Front, erlebten sie das Gewalttritual des „Empfangs“ – genau so, wie Olexij es beschrieben hat: Durch Spaliere prügelnder Wärter ging es von Station zu Station, und unterwegs wurden Andrij und seinen Kameraden die Wertsachen abgenommen – Geld, Medikamente, medizinische Geräte, Eheringe, Uhren, Kopfhörer. Nichts wurde protokolliert.

650 Männer kamen in eine Baracke, die eigentlich für 120 gebaut war. Die Klos (drei Löcher im Boden) liefen ständig über, sie mussten mit Eimern wegbringen, was die Spülung nicht schaffte. Im Trinkwasser schwammen Kaulquappen.

Besonders quälend waren die ständigen Durchsuchungen. Da wurden die Gefangenen auf die Lagerstraße getrieben. Sie mussten nackt unter freiem Himmel im Hocksitzen warten, die Hände hinter dem Kopf, und dann wurde jeder einzeln zu einem Tisch zitiert. Die Wärter durch-

suchten bei jedem Habe, Decken oder Kleider. Während die Wärter suchten, musste das Opfer Kniebeugen machen. Wer nicht mehr konnte, wurde geschlagen, und weil so eine Durchsuchungsaktion anderthalb Stunden dauerte, wurde immer wieder jemand ohnmächtig. Beim An- und Abmarsch mussten die Gefangenen sowjetische Lieder singen und fast jeden Tag auch die russische Nationalhymne.

Die Essensausgabe war eine sorgfältig inszenierte Tortur. Andrij Najman berichtet, es habe nicht nur zu wenig Essen gegeben, sondern auch zu wenig Zeit zum Essen: anderthalb Minuten mittags und je eine Minute morgens und abends. Weil aber die Mahlzeiten kochend heiß aufgetragen wurden, habe man nur die Wahl gehabt, sich die Speiseröhre zu verbrennen oder hungrig zu bleiben. Wenn dann der Befehl zum Aufhören kam, musste man entweder sofort hinunterschlucken oder ausspucken, was man noch im Mund hatte. Wer noch kaute, wurde geschlagen. Manche Gefangenen bekamen Darmblutungen vom zu heißen Essen.

Doch Andrij Najman hat noch mehr erlebt. Er ist auch Zeuge des vermutlich

schlimmsten Verbrechens geworden, das Russland seit Beginn des Krieges an ukrainischen Gefangenen verübt hat: der Tötung von mindestens 50 Gefangenen durch einen Artillerieschlag auf eine Baracke im Gefangenenlager Oleniwa in der Nacht vom 28. auf den 29. Juni 2022. Najman berichtet, wie er diese Nacht erlebt hat. Am Tag davor, sagt er, hätten die Wärter Listen von bestimmten Gefangenen verlesen und die ausgewählten Männer in eine gesonderte Baracke gebracht. Er selbst habe nicht zu dieser Gruppe gehört, aber als es dann Nacht war, sei plötzlich aus der Richtung dieser Baracke ein Sturm von Explosionen und Schreien zu hören gewesen. Später spürte Andrij einen sehr speziellen Geruch – den „jeder Militärarzt kennt“, wie er sagt: die Kombination von Erde, Schweiß und Blut – stechend und unvergesslich für jeden, der das einmal gerochen hat.

Die Russen behaupteten später, nicht sie hätten das Lager Oleniwa beschossen, sondern die ukrainische Armee, und zwar mit amerikanischen Raketenwerfern des Typs HIMARS. Die Vereinten Nationen haben das nach einer ausführlichen Untersuchung entschieden bezweifelt. Ihre Beobachter bekamen zwar keinen Zugang zum verwüsteten Tatort, aber sie befragten Überlebende und werteten Fotos und Videos aus. Dabei gelangten sie zu der Überzeugung, dass die Baracke von Oleniwa „nicht von HIMARS-Raketen“ ukrainischer Truppen zerstört wurde. Die Schadensmuster hätten eher auf Einschläge von Osten her hingewiesen. Und im Osten standen damals die Russen.

Weitere Beobachtungen kommen hinzu. In den Berichten der UN heißt es, die Besatzer hätten den Tatort verändert und Beweismittel manipuliert. Zugleich wird vermerkt, die Wärter hätten sich vor den Explosionen auffällig verhalten. Die Lagerleitung habe kurz vor dem Angriff die Posten ein Stück von der Baracke wegverlegt, und anders als üblich hätten die Bewacher ausgerechnet dieses einen Hauses Schutzwesten und Helme getragen.

Insgesamt bestätigen die Berichte der UN fast alles, was Olexij Hulakow und Andrij Najman erzählen. Auf Basis von Befragungen entlassener Gefangener ist von gewalttätigen „Empfangsprozessen“ ebenso die Rede wie von Schlägen, Plünderungen, schmutzigem Wasser sowie dem Zwang, zu singen oder viel zu heißes Essen in viel zu kurzer Zeit hinunterzuwürgen. An einer Stelle fassen die Berichtersteller die Foltermethoden so zusammen: „Stechen, würgen, mit einer Tüte erstickern, drücken, schlagen oder treten gegen Verletzte, Angriffe durch Hunde oder Drohungen mit solchen Angriffen, Bedrohung mit Waffen, Scheinhinrichtungen, Einsperren in überhitzten Orten, Erzwingen von unangenehmen Haltungen, Hängen an Händen oder Beinen, Verbrennen mit Zigaretten oder Feuerzeugen, Unterkühlen, Verrenken oder Brechen von Gelenken oder Knochen, Abbinden von Gliedmaßen, sodass der Gefangene Schmerz fühlt oder fürchtet, wegen unterbrochener Blutzirkulation Gliedmaßen zu verlieren, sowie Androhung der Verstümmelung durch anlegen scharfer Gegenstände an Körperteile.“ Mehrere Gefangene hätten berichtet, dass die Täter gedroht hätten, Mitglieder ihrer Familien zu töten.

Oft wurde auch wirklich getötet: Die Vereinten Nationen berichten, sie hätten 32 russische Hinrichtungen an gefangenen Ukrainern registriert. Sieben Fälle konnten nicht verifiziert werden.

Auch die Ukrainer haben Gefangene, und auch über sie haben die UN berichtet. Ihr Tenor: Nicht alles ist gut, aber fast alles ist wesentlich besser als bei den Russen, und es gibt immer seltener Gewalt. Danielle Bell berichtete Anfang August, anders als in Russland gebe die Ukraine den UN „uneingeschränkten Zugang“ zu Gefangenenlagern. Anfangs, gleich nach dem russischen Großüberfall, habe es zwar auch in der Ukraine „einige Probleme“ gegeben, aber in den letzten anderthalb Jahren habe man Bedingungen beobachtet, die mit internationalen Normen im Einklang stünden.

In einem früheren Bericht hieß es, es habe vor allem im Frühjahr 2022, als die russischen Morde von Butschcha gerade bekannt geworden waren, auch auf ukrainischer Seite ein „Muster von Folter und Misshandlung“ gegeben. Auch Ukrainer hätten damals russische Gefangene getötet. Die meisten dieser Vorfälle ereigneten sich unmittelbar nach der Festnahme auf dem Schlachtfeld.

Allerdings scheint auch in dieser ersten Zeit die ukrainische Seite deutlich weniger brutal gewesen zu sein als die russische. Ein Jahr nach Kriegsbeginn berichteten 92 Prozent der entkommenen Ukrainer von Misshandlungen in russischer Gefangenschaft, unter den befragten Russen in ukrainischer Haft hatten nur 49 Prozent so etwas erlebt, und zwar meist an der Front unmittelbar nach der Festnahme. Die Dunkelziffer könnte höher sein, falls russische Gefangene sich scheuen, gegenüber den Beobachtern der Vereinten Nationen offen zu sprechen. Gemessen an den Fällen, die Russen damals und heute gemeldet haben, gibt es aber einen objektiven Rückgang. In einem Bericht vom letzten März heißt es, russische Gefangene hätten in keinem einzigen Fall von Misshandlungen in ukrainischen Haftanstalten berichtet.

Für Olexij Hulakow, den Grenzsoldaten aus dem Krankenhaus, und Andrij Najman, den Überlebenden von Oleniwa, hat nun das Leben nach der Gefangenschaft begonnen. Olexij sagt, die Armee stelle ihm frei, den Dienst zu quittieren, und er überlege noch, ob er das tun wolle. Andrij dagegen hat die Entscheidung schon getroffen. Mithilfe von „Repower“, einem ukrainischen Verein zur Unterstützung von Militärärzten und Sanitätern, gelang es ihm, nach der Gefangenschaft sein seelisches Gleichgewicht wiederzufinden. Heute dient er wieder als Arzt in einem Militärhospital. An freien Tagen demonstriert er für die Freilassung seiner gefangenen Kameraden und klagt die Verbrechen der Russen an. Von der Strategie des Verschweigens hält er nichts – auch wenn manche glauben, damit könne man Kameraden schützen. „Ganz gleich, ob wir reden oder schweigen“, sagt er. „Die Russen misshandeln unsere Jungs sowieso. Dass man in russischen Lagern die Option hat, der Folter zu entgehen, ist eine Illusion.“

Mitarbeit: Yulia Serdyukova



Oben: Der Grenzsoldat Olexij Hulakow in einem Krankenhaus in Kiew. Rechts: Der ukrainische Militärarzt Andrij Najman





Foto: Edmon de Haro

Meine Fehler, deine Fehler

Wer von sich erzählt, entscheidet: Was lasse ich aus, was betone ich? Das ist nicht egal, findet unser Autor. Weil unser Selbstbild den Umgang mit anderen bestimmt.

Von Moritz Hackl

N eulich habe ich für die Bewerbung auf ein Stipendium einen Lebenslauf geschrieben. Und wie man das so macht, habe ich alle prestigefähigen Stationen eingestreut. Sie wissen schon, die beste Version meiner selbst. Mein Philosophiestudium, den Sprung aus der Werbeagentur in den Journalismus, den ich immer erzähle, als sei ich dabei vom Saulus zum Paulus geworden, meine Ausbildung an einer „renommierten“ Journalistenschule und ein paar Stationen in Redaktionen, die ich seitdem absolviert habe. Ich fand, das las sich ganz gut.

Gleichzeitig wusste ich: Ich hätte meinen Lebenslauf auch ganz anders schreiben können, ohne dabei die Wahrheit zu verbiegen. Dann hätte ich angefangen mit dem zweiten Schuljahr, das ich wiederholen musste, weil ich einzelne Buchstaben gespiegelt geschrieben habe. Vielleicht hätte ich erzählt von den Jahren, in denen ich danach in diverse Lese-Rechtsschreib-Kurse der AWO gegangen bin und in die Ergotherapie. Möglicherweise wäre es darum gegangen, wie lang ich deshalb das Gefühl mit mir herumtrug, dass ich grundfalsch bin, dass aus jemandem wie mir, der so viel Hilfe braucht, doch sicher nichts werden kann. Ich hätte von meinem abgebrochenen Soziologiestudium erzählen können und meiner Depression, die meine Angst nach und nach in Menschenhass verkehrte. Bis ich schließlich eine vierjährige Psychoanalyse gemacht habe. Vielleicht hätte ich als Fazit unter diesen Lebenslauf geschrieben: Wie Sie sicherlich merken, brachte ich jede Unterstützung, die ich kriegen kann.

Natürlich habe ich das nicht gemacht, das wäre wahnsinnig gewesen. Viel besser ist es, das in die Zeitung zu schreiben. Spaß beiseite: Ich tue das nicht, weil ich Freude daran habe, mich öffentlich als Loser darzustellen. Ich frage mich, mit welchem der beiden Lebensläufe ich mich eher identifiziere, mit dem glattegezurrt oder dem verkrüppelten. Und ich glaube, dass es auch in unserem ge-

sellschaftlichen Diskurs wichtig sein könnte, darüber nachzudenken, ob die Art, wie wir mit unseren Fehlern umgehen, einen Einfluss darauf hat, wie wir andere behandeln. Gerade jetzt, da es oft so scheint, als durchzögen unsere Gesellschaft unüberbrückbare Gräben.

Es gehört zum Menschsein dazu, dass wir uns bewusst oder unbewusst in eine Geschichte einbetten. Die legendäre amerikanische Schriftstellerin Joan Didion hat den Satz geprägt, dass wir uns Geschichten erzählen, um unser Leben Bedeutung beizumessen. Aber die eigene Lebensgeschichte zu erzählen ist wie ein Glas Wasser aus dem Meer zu schöpfen und zu behaupten, das sei der Ozean. Denn wie ausschweifend man auch erzählt: Es ist niemals alles. Jede Aussage, die man über sich selbst trifft, bleibt zwangsläufig unvollständig.

Ich glaube, es ist nicht egal, welche Geschichte ich mir über mich selbst erzähle. Weil das nicht nur bestimmt, wie ich mich sehe, sondern auch, mit welchen Erwartungen ich an mich und andere Menschen herantrete. Bin ich nachsichtig, weil ich weiß, wie kompliziert es manchmal sein kann, so zu tun, als hätte man alles im Griff? Oder akzeptiere ich nur gestriegelte Menschen, die ihre Probleme mit sich selbst ausmachen und deshalb so wirken, als hätten sie keine?

Wenn Politiker Interviews geben, kommt es vor, dass sie die Texte zur Autorisierung vorgelegt bekommen, aber nichts mehr mit dem Gesagten zu tun haben wollen. Dann streichen sie Sätze, ändern Passagen, kreuzen ganze Absätze raus. Die Gründe dafür mögen sich unterscheiden, sicher ist aber: Da scheint es einen nicht aushaltbaren Unterschied zu geben zwischen dem Menschen, der das Interview gegeben hat, und dem öffentlichen Bild, das er gerne darstellen würde. Da passt etwas nicht zusammen.

Genau so habe ich es viele Jahre unter anderem damit gehalten, dass ich in der zweiten Klasse sitzen geblieben bin:

Wenn ich mich selbst befragt habe, was für ein Mensch ich bin, dann habe ich diese Zeit gestrichen. Sie passte nicht zu meinem Selbstbild. Wer bleibt denn schon so früh sitzen? Nur Idioten. Aber sicher kein ambitionierter Journalist! Also habe ich diese Erfahrung auf dem inneren Lebenslauf geschwärzt. Und warum auch nicht? Es ist unangenehm, darüber nachzudenken, dass ich an einer Aufgabe gescheitert bin, die so viele anderen mühelos bewältigen. Und mit dem Leben, das ich heute führe, hat das doch auch nichts zu tun. Oder?

Der siebenjährige Moritz steht in meiner Biographie neben vielen anderen Dingen für einen Fehler, den ich nicht so einfach in meine Geschichte einfädeln kann. Deshalb habe ich viele Jahre so getan, als hätte es ihn nie gegeben. Ich habe diesen kleinen Moritz allein im Klassenzimmer sitzen lassen, mit seinem Zeugnis in der Hand, in dem steht, dass er nicht versetzt wird. Damit wollte ich nichts zu tun haben. Und wenn ich an ihn dachte, dann voller Verachtung: Du bist schuld daran, dass ich heute so mit meinem Selbstvertrauen zu kämpfen habe, hättest du dich mal richtig angestrengt, wäre heute alles gut, was ist denn bitte so schwer daran, ein d von einem b zu unterscheiden?

Mit den Jahren bin ich gnadenlos im Umgang mit mir geworden. Sobald ich eine Schwäche an mir bemerkte, habe ich vor lauter Angst, es könnte wieder so etwas passieren wie damals in der zweiten Klasse, innerlich auf mich eingeprengelt. Bis nur noch ein Gefühl der Wertlosigkeit übrig blieb.

Wenn ich das so aufschreibe, kann ich gar nicht glauben, dass ich das mal für eine zielführende Strategie gehalten habe. Aber ich wusste es nicht besser. Weil ich um jeden Preis verhindern wollte, mir mein Leben mal genau anzuschauen und darüber nachzudenken, was meine Rückschläge und Fehler für mein Selbstbild bedeuten, überpinselte ich meine Geschichte mit einer fetten Schicht Make-up – und versuchte mir

inzureden, dass es das alles wirklich nicht gibt. Keine Fehler, kein Scheitern, keine Schwächen.

Auf Therapeutisch könnte man sagen: Ich habe gespalten. In mir gab es den Lebenslauf-Moritz, der nur gute Eigenschaften hatte, und den anderen, den Loser. Immer wenn ich etwas gemacht habe, worauf ich stolz sein konnte, kam das als Strichpunkt auf meine Positivliste. An allem Fragwürdigen, Fehlerhaften, Verurteilenswerten war der schlechte Moritz schuld. Blöderweise habe ich das nicht nur gedanklich mit mir selbst gemacht, sondern auch mit allen Menschen um mich rum. Jeder, der nett zu mir war oder meiner Meinung, der war okay. Alle anderen waren Idioten.

Wenn man sich darauf versteift, ausschließlich glorifizierende Geschichten über sich zu erinnern, mündet das schnell in Polarisierung. Wo es die Besten gibt, braucht es auch die Schlechtesten; wo es die Guten gibt, da gibt es auch Böse. Als mir meine Analytikerin dabei half, Empathie für den siebenjährigen Moritz zu entwickeln, als ich mich daran erinnerte, wie untröstlich ich war, weil es mir trotz vieler Mühen nicht gelungen war, mit den Leistungen meiner Mitschüler mithalten, da flutete mich die Scham. Mir wurde bewusst, wie grausam ich all die Jahre mit mir umgegangen war.

Aber vor allem erlöste mich das neu gefundene Mitgefühl davon, so hart mit mir selbst und anderen ins Gericht zu gehen; etwas, das wir nebenbei alle heute sehr rasch und unnachgiebig tun: uns selbst – und andere – runterzumachen, abzuwerten, zu verurteilen, als Versager oder Idioten abzutun. Was für eine Befreiung es war, als ich nicht länger das unrealistische Selbstbild eines Moritz aufrechterhalten musste, der nur gut war! Ich habe gelernt zu akzeptieren, dass alle Fehler, alle Schwächen, genauso zu mir gehören wie die Dinge in meinem Leben, auf die ich stolz sein kann. Ich habe gelernt, Verantwortung zu übernehmen.

Was in der Therapie und für den Blick auf das eigene Selbst gut funktioniert,

wird komplizierter, wenn man es auf unsere Gesellschaft anwendet. Wir müssen nicht nach Amerika schauen, um Beispiele für unzureichende Erinnerungsarbeit zu finden. Uns sollte allein zu denken geben, in wie vielen Familien die Frage zu betretenem Schweigen führt, was die Verwandtschaft während des Krieges gemacht habe. Wie tief kann ein „Nie wieder“ wurzeln, wenn wir uns kaum Geschichten darüber erzählen, wie unsere Vorfahren zu großen Teilen glühende Anhänger des Nationalsozialismus werden konnten?

Wer sich heute durchs Internet klickt, der kommt um den Eindruck nicht herum, dass die meisten Kommentatoren scheinbar genau wissen, was richtig und was falsch ist. Sie können Gut von Böse unterscheiden, Freund von Feind. Vor dem Hintergrund meiner persönlichen Erfahrung mit der Spaltung denke ich, dass so etwas nur dann möglich ist, wenn jemand davon ausgeht, dass der andere ein Idiot ist, solange er nicht die eigene Meinung teilt – weil man selbst ja nur gut ist. Böse sind natürlich nur die anderen. Dann wünschte ich, man könnte den Leuten rüberreden: Erinnerung dich doch nur an all die Male, in denen du felsenfest von etwas überzeugt warst – und es sich später als Fehler erwies.

Dabei geht es mir selbstverständlich nicht darum, dass man moralisch fehlgeleitetes Verhalten nicht als solches benennen darf, dass man Unschärfen bei der Unterscheidung von Tätern und Opfern zulässt. Sondern darum, dass man sich bewusst machen sollte, dass die wenigsten Menschen Böses tun, weil sie das Böse wollen. Sie tun es, weil sie es fälschlicherweise für das Gute halten.

Ich bin mir noch nicht ganz sicher, was das alles für den nächsten Lebenslauf bedeutet, den ich schreiben werde. Vielleicht beschränke ich mich auf folgenden Satz: Nach meiner Geburt ging es mehr oder weniger turbulent zu, und manchmal sind nicht alle anderen die Idioten, manchmal bin ich es selbst.

AM RANDE DER GESELLSCHAFT

VON HAUCK & BAUER



Herr Reiter, diese Woche wurde bekannt, dass die NASA-Astronauten Barry „Butch“ Wilmore, 61, und Sunita „Suni“ Williams, 58, aufgrund eines Defekts der Boeing-Astronautenkapsel CST-100 „Starliner“ acht Monate statt wie geplant acht Tage auf der Internationalen Raumstation ISS bleiben müssen. Wie viele andere Astronauten sind gerade da oben? Insgesamt neun, einschließlich der zwei, die mit dieser Kapsel dort oben gewissermaßen gestrandet sind.

Und für wie viele ist Platz?
Platz ist sogar für mehr. Normalerweise arbeiten sieben Personen dort oben durchgehend. Wenn eine Besatzung ausgetauscht wird, sind in der Übergangszeit bis zu elf Personen an Bord. So eine Übergabe, die dauert meistens eine Woche, und dann geht die Zahl wieder auf sieben Personen zurück.

Und hat man da sein eigenes Schlafzimmer?
Nein. Man muss sich in einem der ISS-Module einen Platz suchen. Man hat einen Schlafsack, der kann am Boden, an der Wand oder der Decke angebracht werden. Da nächtigt man – in der Schwerelosigkeit ist das vollkommen egal.

Kaffee wird auf der ISS ja aus recyceltem Wasser gemacht, und am 24. September soll die Raumkapsel „Crew Dragon“ des Konkurrenten SpaceX von Elon Musk zur ISS fliegen und Nachschub bringen. Aber reichen bis dahin das Essen, das Duschgel und die Kleidung für die beiden zusätzlichen Personen?
Definitiv. Denn seit dem dramatischen Unfall mit der Raumfähre Columbia 2003, bei dem sieben Astronauten gestorben sind, hat man sich auf eine Situation eingestellt, dass Versorgungsraumschiffe nicht wie geplant dort oben ankommen könnten. Gegenwärtig sind drei Versorgungsraumschiffe an die ISS angedockt, und man hat so viel Vorräte, dass die Besatzungen immer mindestens ein halbes Jahr versorgt sind – selbst wenn alle Versorgungsflüge ausfallen.

Was ist das größte Problem, wenn man so lange da oben ist? Wird es dann irgendwann langweilig?
Mit Sicherheit nicht. Denn man hat einen sehr, sehr intensiven und gedrängten Tagesplan. Die Hauptaufgabe der Besatzung ist die Durchführung von wissenschaftlichen Aufgaben. Ungefähr 70 Prozent der Arbeitszeit dienen dazu. 30 Prozent muss man für Wartung und Instandsetzung von Bordsystemen einplanen. Und dann kommt dazu, dass man sich natürlich auch sportlich fit halten muss, jeden Tag etwa zweieinhalb Stunden.

Und das gilt dann auch für Suni Williams und Butch Gilmore?
Ja. Die sind beide schon mal für Langzeitmissionen dort oben gewesen, Suni Williams sogar schon zweimal. Insofern ist ihnen die Situation nicht unbekannt, und sie können der Crew mit Sicherheit wunderbar bei der Wartung und den wissenschaftlichen Aufgaben behilflich sein.

Sie meinen also, für die beiden ist das alles gar kein Problem?
Na ja, wissen Sie: Natürlich sind sie davon ausgegangen, dass sie nach einer Woche wieder zurück sind. Aber wer auf so einem Testflug ist, der weiß, dass es unvorhergesehene Ereignisse geben und dass es länger dauern kann. Wie die beiden jetzt damit umgehen, das kann ich nicht sagen. Aber aufgrund der Tatsache, dass beide lange Zeit schon mal an Bord der Raumstation gelebt und gearbeitet haben, denke ich mal, werden die sich da sehr schnell einfinden. Aber klar wird das alles nicht nur Begeisterung bei ihnen auslösen.

Kennen Sie die beiden persönlich?
Suni Williams kenne ich sehr gut, sie war nach meiner Mission 2013/2014



„Das wird nicht nur Begeisterung bei ihnen auslösen“: Astronauten Butch Wilmore und Suni Williams Foto AFP

den Astronauten, die nun am Boden bleiben müssen, damit Wilmore und Williams im Februar auf diesen beiden freien Plätzen mit zurück zur Erde fliegen können, sind vermutlich sehr enttäuscht? Ja, das ist für sie sicherlich ein kleiner Dämpfer, aber sie werden dann mit Sicherheit in die nächste Crew mit reingenommen, und so verschiebt sich alles nur ein bisschen. Für die betroffenen Besatzungsmitglieder ist das kein Drama.

Werden Suni Williams und Butch Wilmore jemals wieder ins All fliegen, oder sind sie jetzt traumatisiert?
Bestimmt nicht! Sie werden wohl nicht in der Woche nach ihrer Landung wieder in ein Raumschiff einsteigen. Aber ich würde mich nicht wundern, wenn sie ganz normal weiterhin für solche Missionen zur Verfügung stehen und auch bei der Firma Boeing wieder solche Tests wie mit dem „Starliner“ machen würden.

Was war denn bei Ihnen das Erste, was Sie nach diesen sechs Monaten im All auf der Erde gemacht haben?
Man ist erst mal damit beschäftigt, dass der Körper sich wieder an die Schwerkraft gewöhnt. Die ersten Stunden sind da nicht so furchtbar angenehm. Und dann freut man sich, seine Familie wieder in die Arme zu schließen. Frisch zubereitetes Essen – ein schöner frischer Salat oder eine frisch zubereitete Mahlzeit! Dass man Regen erleben kann, im Wald spazieren gehen kann und den Duft von Blumen und Pflanzen wahrnimmt. Dass man seine Freunde wiedersieht.

Dürfen die beiden eigentlich Extrawünsche äußern für die „Crew Dragon“, was die mitbringen soll? Ich habe gelesen, dass eine italienische Astronautin mal herausgeschlagen hat, dass sie eine Kaffeemaschine da oben hingestellt bekam.
Ich glaube nicht, dass die NASA solche Wünsche mal eben so erfüllt. Und wenn Sie von meiner italienischen Kollegin Samantha Cristoforetti reden: Die Lieferung einer Espresso-Maschine war keine spontane Entscheidung. Der Bau eines solchen Geräts, das in der Schwerelosigkeit funktioniert, ist eine echte ingenieurtechnische Herausforderung, die seinerzeit im Rahmen eines kleinen Projekts realisiert wurde. Ob das Gerät heute noch an Bord ist, weiß ich nicht. Aber man darf sich das wirklich nicht so vorstellen, dass da jeder einfach sagen kann: Ich möchte jetzt eine Popcornmaschine da oben, und der Nächste will weiß der Kuckuck was. Nein, so geht das nicht.

Also keine Extrawünsche?
Sie werden bestimmt gewisse Wünsche für die Zusammenstellung der Essenscontainer äußern können. Aber ob das was nützt, ist nicht sicher. Denn man verzehrt da oben nicht diese Nahrungscontainer, die mit der letzten Kapsel geliefert wurden, sondern immer das, was schon seit längerer Zeit in den Vorratskammern lagert. Manchmal wird aber ein bisschen frisches Obst geliefert. Das können sie sich vielleicht wünschen.

Und was ist der größte Luxus an Bord der ISS?
Dass man fast zu jeder Zeit mit seiner Familie oder mit Freunden und Kollegen telefonieren kann, sofern eine Verbindung zu einem Relaisatelliten besteht. Das ist schon eine tolle Sache. Darüber hinaus hat man die Möglichkeit, jedes Wochenende mit der Familie über eine Videokonferenz in Verbindung zu treten. Alleine diese Möglichkeiten geben einem das Gefühl, dass man nicht so furchtbar weit weg ist.

Die Fragen stellte Katrin Hummel.

Thomas Reiter ist ehemaliger Raumfahrer, war Brigadegeneral der Luftwaffe und ESA-Koordinator „Internationale Agenturen“ sowie Berater des ESA-Generaldirektors.

war für mich, dass die Familie darauf vorbereitet war und nicht davon überrascht wurde. Auf der anderen Seite muss man sagen, sechs Monate statt dreieinhalb Monate ist jetzt auch nicht so der Beinbruch. Statt einer Woche acht Monate, das ist sicherlich schon schwerer zu verdauen. Insbesondere für die Ehepartner und Familien. Aber die sind sehr gut in den Kreis der Familien von anderen Astronauten eingebunden, sodass sie bestimmt eine tolle Unterstützung haben.

Wieso bringt die „Crew Dragon“, die vermutlich am 24. September zur ISS fliegt, Wilmore und Williams nicht zurück zur Erde? Wäre das zu teuer?
Ja, natürlich. Jeder Start kostet einen hohen zweistelligen Millionenbetrag. Und diese Langzeitexpeditionen werden Jahre im Voraus geplant. Die entsprechenden Trägerraketen müssen bestellt werden, die lagern ja nicht auf irgendeiner Halde und werden einfach so zur Startrampe gebracht. Und dass man jetzt da mal schnell eine Rakete hochschickt oder eine „Dragon“-Kapsel, um da zwei Leute abzuholen, das wäre finanziell nicht vorstellbar. Es gibt allerdings Situationen wie medizinische oder andere Notfälle an Bord der Station, bei denen eine solche kurzfristige Rettungsmission notwendig werden könnte.

Ursprünglich sollten mit der „Crew Dragon“ am 24. September vier Astronauten zur ISS fliegen. Die bei-

meine Nachfolgerin. Sie kam mit dem Shuttle hoch, mit dem ich zurückgefliegen bin. Also, die beiden können sich da schon zurechtfinden. Da habe ich keine Bedenken.

Können Sie sich noch erinnern, was die ESA Ihnen für den Fall, dass Sie viel länger dort oben bleiben müssen, damals in der Vorbereitung mit an die Hand gegeben hat?

Bei meiner ersten Mission 1995 zur russischen Raumstation MIR sollte die Mission eigentlich nur dreieinhalb Monate dauern. Und dann wurden wir noch am Boden darüber informiert, dass es Versorgungsprobleme mit den Trägerraketen geben könnte und wir deshalb möglicherweise nicht nach dreieinhalb Monaten, sondern erst nach sechs Monaten zurückkehren könnten. Als dieser Fall tatsächlich eintrat, war das keine große Überraschung. Aber die gesamte Ausbildung, die man durchläuft, ist darauf ausgelegt, dass man mit besonderen Situationen umzugehen lernt. Ein spezielles mentales Training dafür gibt es aber nicht.

Wie sind Sie denn damals damit umgegangen?
Das war in dem Moment eigentlich eher eine positive Nachricht, denn damit einher ging ein zweiter Außenbordeinsatz. Und Außenbordeinsätze sind immer etwas ganz Besonderes. Das Wichtigste



Ex-Astronaut Thomas Reiter musste selbst auch schon einmal zweieinhalb Monate länger im All bleiben als geplant. Foto dpa

„Sie werden sich schnell einfinden“

Lost in Space: Zwei Astronauten müssen statt acht Tagen wohl acht Monate im All bleiben. Wie mag es ihnen nun gehen? Thomas Reiter, selbst ehemaliger Raumfahrer, über die gestrandeten Kollegen.

LESEBRIEFE

Vorsicht vor Höcke
POLITIK Zu „Der nette Herr Höcke“ von Justus Bender (25. August): Das potentiell Gefährliche steckt darin, dass sich das Böse einen Weg schaffen will und wird. Psychisch gereifte und integrierte Persönlichkeiten sind in der Lage, den inneren Konflikt zwischen Gut und Böse zu lösen. Bei sogenannten gespaltenen Persönlichkeiten drängen die nicht integrierten Impulse nach außen, müssen sich in Handlungen äußern. Herr Höcke ist kein Politiker, dem man etwas anvertrauen kann. Er wird ein Agitator und Manipulator bleiben. Achtung vor der „Banalität des Bösen!“
Dr. Gerhard Schell, Stuttgart

Höcke durchschauen
POLITIK Zu „Der nette Herr Höcke“ von Justus Bender (25. August): Solche Darstellungen der Persönlichkeit einzelner Politiker der extremen Rechten und Linken sollte es viel öfter geben. Denn die Damen Weidel und Wagenknecht haben ja das gleiche perfide Gedankengut, was aber leider von der Mehrheit der Bevölkerung nicht durchschaut wird. Unsere träge gewordene Gesellschaft, die mit dem Wohlstand nicht klarkommt, muss erst darauf hingewiesen werden, auf welcher hinterlistigen Art und Weise diese Demagogen vorgehen. Wenn es zu spät ist, ist es zu spät.
Werner Gaddum, Ilvesheim

Die menschliche Seite
POLITIK Zu „129 Tage in Geiselhaft“ von Christian Meier (18. August): Der Artikel über die befreiten israelischen Geiseln war sehr gut, da er die menschliche Seite in den Vordergrund stellte. Ich bin dankbar, dass so prominent über das Leid jener berichtet wird, die einfach zum falschen Zeitpunkt am falschen Ort waren.
Peter Monadjemi, Esslingen

Oma auch gegen links
LEBEN Zu „Sie kann stricken, backen und sich wehren“ von Helene Rübnsch (11. August): Da ich zufällig genauso alt bin wie Frau Shaikh von den „Omas

gegen Rechts“, ebenfalls Oma von drei Enkeln und noch dazu auch in Frankfurt am Main zu Hause bin, möchte ich sagen: Ja gut, den „Omas gegen Rechts“ geht es zuvörderst um die Haltung. Aber genau damit hatte ich von Anfang an ein Problem, weil sie sich derart einseitig positionieren. Warum nur gegen rechts und nicht auch gegen links? Das macht mich skeptisch. Wäre es eine Bewegung, die ganz grundsätzlich für eine lebendige Demokratie eintritt und sich gegen jedwede Art von Extremismus wendet, hätte ich mich ihnen längst angeschlossen. Denn wie Frau Shaikh sage ich von mir: Ich engagiere mich politisch nicht für mich, sondern für eine lebenswerte Zukunft. Da-

von profitiert die nachfolgende Generation eindeutig länger als jemand wie ich mit fast 70 Jahren.
Gabi Cappel, Frankfurt

Reiten ist auch schön
LEBEN Zu „Wie lange willst du dir das antun?“ von Joshua Kocher (25. August): Dies ist erst der zweite Leserbrief in meinem Leben (Jahrgang 1954): Ich habe noch nie so einen emotionalen und für einen Nichtfußballer fast zu Tränen rührenden Artikel über diesen Mannschaftssport gelesen! Ich kann mitfühlen, denn auch ich bin süchtig nach meinem Sport: Reiten über feste Hindernisse. Mein Tipp an den Autor: Gegenüber

von Eurem Sportplatz in Ihringen ist ein Reitverein mit tollen Geländesprüngen, dort kann man üben, süchtig werden und bis in mein hohes Alter auch mal gegen Olympiasieger reiten.
Frieder Andres, Wehr

Finger weg vom Handy
REISE Zu „Vom Glück, ohne Handy zu sein“ von Andreas Lesti (25. August): Herrlich, dieser Gedanke, dank pittoresker Alpenwelt die eigenen Kinder von den Wonnen des Digital Detox zu überzeugen und sich glücklich in der Nachbarschaft des Bergretters von der Smartphone-Abhängigkeit zu erholen! Aber Achtung: Urlaub ist

Urlaub und Alltag bleibt leider Alltag. Die Herausforderung ist, Digital Detox alltagsfähig umzusetzen, sich selbst zu disziplinieren und dadurch im Alltag den Kindern ein Vorbild sein. Und das ist leider schwer.
Kerstin Zander, Eltville

Leserbriefredaktion
der Frankfurter Allgemeinen
Sonntagszeitung,
60267 Frankfurt/Main,
E-Mail-Adresse:
sonntagszeitung.leserbriefe@faz.de

Um möglichst viele Leserbriefe veröffentlichen zu können, sind wir leider häufig gezwungen, sie zu kürzen. Wir lesen alle Briefe sorgfältig und beachten sie, auch wenn wir sie nicht beantworten können.

Papa ist kein Weg zu weit

Sebastian Tigges war früher Rechtsanwalt, heute spricht er auf Social Media offen über die Anforderungen an moderne Väter und über seine Depression. Dabei bietet er das, was in der Branche viele wollen: Authentizität. *Von Felix Hooff*

Seit anderthalb Stunden schlenkert Sebastian Tigges jetzt schon durch seinen Kiez in Prenzlauer Berg, redet über die Vereinbarkeit von Familie und Beruf und sein Bild von moderner Vaterschaft. Würde er dabei einen Kinderwagen schieben und ihn eine Kamera quasi aus der Perspektive des darin liegenden Säuglings filmen, wären wir mittendrin in seinem bekanntesten Videoformat auf Instagram (@tigges). Früher war Tigges Rechtsanwalt, heute ist er Influencer, Podcaster und Elternaktivist. Und er ist der „Walking Dad“, so heißt die Rubrik, in der Tigges mit dem Kinderwagen durch die Gegend läuft und sich Gedanken über das Leben als Vater macht.

Wer nicht selbst in der Elternblase lebt, wer sich nicht stundenlang auf dem Spielplatz oder während der Einschlafbegleitung durch die Social-Media-Feeds scrollt, der hat von Sebastian Tigges möglicherweise noch nie gehört. Wer aber kleine Kinder hat und Rat sucht oder einfach nur hören will, dass sich andere Eltern auch so schwer mit den vielen kleinen Herausforderungen des Alltags tun, der ist Tigges und seiner Frau, der Schauspielerin Marie Nasemann, wahrscheinlich schon einmal begegnet.

In seinen Instagram-Videos widmet sich Tigges Fragen wie der, warum in Deutschland nicht einmal jeder zweite Vater Elternzeit nimmt oder warum viele Paare eine gleichberechtigte Aufteilung der Sorgearbeit zu Hause scheuen. Unter den vielen „Momfluencerinnen“ – Müttern, die ihre Erfahrungen mit Mutterschaft in sozialen Medien teilen – hebt er sich als einer der wenigen relevanten „Dadfluencer“ hervor.

In seinem Podcast „Family Feelings“ kehrt das Paar Nasemann/Tigges sein Innerstes nach außen: Wenn es um den Umgang mit dem „inneren Kind“ geht, um die Erwartungen der eigenen Eltern oder darum, ob man als Eltern noch Sex hat (und wie sich das einrichten lässt), fühlt man sich als Zuhörer manchmal wie ein voyeuristischer Gast bei einer Paartherapie. Immer wieder machen sie dabei auch ihren Frust, ihren Streit, ihr Scheitern öffentlich und sorgen bei den Hörern für Erleichterung: Denen geht's wie uns! Dieser Sound trifft den Nerv einer Elterngeneration, die es anders machen will als die eigenen Eltern, die näher dran sein will, weniger schimpfen, mehr auf Augenhöhe sein, sich ständig selbst hinterfragend.

Sebastian Tigges ist ein Sonderfall in der Welt der Influencer, in der es oft vor allem um gute Selbstvermarktung geht. Die beherrscht der Enddreißiger mit dem Hang zu extravaganter Kleidung zwar auch, doch versteht er sich ebenso als Aktivist für die Belange von Eltern und formuliert immer wieder politische Forderungen. Vor seinem Leben als Social-Media-Bekanntheit übte er einen klassischen Beruf aus, der in maximalem Kontrast zu seiner heutigen Tätigkeit steht: Tigges ist gelernter Jurist und war bis vor wenigen Jahren als Anwalt für Insolvenzrecht tätig.

„Ich hätte nicht gesagt, mein Berufswunsch ist Content Creator“, sagt er heute, „aber es hat sich ganz natürlich so entwickelt und fühlt sich meistens richtig an.“ Tigges ist in Düsseldorf aufgewachsen, sein Vater hatte eine eigene Kanzlei, auch seine Mutter und seine ältere Schwester arbeiteten als Juristinnen. Er selbst kam erst über Umwege zum Jurastudium, schloss zwei Staatsexamen ab und arbeitete in einer renommierten Großkanzlei. „Ich war ein bisschen stolz, dass ich in so einem Laden gelandet bin, und habe daraus auch Selbstbewusstsein geschöpft“, sagt er rückblickend, aber etwas habe gefehlt: „Ich war da nicht hundertprozentig richtig.“

Wenn alles „einigermaßen läuft, wie ich es mir wünsche“, wird er nicht mehr praktizieren, höchstens ab und zu Freunden bei juristischen Fragen helfen. „Aber“, fügt er hinzu, „man weiß es nicht.“ Die Angst, dass das Interesse am Eltern-Content eines Tages nachlassen, die gemeinsame Podcast-Firma sich nicht mehr tragen könnte, schwingt mit.

Die Erfahrungen aus dem ersten beruflichen Leben und eine mögliche Rückkehr ins Angestelltenverhältnis könnten als Lebensversicherung dienen, auch wenn Tigges betont, dass das nicht sein Wunsch ist. Der Influencer-Job ist nicht sein erster Ausflug in eine andere Berufswelt: Mit zwei Freunden hat er 2018 ein Start-up für Eierlikör gegründet und im vergangenen Jahr verkauft.



Dadfluencer: Sebastian Tigges in seinem Heimatviertel Prenzlauer Berg (oben) und mit seiner Ehe- und Podcast-Partnerin Marie Nasemann
Fotos Laila Sieber, Isabell Kessler



Vorbei geht es an hübschen Läden und netten Cafés, hier und da wird Sebastian Tigges beim Überqueren der Straße begrüßt. Er findet schon, dass er inzwischen öfter erkannt wird, auch wenn der Personenkult sich in Grenzen hält und er nicht ständig angesprochen wird, was er auch gar nicht so gut fände. Und: Die Leute sind diskret; wenn er mit seinen beiden Kindern unterwegs ist, lassen sie ihn in der Regel in Ruhe.

Auch wer ihn nicht kennt, denkt bei seinem Anblick vermutlich: Der gehört hierher. Optisch entspricht er dem Bild, das viele vom Prenzlauer Berg und sei-

nen Bewohnern haben. Und es ist ja auch sein Kiez, hier hat er schon gewohnt, bevor seine Frau Marie nach Berlin kam, hier sind sie noch mehrfach umgezogen, zuletzt etwas weiter raus, aber immer noch in derselben Gegend. Das Büro, das sie zu Corona-Zeiten angemietet haben, wollen sie gerade wieder loswerden, *downsizen*, weil sie doch nicht so groß in die Videoproduktion eingestiegen sind wie ursprünglich geplant und es auch der Arbeitsplatz im Homeoffice tut. Aber noch ist das hier Sebastian Tigges' täglicher Arbeitsweg: Erst die Kinder in die Kita bringen, dann einen Kaffee und ein

Croissant im Lieblingscafé holen, dann ins Büro und bis mittags kreativ sein, Inhalte produzieren, für die Follower auf Instagram und Youtube und für die Hörerinnen und Hörer des eigenen Podcasts.

Damit Sebastian Tigges den Anwaltsberuf aufgab, brauchte es „einen Schubser“, und der kam von Marie Nasemann. Sie wurde als Teilnehmerin von „Germany's Next Topmodel“ bekannt und ist mittlerweile auch als Influencerin, Schauspielerin und Unternehmerin tätig. Er bewunderte ihre Arbeit und ihr kreatives Umfeld. Nach der Geburt ihres gemeinsamen Sohnes im Jahr 2020 nahm er für ein Jahr Elternzeit, während sie ihre Karriere vorantreibt. Danach, da hatten sie bereits ihren gemeinsamen Podcast, kündigte er.

Heute lesen 124.000 Menschen seine Beiträge auf Instagram. Die Reichweite seiner Frau ist fast doppelt so hoch, was ihn manchmal ebenso wurmt wie die Tatsache, dass er immer wieder nur als „der Mann von“ bezeichnet wird. Dafür zeigen die meisten Nachrichten seiner Anhänger ihm, dass er den richtigen Ton trifft. Wenngleich er primär gar nicht seinesgleichen erreicht: 86 Prozent seiner Followerschaft auf Instagram sind Frauen, wozu Tigges nüchtern anmerkt, dass das eben ziemlich genau widerspiegelt, was er sich da draußen für Themen wie Care-Arbeit und „Mental Load“ interessiert. Immerhin schreiben einige, sie hätten einen seiner Beiträge an ihre Männer weitergeleitet.

Sebastian Tigges hingegen lebt gleichberechtigte Elternschaft. Die Entscheidung für die Elternzeit würde er immer wieder so treffen. Die Zeit sei „entbehrungsreich, aber auch sehr lehrreich“ gewesen: „Da war ich im Überlebensmodus. Ich habe viel geflücht, viel gehadert, war viel am Limit.“ Auf die Überlastung folgte eine Depression, auch über seinen viermonatigen Aufenthalt in einer Tagesklinik und die daran anschließende Therapie spricht Tigges im Podcast und damit noch über ein anderes Themenfeld: mentale Gesundheit.

Heute sagt er, dass er wohl schon länger an wiederkehrenden Depressionen gelitten habe; die Überforderung mit der neuen Situation habe dann dazu geführt, dass seine alten Strategien nicht mehr gebriffen hätten. Wenn er an die ersten beiden Jahre mit seinen Kindern zurückdenkt, „habe ich mir das ein bisschen ver-

saut und konnte das so gar nicht alles genießen. Das ist schon sehr traurig.“ Glaubt er, dass es vielen Vätern so geht? „Ich glaube schon, dass viele Eltern, die zum ersten Mal Kinder bekommen, an ihre Grenzen stoßen. Und dass es vielleicht tendenziell Vätern eher schwerfällt, damit klarzukommen, mit ihren Emotionen in Kontakt zu treten, weil sie emotional nicht so ganz bei sich selbst sind.“

Könnte das nicht seine „Mission“ sein, mehr Männer dazu zu ermutigen, sich den eigenen Gefühlen zu stellen? Tigges mag den Begriff „Mission“ nicht, sagt aber: „Wenn nur ein paar Väter von mir lesen und sagen: Ja, dann mach ich vielleicht auch mehr Elternzeit oder nehme auch mal ein paar Therapiestunden“, dann ist es doch megacool.“

Authentizität sei ein überstrapazierter Begriff in den sozialen Medien, das schiebt Sebastian Tigges sicherheitshalber gleich hinterher, als das Gespräch darauf kommt. Doch wenn das Mikrophon oder die Kamera angeht, könne er nicht einfach eine Rolle spielen: „Eine Persona anzuschaffen wäre mir zu anstrengend. Ich bin dadurch verletzlich und lasse mich mehr an mich ran, aber das ist mir lieber, als so ein künstliches Ding aufzumachen.“ Welche Themen sind für ihn tabu? „Ich schütze auf jeden Fall die Privatsphäre meiner Kinder“, sagt er. Die sind fast drei und viereinhalb Jahre alt, werden immer selbständiger, haben eigene Freunde. Die „Windeln“-Folge des Podcasts würde er so heute nicht mehr machen, weil er keine Details preisgeben möchte, für die sich seine Kinder schämen könnten.

Kritik von außen bezieht sich meistens auf die privilegierte Situation des Paares. Nach dem Motto: Wer mit seinen Kreativjobs so gut verdient, dass er sich Babysitter und eine Familienauszeit in Südafrika leisten kann, der beschreibt nicht das wahre Leben der gestressten Eltern da draußen. Wobei Nasemann und Tigges zumindest im akademischen, gut verdienenden Milieu einen Nerv treffen. Tigges sagt: „Mein Beruf erlaubt es mir, von neun bis drei im Büro zu sein, meine Kinder in die Kita zu bringen und wieder abzuholen. Das ist privilegiert. Ich finde es schon wichtig, dass man seine Privilegien, wie man so schön sagt, checkt und das nicht ignoriert. Aber was soll man sonst sagen? Außer ja, es stimmt, ich bin privilegiert und Punkt.“ Zu einem Shit-

storm über sein Tragen von Nagellack als feministisches Statement Ende vergangenen Jahres sei bereits alles gesagt, findet er.

Mittlerweile haben wir gefühlt das ganze Viertel abgeschrieben, über den einen oder anderen Platz sind wir mit ziemlich großer Sicherheit schon mehrfach gelaufen. Zeit, eine letzte Frage zu stellen. Tigges blickt erwartungsvoll, die Sonnenbrille baumelt trotz strahlender Vormittagssonne lässig an einem Brillenband. Die „modernen“ Väter von heute hatten ja „klassische“ Väter als Vorbilder, ebenjene Vätergeneration, welche die heutigen Papas als Kinder erlebten. Diese Generation gilt im Vergleich als strenger, weniger nahbar, ihre Erziehungsmethoden hallen in den Vätern von heute nach. Also: Wie oft begegnet ihm der eigene Vater im Alltag, wie sehr taugt er als Referenzpunkt für seine Vaterrolle? „Der taucht immer wieder auf. Aber eher in der Form, dass ich mich in bestimmten Situationen frage: Wie hat er das wohl mit mir erlebt? Ich kann ihn jetzt besser verstehen, weil ich die Intensität der Emotionen kenne.“ In den vergangenen Jahren hätten sie beide sich noch mal heftig aneinander gerieben, aber nun habe er den Eindruck, ihm auf Augenhöhe zu begegnen.

Heute sei ihr Verhältnis gut, und zur Entscheidung, den gemeinsamen Beruf aufzugeben, habe sein Vater gesagt: „Ich finde das mutig.“ – „Er hätte sich das niemals getraut“, sagt Sebastian Tigges. Sich in der Vaterrolle vom Verhalten des eigenen Vaters abzugrenzen, hält er für wichtig für die heutigen Papas: „Es geht um Präsenzfragen, um Rollenverständnis, um Verantwortung. Wir sind 50 Prozent der Eltern, und das heißt nicht: Es gibt die Mutter, und ich bin der Typ, der manchmal da ist und die Kohle verdient.“

Letztlich laute die Herausforderung, besser mit den eigenen Kindern umzugehen, als man es vielleicht selbst erlebt hat, sagt Sebastian Tigges. Wer zum Beispiel wütend auf sein Kind reagiere, trage den Grund dafür in sich selbst. „Und dann ist es meine Verantwortung, danach zu suchen, woran das liegt, um dann nicht mehr so auf mein Kind zu reagieren, wie ich mir das vielleicht nicht wünsche. Das ist auf jeden Fall die Aufgabe unserer Vätergeneration.“ Und schafft er das? „Manchmal kriege ich es hin. Und dann ist es gut.“

CONTRA

Einer von vielen

So ein alter Rimowa-Aluminiumkoffer lässt mich sicher nicht kalt. Einer mit Dellen, Kratzern und vielen bunten Aufklebern. Was für eine tolle Erinnerung an die großen Reisen des Lebens, ein Souvenir, das einen auch begleitet, wenn man nur zwei Stunden mit dem ICE unterwegs ist. Aber, um im Thema zu bleiben: Der Zug ist abgefahren. Die Anschaffung eines Retro-Rimowa-Koffers hätte ich vor Jahren tätigen müssen, bevor die Kultmarke für Aluminiumkoffer – Rimowa steht kurz für „Richard Morszeck Warenzeichen“ – in den Luxuskonzern LVMH überführt worden ist, ihr Produktportfolio erweitert und die Preise erhöht hat. Ein Handgepäck-trolley aus Aluminium von Rimowa kostet heute 1200 Euro, was ungefähr dem Gegenwert eines Flugtickets von Frankfurt nach Los Angeles entspricht, sogar in der deutlich komfortableren Premium-Economy-Klasse.

Denn das ist ja das Problem des Reisens: Es ist selten eine Luxuserfahrung. Wer eine Flugreise plant, bekommt stattdessen den Eindruck, die Airline wollte um jeden Euro diskutieren. Sicher, Fliegen sollte gar nicht übertrieben günstig sein. Aber gerade deshalb ist es frustrierend, einen inhereuropäischen Flug für 99 Euro angeboten zu bekommen, den man ja zu dem Preis buchen könnte, sofern sich die Gepäckmitnahme auf eine kleine Handtasche begrenzt. Weil die meisten eben doch länger bleiben, kommen hier für das Aufgeben eines Koffers 50 Euro hinzu und dort zehn Euro, um eventuell gebührenfrei umbuchen zu können. Zehn Euro für einen x-beliebigen Sitzplatz. Jeder Kaffee, jede Stunde WLAN an Bord kosten extra.

Fliegen ist schon lange kein Inbegriff von modernem Service mehr, sondern höchstens ein Mittel zum Zweck, um an Orte zu gelangen, die ansonsten ungünstig erreichbar sind. Von der Bahn, die immerhin Gepäck kostenlos transportiert und mit Glück Internet zu bieten hat, aber

dafür seit einigen Jahren ein ganzes Land regelmäßig im Stich lässt, ganz zu schweigen. Wer einigermaßen komfortabel verreisen möchte, nimmt das Auto. Wobei sich dann eben nicht Koffer am besten im Kofferraum verstauen lassen, sondern einzelne Tragetaschen.

Mit einem brandneuen, unbeschädigten Handgepäck-trolley wird man am Flughafen-Gate eh schnell auf den Boden der Tatsachen geholt: „Meine Damen und Herren, unser Flieger ist heute sehr gut gebucht.“ Alle bekommen einen Anhänger und müssen ihr Gepäck abgeben. In Empfang nimmt man es dann häufig mit einer ersten Schramme, die eben nur am Rimowa-Modell ein Ausweis von Weltenbummelei ist. Und, Hundefreunden wird es nichts ausmachen, aber jeder Kofferbesitzer muss sich bewusst sein, dass nach einer Fernreise einer oder mehrere Spürhunde am eigenen Hab und Gut schnüffeln, eventuell auch mal darüber hinwegklettern. Auch bei Starkregen bleibt das gute Stück auf dem Rollfeld stehen. Da muss meins nicht von Louis Vuitton sein.

Die Luxusindustrie im Allgemeinen und die Mode im Speziellen würden jetzt mit dem Wort Langlebigkeit dagegenhalten. In mindestens 90 Prozent der Fälle entpuppt sich dieses Langlebigkeitsargument allerdings bei Konsumobjekten als leeres Versprechen. Am Beispiel des Koffers kann man das besonders gut erklären. So ein teurer Koffer sollte also am besten zum Abitur überreicht worden sein, eventuell früher, zum Auslandsjahr in Amerika oder Neuseeland. Auf dass einen dieses Stück fortan auf allen Reisen begleitet und ein Leben lang hält. Wissen Sie, wie der Koffer aussähe, den ich in diesem Fall mit 16 zum Auslandsjahr bekommen hätte? Damals waren Koffer noch echte Koffer, keine Trolleys, mit Glück zog man sie an einem Band auf Rollen hinter sich her. Ich bin 38 Jahre alt, müsste mit dem alten Kasten also noch gut vier Jahrzehnte verreisen.

Sicher, es muss nicht immer das Neueste vom Neuesten sein. Mein brauner Mandarina-Duck-Trolley in Handgepäckgröße blieb 15 Jahre bei mir. Gekauft hatte ich ihn mal für 100 Euro im Sale. Ein Raumwunder. Es muss auch nicht das Billigste vom Billigen sein. Ein dreiteiliges Kofferset von Temu für 30 Euro ist Ressourcenverschwendung in jeder Hinsicht. Aber in den vergangenen zehn Jahren haben sich einige Koffermarken der nicht mehr ganz so komfortablen Realität des Reisens angepasst. Nortvi zum Beispiel verkauft minimalistisch anmutende Modelle für pragmatische 200 Euro. Viele Modelleute, bekanntlich Menschen mit viel Zeug, verstauen alles in den Trolleys von Eastpak. An gut 320 Tagen im Jahr fristet der Koffer dann sein Dasein auf dem Speicher oder im Keller. Und selbst auf Reisen ist er nur für ein paar Stunden im Einsatz, die meiste Zeit davon liegt er in Gepäckablagen oder Frachträumen – in der Regel zwischen lauter anderen hässlichen billigen Koffern. Jennifer Wiebking

Hauptsache, der Koffer kommt an.
Foto dpa



Muss Design auf Reisen sein?

Die Ferienzeit geht zu Ende. Wieder stapelten sich von hier bis auf die Malediven Millionen von Koffern in Frachträumen und rollten über Flughafenflure. Wer unterwegs war, wird darunter ein paar Schätze entdeckt haben – und viele Plastikkästen in eigenwilligen Farben. Auch unsere Autorinnen gewichten ihr Gepäck unterschiedlich.

PRO

Einer wie keiner

Zeig mir deine Koffer – und ich sage dir, wer du bist. Diese Weisheit, die jahrhundertlang für Fürsten, Filmstars und Vorfahren galt, ist mit dem Siegeszug des Rollkoffers in den Untiefen der Modegeschichte versunken.

Für stilbewusste Menschen ist das Reisen eine ästhetische Folterkammer geworden: Auf dem Bahnsteig stoßen sich Passagiere ihre stinklangweiligen schwarzen Trolleys in die Knie, im Flugzeug fliegen dem Reisenden vollgestopfte Jutebeutel, ranzige Riesensäcke und abgewetzte Nylonaschen aus den Ablagen um die Ohren. Wenn im Zug aus properen Tchibo-Gefriertaschen hartgekochte Eier geholt werden, kann man von einem Glückstag sprechen, denn die Kleider vieler Mitfahrer sehen so aus wie die zerknitterten McDonald's-Tüten, aus denen sie sich coram publico lauwarmer Fritten in den Mund stopfen. Im besten Fall lugt aus einem fetten Deuter-Rucksack eine Balalaika.

Warum Frauen mittlerweile Tausende Euro für eine kleine Handtasche ausgeben, aber merkwürdige Plastikkoffer in der Farbe Aubergine für 39 Euro mit sich führen, bleibt ein Rätsel. Natürlich kann man seine Sachen auch in eine Aldi-Tüte oder einen Alnatura-Sack werfen – und so von A nach B kommen. Wenn man damit allerdings in ein anständiges Hotel zieht, wird man beim Empfang nicht unbedingt punkten.

Wer Rollkoffer im Crocs-Stil als demokratisierenden Tarnumhang nutzt, weil er gern in der anonymen Masse einer Flughalle untergeht und keine Lust auf die Blicke anderer Leute oder einen Flirt hat: bitte schön. Aber: Sitznachbarn in Bus, Zug oder Flugzeug, deren Koffer so gut aussehen wie ihre Schuhe, erkennen sich wie Mitglieder einer geheimen Bruder- oder Schwesterschaft. Dieser inoffizielle Club schreibt das kuratierte Zuhause auf Reisen in Form von Gepäck an fremden Orten fort.

Ins Reden kommt man schnell, denn der Funke entzündet sich rasch über einem schweinsledernen whiskyfarbenen Bordcase von The Bridge, einem frühen Samsonite („Man kann auf ihm hüpfen!“) oder einem kleinen Goyard mit wasserundurchlässigem Canvas-Stoff. Auch Moritz Mädl, Schreiner aus Wurzen, der in der Messestadt Leipzig im 19. Jahrhundert wasserdichte Koffer aus Holz mit gefirnistem Segeltuch für Handelsreisende baute und später eine Konstruktion mit Schilfrohrstegen erfand, eignet sich als Small-Talk-Thema.

„Wenn das Gepäck gut aussieht, ist meist auch die Erscheinung des Besitzers dazu erfreulich“, sagt mein vielfliegender Manager-Freund Alex aus Frankfurt, der seit 20 Jahren mit seinem besten Alu-Freund auf Rollen, einem Rimowa, reist. Die Kölner Gepäckfirma ist unter Fotografen, Korrespondenten und Stylisten genauso beliebt wie bei anderen modernen Nomaden. Dass diese Gepäckstücke zudem das persönlich-politische Bedürfnis der Zeit – Nachhaltigkeit! – erfüllen, zeigt mein aus dem Jahr 1985 stammender kleiner Alukoffer. Ich lasse das Vintagetel nach 20 Jahren Dornröschenschlaf auf dem Dachboden gerade innen neu auskleiden und die Beschläge aufrischen. Mein Sohn will diese Silberkiste, die ich als Teenager zu Weihnachten bekam, unbedingt haben und besorgt bereits Sticker für sie.

Die Generation Z, die selbstverständlich im ICE ihr zweites Zuhause hat und überall remote arbeitet, liebt leichtes Gepäck. Deshalb verschwinden regelmäßig diverse Le-Plage-Faltaschen von Longchamp und Bottle Bags von Roeckl aus

meinem Schrank in den Haushalten der Kinder. Die Sorge, dass aus diesen federleichten Nylon-Reisetaschen total zerknüllte Kleider kommen, hat sich mit der Mode der Stretchstoffe geändert.

Dennoch sind schwere Vintage-schrankkoffer von Watajoy oder Mädl der Traum jedes veritablen Kofferverküchters. Sie stehen meist nur noch in den Wohnungen von Oldschool-Herren, die auf der Straße ob ihrer eleganten Outfits von Filmscouts rekrutiert werden. Selbst solche leidenschaftlichen Exoten – ja, ich kenne so jemanden in Berlin – reisen bei Atlantiküberquerungen auf Cunard-Schiffen nicht mehr mit Koffern, die bereits leer 40 Kilogramm auf die Waage bringen. „Wenn heute kleinere Schrankkoffer von Louis Vuitton oder Goyard zudem bei 30.000 Euro anfangen, wird niemand auf die Idee kommen, sie aufzugeben, denn die Gefahr des Diebstahls ist zu groß“, sagt mein Berliner Koffersammler, der einen kleinen Schrankkoffer der Excelsior Hardware Company aus Connecticut aus den Vierzigerjahren, italienische Modelle von Tangaroa und Dell'ga-Schuhkoffer besonders schätzt.

Bei der Pariser Gepäckmanufaktur Louis Vuitton, deren Koffer aus Pappelholz konstruiert werden, gilt nach wie vor der Grundsatz, dass ein Schrankkoffer nur so schwer sein sollte, dass er noch von zwei Menschen getragen werden kann. Leider ist im Universum meist nicht vorgesehen, dass eine Dame stets gleich zwei Männer mit auf Reisen nimmt, die sich als echte Gentlemen des 40 Kilo schweren Gepäcks von Madame annehmen. Zudem hat die Bahn schon vor Jahrzehnten die Institution der Kofferträger abgeschafft. Dort kann man vor Reiseantritt zwar den Lieferdienst Hermes beauftragen, jedoch gilt ein Gewichtslimit von 31,5 Kilogramm.

Da bleibt nur die Suche nach handlichen Modellen auf der Vintageplattform Vestiaire Collective. Dort wird gerade ein 40 Jahre alter Vanity Case von Louis Vuitton mit klassischem Monogramm, roten und blauen Streifen für – schluck – 5170 Euro angeboten. Er ist so schön, dass man allein für ihn einen zweiten Sitzplatz buchen möchte. Denn ein Koffer ist immer auch ein Stück Zuhause. So wie die mitreisende Miniduftkerze, das dünne Plaid und die zusammenfaltbare Plastikvase. Stefanie von Wietersheim

Sie reist mit Louis Vuitton: Elle Fanning in Nizza.
Foto ddp/ Crystal Pictures



GQ

GERMANY

Das Hollywood Dreamteam über das Leben, die Leinwand und ihre legendären Karrieren.



Direkt bestellen und mit etwas Glück Kino-Tickets gewinnen!



Im Handel oder bei Amazon

Wenn ich im Januar auf das vor mir liegende Jahr blicke und an den Sommerurlaub denke, geht meine Phantasie schon mal mit mir durch. Ich sehe vor meinem inneren Auge, wie wir als Familie entspannt im Flugzeug sitzen und auf die Wolken unter uns schauen. Wie ich einen Tag später bei einem Glas eisgekühltem Rosé aufs Wasser blicke. Ich glaube, das Salz des Meeres auf der Zunge zu schmecken, während der Wind sanft durch meine Haare streicht.

Wenn es dann soweit ist, kommt regelmäßig der Realitätscheck: Der Flug ist morgens um fünf Uhr, ich bin übermüdet, die Kinder schlecht gelaunt, die Schlange an der Security lang. Irgendjemand hat immer seine Wasserflasche noch im Rucksack oder vergessen, seine Hosentaschen zu leeren. Und kommen Pässe und Handys auch wirklich auf der anderen Seite der Schleuse wieder heraus? Je nach Anzahl, Alter, Temperament der Kinder kann die Anreise schon mal ziemlich anstrengend werden. Dasselbe gilt für den Urlaub vor Ort. Wird es Erholung oder der gleiche Alltag wie zu Hause, nur vor traumhafter Kulisse? Mehr noch als der Urlaub selbst aber sorgen zwei Dinge für erhöhten Stress: die Zeit vor Urlaubsbeginn. Und die Zeit nach Urlaubsende.

Beginnen wir mit dem Prolog, der mit den Schulferien einsetzt. Wer nicht gleich wegfährt, sondern noch arbeitet, muss die erste Hürde nehmen: Wohin mit den Schulkindern? Glücklicherweise kann sich schätzen, wer über Großeltern, einen in den Ferien geöffneten Hort oder Kinder verfügt, die gerne in Sommercamps gehen oder an oft überbelegten Mal-/Bastel-/Töpfer-Workshops teilnehmen. Aber auch das gelingt oft nicht über mehrere Wochen. Eltern, die im Homeoffice arbeiten, können das Betreuungsproblem bis zu einem gewissen Grad auffangen. Doch jeder weiß, was es heißt, Kinder nebenbei zu beschäftigen, nebenbei zu kochen und nebenbei immer wieder wie ein entervter Flugbegleiter Anweisungen zu erteilen: Macht bitte die elektronischen Geräte aus! Hört bitte auf zu streiten! Räumt bitte die Spülmaschine ein!

Brandbeschleuniger in Sachen Vorurlaubsstress sind bei berufstätigen Erziehungsberechtigten all die Sachen, die man noch schnell vor der Abreise fertig machen muss: unvorhersehbare Projekte, Übergabeprotokolle an die Kollegen, E-Mails an Kunden („Vielen Dank für Ihre Anfrage, ich melde mich am Montag in zwei Wochen“). Zwischendrin muss man Koffer packen, nicht nur für sich, sondern auch für die Kinder, was zu Dialogen wie diesen führt: „Darf ich Fuffi mitnehmen?“ – „Nein!“ – „Warum nicht?“ – „Du nimmst ja schon Püppi, Bello, Hasi, Blondie und Cookie mit. So viele Kuscheltiere passen nicht in den Koffer.“

Wer denkt, dass sich das Problem „Ich packe das komplette Kinderzimmer in meinen Koffer“ mit steigendem Alter der Kinder lösen würde, dem sei die Illusion genommen. Weibliche Teenager jedenfalls neigen dazu, eine Garderobe einzupacken, die für drei Monate reichen würde. Dazu werden noch diverse Haarstyling-Geräte, fünf verschiedene Flipflops und das halbe Inventar eines Kosmetikstudios reingequetscht, was zu wiederholten Hilferufen führt („Der Koffer geht nicht zu. Kannst du dich mal draufsetzen, Papa?“) und der bängigen Frage beim Abflug: Unterbieten wir die 25 Kilo, oder müssen wir fürs Übergepäck zahlen?



Eben noch hat man aufs Meer geblickt. Und jetzt?

Foto Plainpicture

Auf die Ferien folgt das Chaos

Sie waren im Urlaub mit Kindern? Sie haben nach einem Tag das Gefühl, die Erholung ist komplett futsch? Vielleicht haben Sie das Post-Holiday-Syndrom.

Von Anke Schipp

Laut einer Studie des Arbeitsmanagement-Unternehmens Wrike von 2019 fühlt sich ein Viertel der Deutschen vor dem Urlaub extrem gestresst. Das hebt sie von anderen Europäern ab, denn nur 13 Prozent der Briten und sieben Prozent der Franzosen fühlen sich vor dem Urlaub ebenso stark gestresst. Besonders hoch ist der Stresslevel bei deutschen Frauen: Rund jede dritte weibliche Befragte, nämlich 29 Prozent, bezeichnet den Vorurlaubsstress als „extrem“ – bei den Männern sind es nur 22 Prozent.

Angenommen, es wird dann ein wirklich toller Urlaub, die Kinder sind glücklich, die Sonne scheint, das Essen schmeckt, man hat viel gesehen und dazu noch drei Romane gelesen: Was kommt dann?

In jedem Fall der harte Aufschlag im Alltag nach der Rückkehr aus dem Urlaub, so etwas wie der ernüchternde Epilog im familiären Sommermärchen. Vielleicht haben die Kinder noch Ferien, die Putzhilfe ist auch noch im Urlaub, und das, was sich da vor der Waschmaschine türmt, ist rein optisch ein Müllberg, es handelt sich aber in Wahrheit um die schmutzige Wäsche der letzten Wochen. Das ist der Moment, an dem man sich wahlweise tot stellen oder einen Caipirinha mixen möchte, um wenigstens so zu tun, als wäre man noch im Urlaub.

Hat man den Wäscheberg abgearbeitet, naht der Arbeitsbeginn. Ein Blick ins Postfach offenbart E-Mails, die mit „Ich hoffe, Sie hatten einen schönen Urlaub“ beginnen und mit Satzbausteinen wie diesen weitergehen: „Melden Sie sich dringend“, „mit der Bitte um baldigen Rückruf“, „Gibt es schon was Neues bezüglich meiner Anfrage?“ So passiert es schnell, dass Eltern schon kurz nach dem Urlaub wieder am Limit sind. Besonders betroffen sind dabei wieder die Mütter, die oftmals von Tag eins nach dem Urlaub geradewegs im „Mental Load“ landen – Termine für die Kinder checken, To-do-Listen anfertigen, Wocheneinkäufe erledigen.

Wer sich dann schlagartig ausgelagert fühlt, steht nicht allein. Experten nennen das Gefühl das „Post-Holiday-Syndrom“. Es handelt sich dabei nicht um eine anerkannte Krankheit oder Diagnose, sondern um ein vorübergehendes Stimmungstief, so etwas wie den Urlaubsblues. Die Symptome ähneln aber einer Depression: Antriebslosigkeit, schlechte Laune, Konzentrationsstörungen und Müdigkeit. Und das, obwohl man gerade noch so entspannt war.

Grundsätzlich hält die Erholung nach dem Urlaub nicht lange an. Eine niederländische Studie von 2009 belegt, dass der Urlaubseffekt meistens innerhalb der ersten Woche nach Rückkehr wieder verfliegen ist. Schätzungen zufolge leiden etwa zwei Drittel aller Arbeitnehmer unter dem Stimmungstief nach dem Urlaub. Dabei ist interessant: Je länger und erholsamer die Auszeit war, desto schwerer fällt der Wiedereinstieg in den Job.

Die gute Nachricht: Das Tief hält meistens nicht lange an. Denn, auch das kennt jeder Heimkehrer: Man ist schneller im Alltag wieder drin, als einem lieb ist. Und so ruckelt man sich wieder zurecht zwischen Meetings, Einkaufen, Wäsche waschen, Hausaufgaben kontrollieren. Und dann kommt auch wieder der Tag, an dem man anfängt zu träumen – von Sommer, Sonne, Meer und ganz viel Erholung. Und an dem man das, was vorher und nachher ist, einfach ausblendet.

■ DAS HILFT GEGEN URLAUBSBLUES

Rausgehen: Um das Urlaubsfeeling noch ein bisschen zu verlängern, sollte man, solange der Sommer noch anhält, abends oder am Wochenende rausgehen. Das kann der Aperitif auf dem Balkon sein, ein Treffen im Biergarten, ein Picknick mit der Familie im Park.

Vorbereitet sein: Dazu gehört, möglichst vor dem Urlaub bestimmte Projekte abzuschließen, damit man nicht gleich am ersten Tag Vollgas geben muss. Für zu Hause heißt das auch: Wenn möglich, die Wohnung ordentlich hinterlassen, damit man nicht das doppelte Chaos hat: Koffer auspacken, Wäsche waschen und noch das Klo putzen.

Kinder einspannen: Um nicht gleich wieder in der Mental-Load-Falle zu landen, sollte man bei der Hausarbeit konsequent die Kinder einspannen, insbesondere wenn sie noch Ferien haben. Dabei gilt es zu vermeiden, sich auf die üblichen Argumente einzulassen („Aber ich habe doch schon gestern die Spülmaschine ausgeräumt“) oder langwierige Erklärungen als Begründung zu liefern nach dem Motto: „Wir müssen alle helfen, weil wir ein Team sind.“ Besser wirken kurze, freundliche Befehle: „Bitte Wäsche zusammenlegen. Danke!“

Langsam angehen lassen: Sagt sich natürlich leicht. Aber man kann es versuchen. Zum Beispiel die Rückreise nicht so planen, dass man am nächsten Tag gleich arbeiten muss. Und im Büro gilt das Gleiche wie beim Morgenkreis in der Schule: Erst mal in der Teeküche vom Urlaub erzählen, Fotos zeigen und langsam wieder in den Flow kommen.

Blick zurück: Mit der Familie den Urlaub immer wieder Revue passieren lassen. Dazu Fotos anschauen, ein Tagebuch mit Collagen aus Eintrittskarten, Stadtplänen oder gesammelten Muscheln basteln. Ältere Kinder mit Smartphone können mithilfe von Apps auch lustige Urlaubsvideos erstellen.

NUR FÜR KINDER UND ALLE ANDEREN



Kampf ums Internet

Der Telegram-Gründer wird festgenommen. Auch Elon Musk und Mark Zuckerberg haben Probleme mit den Behörden. Noch nie war das Verhältnis zwischen Internetplattformen und Staaten so schlecht wie heute.

Von Patrick Bernau und Alexander Wulfers



Pawel Durow war noch keine 27 Jahre alt, da standen Geheimdienstbeamte mit Maschinengewehren vor seiner Tür, und sie wollten nichts Gutes. Ihm gehörte damals Vkontakte, die russische Version von Facebook, und die Behörden wollten, dass Durow das Profil des Oppositionellen Alexej Nawalnyj löscht. Stattdessen veröffentlichte Durow Dokumente von Nawalnyj auf seinem eigenen Profil und schickte dem Geheimdienst öffentlich ein Bild von einem Hund, der die Zunge herausstreckt.

Den Leuten mit den Gewehren öffnete Durow die Tür nicht, nach einer Stunde gingen sie wieder. Doch seine Zeit in Russland war bald vorbei. Unter dem Druck des Kremls verkaufte er seine Anteile an einen Oligarchen. Als er dann auch noch die Daten ukrainischer Demonstranten herausgeben sollte, verließ er die Spitze von Vkontakte.

Durow entschied sich fürs Exil. Er ging erst in die Karibik, tauchte dann in Berlin auf und baute an einem Kurznachrichtendienst, der nie einen seiner Nutzer verpfeifen sollte. Die Technik war schlank und auf verschiedene Länder verteilt, das Team klein: 30 Ingenieure gebe es nur, sagte Durow einmal. In Berlin war er indes mit dem Arbeitsrecht unzufrieden; Telegram zog weiter nach London und Singapur, bevor das Unternehmen schließlich in Dubai heimisch wurde.

Durow führte ein exzentrisches Leben. Er fastete wochenlang, um einen klareren Kopf zu bekommen. Einmal erzählte er, er habe mehr als hundert biologische Kinder, weil ihn ein Freund zur Samenspende überredet habe – der Welt fehlten doch hochwertige Spermien. Derweil wurde Telegram immer beliebter bei deutschen Verschwörungstheoretikern, bei amerikanischen Geldwäschern und bei russischen Soldaten. Und immer unbeliebter bei westlichen Politikern.

Einmal war Frankreichs Präsident Emmanuel Macron so froh über die Internetplattform, die nicht aus dem Silicon Valley kam, dass er Durow hofierte. In Frankreich hält sich seitdem das Gerücht, der Präsident habe ihm auch eine französische Staatsbürgerschaft organisiert. Doch dann kam der vergangene Samstag. Durow, inzwischen 30 Jahre alt, war im Privatflugzeug nach Paris geflogen. Dort wurde er von der französischen Polizei festgenommen. Bei Redaktionsschluss war Durow gegen Kautionsfrei, durfte Frankreich aber nicht verlassen.

Das ist neu. Nie zuvor haben demokratische Behörden den Chef eines Internet-

dienstes ins Gefängnis gebracht. Es ist die Eskalation eines Konflikts zwischen Staatsapparaten und Internetplattformen, der in den vergangenen Wochen immer höhere Wellen schlug.

Elon Musk, der Käufer des Kurznachrichtendienstes X, schrieb vor ein paar Wochen angesichts von Unruhen in England auf seiner Plattform, jetzt sei ein Bürgerkrieg unausweichlich – und bekam prompt nicht nur mit den britischen Behörden, sondern auch mit der Europäischen Union Streit. In Brasilien droht ein Richter ihm jetzt mit der Sperre seines Dienstes. Mark Zuckerberg wiederum, der Herr über Whatsapp, Facebook und Instagram, beschwerte sich vergangene Woche, als Durow noch im Gefängnis saß, beim amerikanischen Kongress: Er werde sich im nächsten Präsidentenwahlkampf nicht noch einmal zu so viel Zensur drängen lassen, wie es Joe Bidens Leute früher getan hätten. Ein paar Tage später drohte Donald Trump dann Zuckerberg mit Gefängnis für den Fall, dass Trump gewählt werde. Ohne Übertreibung darf man feststellen: Das Verhältnis zwischen Staaten und Internetplattformen war noch nie so schlecht wie heute.

Worum es in diesem Streit geht, lässt sich am besten in der Terminologie einer vergangenen Welt erklären. Damals gab es einerseits Publizisten, die Texte und Videos schufen und verbreiteten, und andererseits die Kommunikationsnetzwerke, die die Verbreitung übernahmen, zum Beispiel die Post, das Telefon und auch schon die Internetleitungen.

Die Internetplattformen von heute passen weder in die eine noch in die andere Kategorie so richtig. Niemand würde zum Beispiel die Post dafür verantwortlich machen, wenn ein Koch per Post Verschwörungstheorien verschickt, wie es während der Corona-Pandemie der Koch Attila Hildmann auf Telegram tat. Auch dass er dazu nicht zuletzt die Internetleitungen der Deutschen Telekom nutzte, hat niemand dem Konzern vorgeworfen.

Bei Telegram ist das anders. Dabei steht der Dienst noch am ehesten auf der Seite der Infrastruktur. Durow mischt sich nicht in die Kommunikation ein. Er transportiert nur, was ein Nutzer einem anderen oder eben vielen anderen schreibt. Telegram sortiert die Nachrichten nicht, bewirbt niemanden, löscht fast nichts und gibt praktisch keine Daten an Behörden. Und da ist der Unterschied zur Telekom. Sie gibt Daten von Kinderporno-Verbreitern und anderen Verbrechern

heraus, wenn die Polizei fragt. Die französische Polizei wirft Durow nun vor, dass er genau das nicht getan hat. Ein privater Vorwurf, der mit einem eigenen Kind zu tun hat, kommt noch dazu.

Mit anderen Plattformen sind die Fragen noch schwieriger. Denn die Entwicklung der vergangenen Jahre geht in eine andere Richtung, als sie Telegram einschlug. Instagram, Facebook und Tiktok setzen zunehmend – teilweise ausschließlich – auf eine von Algorithmen gesteuerte Auswahl der Inhalte. Hier hat der Nutzer immer weniger Kontrolle darüber, welche Inhalte er sieht.

Elon Musk geht dabei am weitesten. Er ist nicht nur Eigentümer von Twitter, das er in X umbenannt hat, sondern auch sein häufigster Nutzer. Mit dem Kauf der Plattform hat sich der Milliardär in einem freundlichen Gespräch, auf dem er seine eigenen Posts verstärkt verbreiten lässt. Er interviewt den amerikanischen Präsidentschaftskandidaten Donald Trump in einem freundlichen Gespräch, er dient sich bei dieser Gelegenheit gleich als Minister an. In einer Diskussion mit der EU-Kommission veröffentlichte Musk ein Bild, auf dem „f... dein Gesicht“ steht. Und wenn es in Großbritannien rechtsextreme Ausschreitungen gibt, dann twittert Musk: „Bürgerkrieg ist unausweichlich.“

X allerdings ist in der EU so groß, dass es seit Kurzem einer anderen Regulierung unterliegt als Telegram, dem neuen Gesetz über digitale Dienste. Da müssen soziale Netzwerke viel härter sperren. Telegram beteuert seit Monaten, dass es in der EU nicht genügend Nutzer hat, um von dieser Regel erfasst zu werden. Die EU glaubt das noch nicht so ganz.

Für Durow ist genau diese Situation jetzt zur Falle geworden, wie Rupprecht Podszun sagt, Jurist an der Universität Düsseldorf und Experte für die Regulierung von Plattformen. Die EU-Regeln sehen die Verhaftung von Menschen nicht vor. Nur weil das europäische Gesetz nicht zuständig sei, könne Frankreich nach nationalem Recht durchgreifen.

Zur Wahrheit gehört allerdings auch: Soziale Medien haben nicht so viel Macht, wie es oft heißt. Kurz nachdem Musk den britischen Bürgerkrieg vorhergesagt, fanden die Unruhen zum Glück ein Ende. Oft heißt es, Verschwörungstheorien auf Twitter hätten diese Unruhen erst ausgelöst. Nach einem Messerangriff auf einen Kinder-Yogakurs in der Nähe von Liverpool hieß es in den sozialen Medien fälschlicherweise, ein Muslim habe den Angriff verübt. Fachleute zweifeln, ob ein

wahrer Tweet die Situation verbessert hätte: Es war ein Mann, dessen Eltern aus dem christlichen Ruanda stammten. Diese Information hätte die unseligen Ausschreitungen nicht unbedingt verhindert.

Im Juni erschien eine Übersichtsstudie im Fachjournal „Nature“, die das Phänomen der Fake News in sozialen Medien gewissenhaft analysierte – und zu dem Schluss kam: Es gebe keinerlei Beweise dafür, dass Desinformationen einen erheblichen Teil der Inhalte auf diesen Kanälen ausmachen. Es hatte in einem Experiment keine Auswirkung auf die politischen Ansichten der Teilnehmer, ob es in Politik und Medien oft heißt, schreiben die Autoren, sei konzentriert in einer „kleinen Randgruppe mit starker Motivation, diese Inhalte selbst zu suchen“. Schon im amerikanischen Präsidentschaftswahlkampf 2016, der als Paradebeispiel für eine von Desinformationen im Netz geprägte Wahlkampagne gilt, sahen nur 1 Prozent der Nutzer 80 Prozent der Desinformationen auf Twitter.

Eigentlich ist die Erkenntnis der Wissenschaft recht deutlich: Hass und Fake News spielen nicht so eine große Rolle, wie es in Politik und Medien oft heißt. Und die Menschen sind nicht so leicht zu beeinflussen, wie man gemeinhin denkt.

„Wir gehen in der öffentlichen Diskussion hinter Erkenntnisse zurück, die wir seit Jahrzehnten haben“, sagt dazu Wolfgang Schulz, Forschungsdirektor am Humboldt-Institut für Internet und Gesellschaft, „teils auch in der wissenschaftlichen Diskussion.“

Gleichwohl sind die Gefahren nicht zu unterschätzen. Und die Nervosität ist groß. Auch weil die Politik ein zwiespältiges Verhältnis zu den sozialen Medien hat. Das ist der andere Teil der Wahrheit: Die Politik hat die Netzwerke auf eine gewisse Weise lieb gewonnen. Abgeordnete können dort viele Wähler erreichen, und das auch noch direkt, ohne von Journalisten gefiltert zu werden. Selbst Joe Biden hat die Plattform von Elon Musk verwendet, um seinen Rückzug bekannt zu geben. Politiker, die auf diesem Weg die Öffentlichkeit suchen, finden es nicht gut, wenn ein rauer Umgangston Nutzer vertreibt.

Also tobt der Streit. Dabei haben westliche Demokratien ja schon lange ausgewogene Gesetze dazu, was man öffentlich sagen darf. Was per Gesetz verboten ist, zum Beispiel Beleidigungen, wird juristisch verfolgt. Doch die Ansprüche an die

Plattformen wachsen. Sie sollen nicht nur die Autoren verbotener Beiträge nennen, sondern vieles sperren, am liebsten Dinge, die gar nicht justiziabel sind. Manchmal wird als Hassrede bezeichnet, was nur scharfe Kritik war. Oder als Fake News gebrandmarkt, was sich am Ende doch als wahr herausstellte.

Und so kommt es, dass die Politik in der Auseinandersetzung nicht immer gut aussieht. Kurz bevor Elon Musk auf X Donald Trump interviewte, schickte der französische EU-Kommissar Thierry Breton ihm einen mit Drohungen gespickten Brief: „Wir achten auf Risiken wie die Verbreitung von Inhalten, die Gewalt, Hass und Rassismus hervorrufen können“, hieß es darin, „auch in Debatten und Interviews um Wahlen herum.“ Das ging selbst den anderen Kommissaren zu weit. Breton wurde zurückgepöffelt. Auch die liberalere Kommissarin Margrethe Vestager sorgt für Kopfschütteln unter Regulierungsexperten. Sie hält es schon für manipulativ und verboten, dass zahlende Nutzer auf Twitter jetzt blaue Haken hinter ihrem Namen bekommen.

Christoph Neuberger, der Direktor des Berliner Weizenbaum-Instituts, sieht eine Nervosität der EU, ob sie ihr neues Gesetz durchsetzen kann. Humboldt-Institutschef Wolfgang Schulz sieht das Problem eher darin, dass die EU-Kommissare wie Politiker reden, statt eine unabhängige Behörde zu bilden, die nur die Gesetze anwendet – so wie die deutschen Landesmedienanstalten.

Doch politischer Druck allein kann schon viel ausmachen. Mark Zuckerberg ließ im vergangenen Wahlkampf aus Angst vor russischer Desinformation nachteilige Meldungen über Joe Bidens Sohn Hunter sperren, die sich hinterher als wahr herausstellten. Als Biden dann gewählt war, ließ Zuckerberg auf Druck von dessen Regierung einige Posts in der Corona-Diskussion sperren, die in seiner Rückschau besser stehen geblieben wären. Nicht zuletzt gab es in den USA eine kontroverse Debatte darüber, ob das Virus aus einem chinesischen Labor stammt. „Es waren unsere Entscheidungen, und wir stehen dazu“, schreibt Zuckerberg jetzt an den amerikanischen Kongress – und beschwert sich doch: „Der Druck der Regierung war falsch.“ Im anstehenden Wahlkampf wolle er neutraler sein.

Das war für Donald Trump schon Anlass genug, um zu tönen: Wenn Zuckerberg etwas Illegales tue, werde er den Rest seines Lebens im Gefängnis verbringen.

Die Bandagen sind hart geworden. Vielleicht zu hart.

EIN BALANCE-AKT



BESSERE ZEITEN

VON BETTINA WEIGUNY

Diesen Sonntag sind Wahlen. Seit Wochen tönt es von links, von rechts: Das werden Wende-Wahlen. Alles entscheidende Wahlen. Zukunftswahlen. Schicksalswahlen. Wagenknecht-Wahlen. Historische Wahlen. Schlüsselwahlen. Es droht das Aus für Scholz. Die Ampelabwahl. Ein AfD-Triumph. Ein Desaster.

Egal, was davon eintrifft, eins steht fest: Kamala Harris wird den Karren in Thüringen und Sachsen nicht aus dem Dreck ziehen. Und Edeka kann nicht gewählt werden, auch wenn die Supermarktkette mit einer großen Kampagne gegen die AfD und für die Vielfalt aufwartet. Vielleicht lässt Edeka sich in Brandenburg oder 2025 in NRW aufstellen. Dann könnten die Bürger da an der Supermarkt-Kasse abstimmen.

Für alle anderen heißt es: Höchste Zeit für eine Folge aus der Serie „Früher war alles besser“. Nicht alles, klar. Wir hatten auch früher ganz miserable Wahlen. Aber andere Dinge waren prima. Zum Beispiel die Qualität der Produkte, die gebaut wurden. Das Zeug hält bis heute. Ungelogen. Die Brotschneidemaschine meiner schwäbischen Schwiegermutter zum Beispiel. Sie funktioniert nur händisch, läuft auch nicht mehr ganz rund, und hautdünne Parmaschinken-Scheiben sind schwierig. Aber sie schneidet, auch nach 30 Jahren im Einsatz. Im Gegensatz zu den Geräten, die sich in unserem Haushalt häufen.

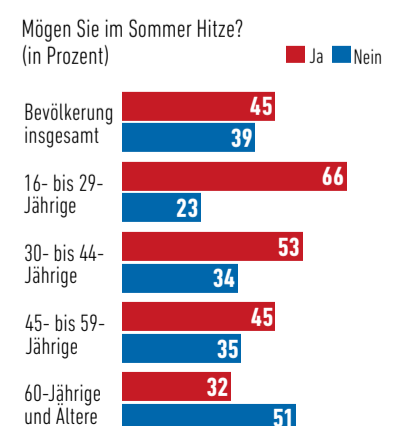
Unsere elektrische Schneidemaschine kam zwar mit mehreren Schneideblättern, glatt und mit Wellenschliff. Als ob man die je wechseln würde! Dafür ist der hintere Plastikfuß bald abgebrochen. Seither muss man das Gerät entweder hinten hochhalten auf die Gefahr hin, eine Fingerkuppe zu verlieren, oder einen passenden Platzhalter finden. Bei uns war das ein Holzbauklötz, der nun aber leider verschwunden ist. Zeitgleich haben sich mehrere Schrauben gelockert, sodass die Maschine nicht mehr nur nach hinten kippt, sondern auch seitlich auseinanderfällt, was zu daumendicken Käsescheiben führt. Wenn überhaupt. Und jetzt habe ich noch nicht von der Waschmaschine berichtet. Vom Schnellkochtopf. Den Wandleuchten, die immer flackern, außer an dem Tag, an dem man schwört, sie zu tauschen. An Spuk glaube ich zum Glück nicht. Auch nicht im Osten.

VOLKES STIMME

MANCHE MÖGEN'S HEISS

INSTITUT FÜR DEMOSKOPIE ALLENSBACH

Die ersten Augustwochen haben Deutschland eine stabile Hitzewelle beschert. Fast die Hälfte der Bevölkerung mag es gerne, wenn es heiß ist, 39 Prozent hingegen leiden darunter. Zwischen den Altersgruppen gibt es jedoch große Unterschiede: Während lediglich 23 Prozent der 16- bis 29-Jährigen unter der Hitze leiden, ist es bei den über 60-Jährigen die Hälfte.



1051 befragte Personen, 3. bis 15. August 2024, repräsentativ für die Bevölkerung ab 16 Jahren an. Quelle: Institut für Demoskopie Allensbach / FAZ-Gratik now.



Die Ausländer und das Abwehramt

VON RALPH BOLLMANN

Corona wiederholt sich doch. Als die Pandemie vor vier-einhalb Jahren begann, beugte sich das Land erstaunt über den schlechten Zustand seiner Gesundheitsämter: zu wenig Personal, zu geringe Digitalisierung, zu komplizierte Abläufe und viel zu viele Faxgeräte. Hektisch haben Politiker und Beamte damals versucht, kurzfristig Abhilfe zu schaffen, Leute aus anderen Ämtern zur Verstärkung geholt, sich an neuen Routinen versucht. Mit dem Rückgang der Todesfälle schwand das Interesse rasch. Jetzt schauen alle auf die Ausländerämter, weil sie mit der Überstellung von Flüchtlingen in andere europäische Länder überfordert sind. Und ähnliche Klagen werden laut: Personal fehlt, digitale Prozesse sind nicht etabliert, generell herrscht Umstandskrämerei.

Dabei wird übersehen, dass die Ämter noch für etwas anderes zuständig sind: Sie sollen den dringenden Fachkräften, erst recht seit der jüngsten Gesetzesnovelle, einen möglichst zuvorkommenden Empfang bereiten. Das macht alles komplizierter. Es stellt sich sogar die Frage, ob beides zusammen überhaupt geht, ob dieselbe Behörde gewissermaßen in Personalunion mit Ausreisepflichtigen möglichst rüde und mit Einreisewilligen möglichst nett umgehen kann.

Das gilt angesichts der aktuellen Debatte mehr denn je. Kaum jemand, der in einer solchen Behörde arbeitet, wird bei noch so kleinen Zweifeln Aufenthaltstitel ausstellen, um nicht hinterher in die Kritik der Vorgesetzten oder der Öffentlichkeit zu geraten. Der Spagat der Gesundheitsämter zwischen strengen Quarantänebescheiden und zugewandter Prävention erscheint dagegen noch als die leichtere Übung.

Dabei hatten die Ausländerbehörden schon zuvor wie kaum ein anderes Amt auf Abwehr geschaltet. In Frankfurt etwa klagten Arbeitgeber von den Kitas bis zu den Großbanken schon vor der aktuellen Debatte darüber, dass sie monatlang auf eine Arbeitserlaubnis für mühsam rekrutierte Arbeitskräfte warten

mussten. Daran änderte auch die hübsche Umbenennung der Behörde zu einem „Frankfurt Immigration Center“ nichts. Die angebliche „Digitalisierung“ besteht dann oft darin, für persönliche oder telefonische Anfragen überhaupt nicht mehr erreichbar zu sein. Und wer aufgrund fehlender Detailkenntnis des deutschen Gesetzesdschungels bei der elektronischen Terminvergabe den falschen Aufenthaltstitel angegeben hat, muss sich in der Warteschlange wieder ganz hinten anstellen. Wohlgerichtet handelt es sich dabei oftmals um Personen, die bei der Visumvergabe durch das deutsche Konsulat schon ähnliche Prozeduren ertragen mussten.

Viel ist dieser Tage von Ordnung in der Einwanderungspolitik die Rede. Dazu gehört auch, dass die legalen Wege der Arbeitsmigration tatsächlich in realistischer Weise zur Verfügung stehen. Mancher Paketdienst und manches Restaurant wäre ohne Beschäftigte etwa aus Syrien auch deshalb ins Straucheln geraten, weil jenseits der Asymigration für solche gering qualifizierten Tätigkeiten kaum Wege nach Deutschland führen.

Darum geht es in den „Migrationsabkommen“, über die der FDP-Politiker Joachim Stamp als Auftraggeber der Bundesregierung derzeit vor allem mit Ländern verhandelt, deren Bürger oft einen Asylantrag stellen, obwohl sie in Deutschland eigentlich arbeiten wollen. Die jeweiligen Staaten sollen abgelehnte Asylbewerber wieder aufnehmen – und im Gegenzug sichert Deutschland zu, die Möglichkeiten einer für beide Seiten gewinnbringenden Arbeitsmigration zu vereinfachen.

Womöglich wäre es angezeigt, die Zuständigkeiten zu trennen und für die Arbeitskräfte echte Willkommenszentren zu schaffen, in denen auch die Bediensteten wieder gerne arbeiten. Anders als die Pandemie wird weder der Mangel an Arbeitskräften noch die Asyldebatte so schnell verschwinden – und damit auch nicht das Scheinwerferlicht, das auf die zuständigen Ämter fällt.

DER SONNTAGSÖKONOM

BEVERFLIXTEN ZWEI PROZENT

Was ist die optimale Inflationsrate? Auf mittlere Frist in etwa 2 Prozent, antworten die meisten der großen Notenbanken heutzutage. Die amerikanische Federal Reserve, die Europäische Zentralbank (EZB) und andere haben auf lange Sicht eine Inflationsrate von 2 Prozent als Standard für Preisstabilität gesetzt.

Das allgemeine Publikum aber erlaubt sich, eine andere Meinung zu haben. Die ideale Inflationsrate beträgt 0,2 Prozent, gerundet: null. Das ist das Ergebnis einer repräsentativen Umfrage unter amerikanischen Verbrauchern. Die Bevölkerung in den Vereinigten Staaten versteht unter Preisstabilität also etwas ganz anderes als ihre Notenbank.

Für die Europäer im Euroraum sind ähnliche Umfragen nicht bekannt. In ihrer Strategieüberprüfung im Jahr 2020 suchte die EZB zwar den Kontakt mit der Bevölkerung und erbat Kommentare zur Aufgabe der Notenbank. Die direkte Frage aber, welche Inflationsrate die Verbraucher als ideal ansehen, vermißt die EZB. Doch legte die Zentralbank in ihrer Zusammenfassung der Kommentare Kritik an ihrem Inflationsziel offen. Einige der Kommentatoren aus der breiten Bevölkerung fragten, warum die EZB Preisstabilität mit einer Inflationsrate von etwa 2 Prozent fördern wolle anstatt von null Prozent.

Die Frage ist berechtigt. Eine Inflationsrate von 2 Prozent bedeutet eine dauernde und stete Geldentwertung. 1000 Euro sind nach zehn Jahren nur noch 817 Euro wert, wenn die EZB ihr Ziel erreicht und die Preise jedes Jahr um 2 Prozent steigen. Es ist leicht zu verstehen, warum Verbraucher unter Preisstabilität etwas anderes als eine Inflationsrate von 2 Prozent verstehen können.

Diese Diskrepanz treibt auch die Verbraucher in der Umfrage aus den

Inflation ist bei den Notenbankern beliebter als bei den Verbrauchern.

Von Patrick Welter

Vereinigten Staaten um. 84 Prozent der Befragten wünschen, dass das Inflationsziel niedriger sei als die von der Federal Reserve angestrebten 2 Prozent. Für eine Institution, die für eine erfolgreiche Geldpolitik auf das Vertrauen der Bevölkerung in ihre Arbeit angewiesen ist, ist das eine gewaltige Diskrepanz.

Natürlich haben Zentralbanken Gründe, dass sie die angestrebte Inflationsrate nicht bei null Prozent ansetzen. Es gibt das heute unter Notenbankern sehr populäre Argument, dass sie genügend Spielraum nach unten brauchen, um den Leitzins im Krisenfall senken zu können. Das ist der Hauptgrund dafür, dass die EZB sich bei der jüngsten Revision ihrer Strategie auf ein Inflationsziel von 2 Prozent festgelegt hatte.

Es gibt zudem das Argument, dass ein wenig Inflation Schmiermittel für den Arbeitsmarkt sei. Dahinter steht die Idee, dass Unternehmen im Krisenfall die Löhne nicht senken können. Ein wenig Inflation entwertet aber die Löhne und erlaube auf diese Weise, Entlassungen zu vermeiden. Das aber funktioniert auf Dauer nur, wenn die Arbeiter unwissend genug sind, um die reale Entwertung ihrer Einkommen nicht zu erkennen. Die Umfrage unter den Amerikanern deutet darauf hin, dass sie erkennen, wenn Inflation ihre Löhne auffrisst.

Andere ökonomische Argumente sprechen für eine möglichst niedrige Inflationsrate oder echte Preisstabilität. Es gibt den Einwand des Wirtschafts-nobelpreisträgers Milton Friedman, dass eine Inflation den Wert des Bargelds – und von niedrig verzinsten Spareinlagen – Schritt für Schritt mindert. Es gibt die Überlegung, dass die Löhne oder die Vermögenswerte nicht schnell genug steigen, um Geldentwertung durch die Inflation zu vermeiden. Und es gibt das in der deutschen ordoliberalen Tradition beliebte Argument, dass Inflation die Preise von Gütern oder Dienstleistungen unterschiedlich beeinflusst, sodass ineffiziente Fehllenkungen in die Marktwirtschaft hineingetragen werden. Dieser Gedanke wird in der amerikanischen geprägten Studie nicht aufgegriffen.

Nach der Umfrage messen die Amerikaner den ökonomischen Argumenten unterschiedliches Gewicht zu. Am häufigsten berücksichtigten die Befragten die Sorge, dass Löhne oder Vermögenswerte mit der Inflation nicht Schritt halten könnten. Am wenigsten erwogen die Befragten dagegen die Argumente, dass mehr Inflation nötig sei, um der Notenbank das Leben leichter zu machen oder um den Arbeitsmarkt zu schmieren.

Die ökonomischen Theorien im Hinterkopf sind nach der Studie aber weniger bedeutend für die geäußerten Inflationspräferenzen als Faktoren wie das Alter oder das Einkommen der Befragten. Ältere Amerikaner wünschen danach eine niedrigere Inflationsrate als jüngere Amerikaner. Das kann damit zusammenhängen, dass Ältere eher von ihrem Ersparnis leben und deshalb eine niedrigere Inflation bevorzugen, während Jüngere eher Kredite zurückzahlen müssen und deshalb eine höhere Geldentwertung präferieren. Dazu passt, dass Amerikaner mit Hypo-

thekenkredit sich eher eine höhere Inflation wünschen als der Rest der Befragten. Menschen, die mehr von Arbeitseinkommen als von Finanzanlagen leben, wünschen eine niedrigere Inflation, und umgekehrt. Menschen mit einem niedrigen Einkommen wünschen eine höhere Inflation. Das ist schwer verständlich, sind doch gerade ärmere Bevölkerungsschichten von der Geldentwertung vergleichsweise besonders stark betroffen. Demokratische Wähler wünschen in der Umfrage eine höhere Inflationsrate als Wähler der konservativen Partei.

Erfreut dürften die Zentralbanken zur Kenntnis nehmen, dass Menschen mit ökonomischer Bildung sich in der Umfrage für eine höhere Inflation aussprechen als die anderen Befragten. Der Effekt ist bedeutend. Diese Teilgruppe hält eine um fast einen Prozentpunkt höhere Inflationsrate für optimal als der Durchschnitt der Befragten. Doch das ist immer noch ein Prozentpunkt weniger als das Inflationsziel von 2 Prozent.

Ermutigend für die Zentralbank ist auch, dass die Verbraucher in der Studie ihre Inflationspräferenz ändern, wenn ihnen die Logik eines Arguments für oder wider eine höhere Inflation erklärt wurde. Das deutet an, dass Notenbanker die Bevölkerung belehren können, warum eine Inflation von 2 Prozent angemessen sei. Der ökonomische Streit, ob 2 Prozent die richtige Leitschnur ist, wäre damit aber nicht beantwortet.

Einer der berühmtesten Notenbanker überhaupt, der frühere Fed-Vorsitzende Alan Greenspan, hatte 1996 die optimale Inflationsrate mit null Prozent benannt. Vielleicht liegt in den Antworten der Verbraucher mehr Weisheit, als heutige Notenbanker sich das vorstellen können.

Hassan Afrouzi et al.: Inflation Preferences. NBER Working Paper Nr. 32379, April 2024.

An diesem Wochenende könnte der Ampel die letzte Stunde schlagen. Das hängt davon ab, wie desaströs die Verluste für SPD, Grüne und FDP bei den Wahlen in Thüringen und Sachsen ausfallen werden.

Wie konnte es so weit kommen? Zu sagen, das läge an der Dauerstreiterei von SPD, Grünen und Liberalen, greift zu kurz. Womöglich war es eher der anfängliche Konsens und ein initialer Schulter-schluss zwischen Grünen und FDP, der der Ampel jetzt zum Verhängnis wird.

Ein Blick zurück zu den Bundestagswahlen 2021 lohnt sich. Betrachtet man die Verteilung der Sitze, rangierten auf Platz eins die Sozialdemokraten. An zweiter Stelle stand die Union. Erst an dritter und vierter Stelle kamen Grüne und FDP. Man hätte deshalb erwarten können, dass es zu einer umgekehrten großen Koalition unter Führung der SPD kommen würde gemäß „Gamsons Gesetz“, der nach einem amerikanischen Soziologen benannten Regel, dass politische Macht in einer Regierung proportional zu den Stimmanteilen verteilt wird. Doch die Sozialdemokraten hatten nach drei Legislaturperioden mit Kanzlerin Angela Merkel die Lust auf die CDU/CSU verloren und eine abermalige „große“ Koalition kategorisch ausgeschlossen. Damit freilich hatte sich die SPD verhandlungsstrategisch ohne Not selbst geschwächt.

Weil durch die Festlegung der SPD die beiden kleineren Parteien für eine Mehrheit dringend benötigt wurden, haben diese den Spieß umgedreht und sind wie die eigentlichen Wahlsieger aufgetreten. Robert Habeck und Christian Lindner rissen das Heft des Handelns an sich. Geschick verstanden FDP und Grüne es,

■ HANKS WELT

Die Ampel am Ende

Wie konnte es dazu kommen?
Frag die Spieltheorie!

Von Rainer Hank



sich als die „Koalition der Gewinner“, der „Jungen“ und der „Fortschrittlichen“ darzustellen. Kein Blatt sollte zwischen Habeck und Lindner passen.

Das muss man sich in Erinnerung rufen, weil es aus heutiger Sicht wie aus einer fremden Welt tönt. Heute sagt Habeck: „Sollte ich jemals Bundeskanzler werden, wird Christian Lindner nicht Finanzminister werden.“ Man darf in diesem Satz die Namen Lindner und Habeck risikolos vertauschen.

Die Ampelregierung war für Deutschland in mehrfacher Hinsicht ein gewagtes Experiment, was damals gar nicht richtig aufgefallen ist. Neu ist es erstens, dass nach der Serie der großen Koalitionen die Regierungsmehrheit nicht proportional zu den Stimmenanteilen verteilt wurde, mithin Gamson's Gesetz

nicht gilt. Zweitens wird die Bundesrepublik zum ersten Mal in ihrer Geschichte von einer Koalition aus drei Parteien regiert. Ungewöhnlich ist zudem drittens, dass diese drei ideologisch denkbar weit auseinander liegen. Koalitionen werden üblicherweise von ideologischen Nachbarn geschmiedet.

Wie konnte es nun aber zur Zerrüttung des Bündnisses kommen, zur Abwanderung der Ampelwähler und zum Erstarken der extremen Ränder?

Ich versuche es mit einer Erklärung der ökonomischen Spieltheorie. In der Spieltheorie – stark vereinfacht für diese Kolumne – geht es darum, ob es für Akteure besser ist zu kooperieren oder nicht zu kooperieren. Die Antwort wird nicht moralisch entschieden („Gute Menschen kooperieren“), sondern utilitaristisch:

Bringt kooperieren oder nicht kooperieren den größeren Nutzen und Vorteil für den jeweiligen Akteur? Die Frage, was normativ die bessere Politik wäre (mehr oder weniger Sozialstaat, mehr oder weniger Umweltpolitik), ist spieltheoretisch ohne Belang.

Thomas König, ein Professor für Politikwissenschaft an der Universität Mannheim und Fachmann für Spieltheorie, hat gerade eine Studie über das Regieren in Koalitionen abgeschlossen („Coalition Governance. Learning to Govern Together“, Oxford University Press), die mir die Augen geöffnet hat. Die zwei Jahre Ampelregierung sind für den Forscher ein Paradebeispiel für den Umschlag von Kooperation zu Nicht-Kooperation. Und dafür, was so etwas mit den Bürgern macht.

König argumentiert wie folgt: Trotz aller ideologischer Positionenunterschiede der Ampelkoalitionäre konnten diese zu Beginn der Regierungszeit erstaunliche Erfolge bei der Krisenbewältigung gemeinsam erzielen. Insbesondere die Grünen stiegen in der Gunst der Wähler, weil sie entgegen ihrer Ideologie nach dem Energieschock Flüssiggasterminals (LNG) und eine zumindest kurzfristige Verlängerung der Atomlaufzeit unterstützten. Daraus, so König, konnte der Wähler schlussfolgern, dass das notwendig und richtig war, wenn selbst die Grünen dafür ihre Ideale opferten.

Doch dann kam die Wende. Von der Kooperation profitierten zu Beginn der Legislaturperiode ausschließlich die Grünen, während SPD und FDP in der Wählergunst stark abfielen – was in einer Koalition Streit befördert, weil man dem glücklichen Partner den Gewinn missgönnt und seine Vorschläge kritisiert, sodass der Wähler schlussfolgert, dass diese nicht notwendig oder gar richtig waren. So gesehen war es kein Zufall, dass SPD und FDP mit aller Macht die Inkompetenz der Grünen beim Heizungsgesetz öffentlichkeitswirksam beschwerten haben („Habecks Heizungs-Hammer“, titelte die „Bild“-Zeitung), woraufhin die Wähler die Grünen abstrafte, wovon freilich die anderen Koalitionäre als Teil der Regierung nicht profitieren konnten.

Dass die Ampelkoalitionäre in ihren Flitterwochen versprochen, einander den jeweiligen Erfolg nicht zu neiden, muss man im Nachhinein als Lippenbekenntnis deuten. Den Typus einer Koalition (ob kooperativ oder unkooperativ) erkennt man nicht an den Absichtserklärungen des Koalitionsvertrags, sagt Thomas Kö-

ning, sondern erst, wenn es mit dem Regieren losgegangen ist.

Seit dem Heizungsgesetz gehen nun alle Ampelkoalitionäre davon aus, dass eine unkooperative Partnerschaft besteht – und verhalten sich entsprechend. Das führt dazu, dass das Timing von Regierungsvorhaben verschleppert wird, weil die Kosten einer unkooperativen Koalition für geringer erachtet werden als die Gewinne, die man durch frühzeitige Umsetzung der gemeinsamen Regierungsgeschäfte erzielen könnte. Es entsteht schließlich in der Wirtschaft, in den Medien und in der Bevölkerung der Eindruck, dass man nicht vorankommt und jeweilige Vorschläge bewusst torpediert und verschleppt werden. Daraus folgert der Wähler wiederum, dass die Regierungsvorhaben weder notwendig noch richtig sind, was vor allem AfD und BSW mit ihrer Generalkritik aus-schlachten und bei den Wahlen in Thüringen und Sachsen nach aller Voraussetzung als Erfolg verbuchen können.

Das Fazit ist bitter: Die Ampelakteure haben sich in ein sogenanntes Gefangenendilemma hineinmanövriert. Obwohl die Regierung und die Bürger von Kooperation profitieren würden, ist es für jede einzelne der drei Parteien rational, nicht zu kooperieren. Schwindende Wählerakzeptanz führt indes (noch) dazu, dass keiner der Akteure durch einen Ausstieg aus der Koalition seine Lage verbessern würde. Schon beginnen Teile der Ampel, sich der Union anzudienen: Grünen-Chef Nouripour diskreditiert die Ampel als „Übergangsregierung“, Kanzler Scholz geht nach dem Terror von Solingen als Erstes auf Oppositionsführer Merz zu. Derartige Kapriolen werden die Ampel weiter zersetzen.

Der promovierte Ingenieur Leonhard Birnbaum, 57, ist seit 2021 Vorstandschef des größten deutschen Stromversorgers Eon in Essen.
Foto Marcus Simatis

Herr Birnbaum, vor den Wahlen in Ostdeutschland sind AfD und BSW im Aufwind. Beide stehen der Energiewende kritisch gegenüber. Wird die jetzt noch schwerer?

Ich möchte keine Wahlergebnisse vorwegnehmen, aber grundsätzlich finde ich: Wenn man mit dem Wählerverhalten unzufrieden ist, sollte man sich überlegen, was man selbst anders machen muss. Extreme Parteien sind stark, wenn die Parteien der Mitte schwach sind. Bei den erwarteten Wahlergebnissen ist Ausgrenzung keine Lösung. Um die Energiewende mache ich mir dabei wenig Sorgen. Die ist nämlich immer stärker selbsttragend.

Inwiefern?

Investitionen in erneuerbare Energien zahlen sich für den Einzelnen aus. Wir bei Eon sehen zum Beispiel in ganz Europa eine stark steigende Zahl von privaten Solaranlagen, die Kunden ans Stromnetz anschließen möchten. Wenn sich eine PV-Anlage mit Batterie für sie privat rechnet, dann investieren sie in eine Solaranlage – egal wo sie bei den Wahlen ihr Kreuz machen.

Wer kein Hausbesitzer ist, kann sich aber auch keine Solaranlage aufs Dach schrauben.

Das ist ein wichtiger Punkt. Es gibt Bürger, die an der Energiewende nicht so leicht partizipieren können. Das lässt sich nicht bestreiten. Ich glaube, es würde der Akzeptanz der Energiewende in der Gesellschaft guttun, wenn wir die Diskussion hier etwas nuancierter führen. Der Solarboom ist auch hierfür ein gutes Beispiel. Viele freuen sich im Moment darüber, dass wir diesen enormen Zubau an PV-Anlagen haben. Aber der gesamtwirtschaftliche Wert der zusätzlichen Solarmodule ist oft nicht nur gleich null, er ist sogar negativ. Denn diese Anlagen drücken mittags, wenn viel Sonne da ist, ungesteuert Strom ins Netz und erhöhen damit das Überangebot zu dieser Tageszeit. Auch Batteriespeicher im Keller ändern daran oft nicht viel, weil die an sonnenreichen Tagen schnell voll sind und dann auch planlos den Strom ins Netz abgeben. Das ist kein netzdienlicher Zubau.

Wie wollen Sie das ändern?

Im Moment bekommen die Betreiber von Solaranlagen vom Netzbetreiber einen gesetzlich garantierten, festen Abnahmepreis für ihren Strom. Und zwar auch dann, wenn der Strompreis wegen des Überangebots gerade negativ ist – also der Netzbetreiber andere dafür bezahlen müsste, dass sie ihm den überschüssigen Strom abnehmen. Für diese Subvention kommen letztlich andere Stromkunden auf. Pointiert ausgedrückt: Der Geringverdiener in der Mietwohnung zahlt für die Solaranlage auf dem Einfamilienhaus des Besserverdieners.

Die Energiewende hat eine soziale Schiefelage?

Die Rechnung darf nicht nur für diejenigen aufgehen, die in die Energiewende investieren können, sondern sie muss auch für alle Bürger, die das nicht können, akzeptabel bleiben. Wer sich eine Solaranlage kauft, der hat ohnehin einen finanziellen Vorteil, wenn er günstig erzeugten Solarstrom selbst nutzt. Der braucht nicht auch noch einen subventionierten Stromabnahmepreis.

Sie fordern die Streichung der festen Einspeisevergütung für Solaranlagen?

Deutschland muss in der Energiewende umsteuern. Wir müssen Förderung an die richtigen Stellen bringen, dahin, wo Bedürftigkeit besteht. Und die besteht nicht mehr bei Solaranlagen. Wann, wenn nicht jetzt, wollen wir denn darüber nachdenken, die pauschale Solarstromförderung zu beenden? Daran festzuhalten, nur damit wir ein bestimmtes Ausbauziel erreichen, ist ein Irrweg. Ich jedenfalls habe lieber einen Zubau von acht Gigawatt Solarstromerzeugung, die ich nicht fördere, als von zwölf, die ich pauschal mit Steuermitteln fördere und die dem Stromsystem nichts nutzen.

Solaranlagen liefern nun mal mittags viel Strom. Wie wollen Sie das ändern?

Wer mittags, wenn es zu viel Strom im Netz gibt, einspeist, der soll nicht dafür belohnt werden, dass er das Problem noch vergrößert. Man kann die Solaranlage so einrichten, dass der Haushalt nur dann Strom einspeist, wenn der Marktpreis nicht negativ ist. Der überschüssige Strom fließt dann entweder in den heimischen Batteriespeicher. Oder wenn der voll ist, wird die Solaranlage vorübergehend gedrosselt. Das ist technisch möglich. Und wer weiterhin partout überflüssigen Strom einspeisen will, der sollte dafür auch selbst die Zeche zahlen, indem er die negativen Strompreise in Rechnung gestellt bekommt.

Nicht nur Solaranlagen, auch neue Wärmepumpen und Ladestationen für E-Autos setzen die Stromnetze in Deutschland unter Druck. Wie kritisch ist die Situation?

Bei den privaten Haushalten haben wir insgesamt kein Problem. Ausnahmefälle wie in Oranienburg, wo jahrelang keine neuen Wallboxen und Wärmepumpen mehr angeschlossen werden sollten wegen Netzengpässen, sind bei professioneller Planung vermeidbar. Aber bei gewerblichen und industriellen Stromanschlüssen mit höherer Leistung ist die



„Wir müssen umsteuern in der Energiewende“

Eon-Chef Leonhard Birnbaum rechnet mit der deutschen Energiepolitik ab. Er warnt vor Stromausfällen und fordert ein Ende der Solarförderung.

Lage im Stromnetz in einigen Regionen angespannt. Wenn Sie heute ein neues Rechenzentrum anschließen wollen und brauchen dafür 50, 100 oder 200 Megawatt Leistung, dann werden Sie nur noch ganz wenige Orte finden, wo das schnell geht. Meistens reden wir über jahrelange Wartezeiten. Im Großraum Frankfurt zum Beispiel ist der Anschluss neuer Rechenzentren in den nächsten Jahren praktisch unmöglich. Wenn Sie dort nicht schon einen genehmigten Anschluss haben, der gerade gebaut wird, können Sie das in diesem Jahrzehnt vergessen.

Wird das Stromnetz zum Standortproblem?

Regionen mit freien Kapazitäten im Stromnetz haben jedenfalls einen Standortvorteil. Für die neue Chipfabrik von Intel in Magdeburg zum Beispiel war das ein entscheidender Faktor, neben den dort verfügbaren Bauflächen. Netztechnisch gibt es nämlich kaum einen günstigeren Standort in Deutschland als Magdeburg. Dort können wir problemlos mehrere Hundert Megawatt Anschlussleistung liefern, was sonst kaum noch ir-

gendwo geht. Dasselbe gilt für die Batteriezellenfabrik von Northvolt in Heide. Aber diese Beispiele sind rar. Wenn Sie etwa in Darmstadt für eine Industriensiedlung 200 Megawatt Leistung haben wollen, dann muss ich Ihnen sagen: Das müssen wir erst mal prüfen. Unsere Techniker sind Tag und Nacht im Einsatz, um das Netz zu verstärken, aber wir werden überannt mit Kundenwünschen nach neuen Stromanschlüssen. Allein in Deutschland waren es im ersten Halbjahr 200.000.

Gab es derartige Probleme früher schon?

Solche Knappheiten wie heute hatten wir noch nie. Jedenfalls nicht in den 25 Jahren, in denen ich jetzt in der Energiebranche arbeite. Wir hatten in Deutschland mal ein Stromnetz, das deutliche Reserven hatte. Aber die haben wir in den vergangenen 15 Jahren so gut wie aufgebraucht.

Wie kam es dazu?

Dafür gibt es vier Gründe. Erstens haben wir Millionen von Erneuerbare-Energien-Anlagen angeschlossen. Zweitens wurden in süddeutschen Re-

gionen mit hohem Verbrauch gesicherte Stromerzeugungskapazitäten abgeschaltet ...

... Sie sprechen von Atomkraftwerken ...

Ja. Und ersetzt wurden sie durch Windkraftanlagen in Norddeutschland. Erzeugung und Verbrauch fallen also heute räumlich stärker auseinander als früher, was den Transportbedarf im Stromnetz erhöht. Drittens brauchen erneuerbare Energien generell mehr Stromnetzkapazität als konventionelle Kraftwerke. Relevant ist nämlich die Spitzenleistung. Je größer die Spitzenleistung, umso dicker muss das Kabel sein. Der entscheidende Punkt ist: Um dieselbe Menge an Strom zu produzieren, brauchen Sie bei Windkraft doppelt so viel Leistung wie bei Gaskraftwerken. Denn die Stromerzeugung von Windrädern ist volatil, weshalb auch die Leistungsspitzen höher sind.

Und der vierte Grund?

Wir elektrifizieren gerade unsere gesamte Gesellschaft, etwa durch den Umstieg auf Elektroautos statt Benziner und Diesel und auf elektrische

Wärmepumpen statt Ölheizungen. Dadurch werden auch die Stromnetze stärker belastet.

Müssen wir uns in Deutschland an mehr Stromausfälle und eine Rationierung der Stromversorgung gewöhnen?

Wir müssen uns daran gewöhnen, dass im Stromsystem der Zukunft Flexibilität sowohl beim Stromverbrauch als auch bei der Erzeugung viel wichtiger wird. Wir werden weiter eine sehr gute Stromversorgung haben, aber wir müssen uns davon verabschieden, jederzeit quasi unlimitierte Stromnetzkapazitäten zur Verfügung haben zu wollen – und zum Beispiel jederzeit unser E-Auto mit voller Leistung laden zu wollen. Sonst brauchen wir so hohe Leistungen, dass der Ausbau des Stromnetzes nahezu unbezahlbar wird.

Unternehmen berichten von kurzzeitigen Stromausfällen und Schwankungen, die Schäden in Ihrer Produktion anrichten.

Kurzzeitige Stromausfälle und auch Schwankungen der Stromfrequenz, die zu Störungen bei Maschinen führen können, werden zunehmend zu einer Herausforderung. Das ist ein ernst zu nehmendes Problem, an dem wir arbeiten müssen.

Die Deutschen sollen Ihren Stromverbrauch danach ausrichten, ob gerade der Wind weht oder die Sonne scheint?

So dramatisch ist das nicht. In privaten Haushalten gibt es meist nur wenige relevante Geräte mit hoher Leistung: zum Beispiel die Wärmepumpe oder die Wallbox für das E-Auto. Aber wenn Ihre Wärmepumpe mal ein paar Minuten vorübergehend automatisch abschaltet, dann merken Sie das gar nicht, aber es sorgt in der Masse für wichtige Flexibilität im Stromnetz. Dasselbe gilt für Ihr E-Auto: Wenn abends kurz das Laden pausiert wird, haben Sie morgens trotzdem eine volle Batterie.

Und Fabriken sollen Maschinen stoppen, wenn es im Stromnetz klemmt? Wie soll das gehen?

Das kann man so pauschal nicht beantworten. Klar ist, dass dadurch die Auslastung dieser Produktionsanlagen sinkt. Es wird die Frage sein, ob zum Beispiel eine Elektrolyse in der Metallindustrie noch international wettbewerbsfähig ist, wenn sie nur um die Mittagszeit produziert. Wir müssen aber auch über die Flexibilisierung des Angebots sprechen, das ist ein wichtiger Punkt.

Was muss sich hier ändern?

Wir müssen uns gut überlegen, wo wir zum Beispiel neue Windkraft- und Solarparks bauen. In der Uckermark sollen 190 Gigawatt angeschlossen werden. Selbst wenn ich unterstelle, dass da viele Doppelzählungen dabei sind: Will ich die wirklich alle bauen? Wir haben jetzt schon in vielen Regionen im Vergleich zur Spitzenlast des örtlichen Verbrauchs das Fünf- bis Sechsfache an installierter Stromerzeugung. Es gibt Gegenden, da kommen uns die Elektronen zu den Ohren raus, wenn der Wind weht und die Sonne scheint. Ein weiterer Zubau dort ist gesamtwirtschaftlich wertlos. Das ist eine Verschwendung von Ressourcen.

Ein Verbot von Solarparks in der Uckermark?

Ich halte nichts von Verboten, das kann der Markt regeln. Man könnte zum Beispiel sagen: Wenn du dort einen neuen Wind- oder Solarpark baust und wir müssen den vorübergehend abregeln, um das Stromnetz nicht zu überlasten, dann trägst du selbst den Umsatzausfall. Bisher dagegen haben Betreiber von Wind- und Solarparks einen gesetzlichen Anspruch auf eine Kompensation bei solchen Abschaltungen. Wir müssen weg davon, Investoren in Wind- und Solarparks mit einer Vollkaskoversicherung auszustatten. Denn den Preis dafür zahlt am Ende die Allgemeinheit.

Müssen Fabriken dorthin verlagert werden, wo viel grüner Strom erzeugt wird?

Grundsätzlich ist das sicher möglich und richtig. Historisch sind Industrien dort entstanden, wo es Energie und Rohstoffe gab. Aber es gibt Grenzen. Das BASF-Werk in Ludwigshafen kann nicht einfach umziehen und das Stahlwerk von ThyssenKrupp in Duisburg auch nicht. Und ehrlich gesagt: Wenn solche riesigen Anlagen verlagert würden, dann vermutlich ins Ausland.

Voraussetzung für einen flexiblen Stromverbrauch sind intelligente Stromzähler. Aber bisher haben weniger als ein Prozent der Haushalte in Deutschland ein Smart Meter.

Wir haben in Deutschland den längsten, den teuersten, komplexesten und am wenigsten ambitionierten Rollout von Smart Metern in ganz Europa. Das ist eine Katastrophe.

Muss sich da Eon als größter Stromversorger nicht auch an die eigene Nase fassen?

Sicher nicht. Wir sind das Unternehmen, das die meisten Smart Meter installiert hat. Wir haben jahrelang Millionensummen dafür ausgegeben, schnell loslegen zu können mit der Installation. Wir waren schon 2015 startklar und haben dann jahrelang warten müssen. Die Sicherheitsanforderungen für Smart Meter in Deutschland sind höher als in irgendeinem anderen Land der Welt.

Andere Länder haben es besser gemacht?

Oh ja. In Schweden hat Eon in einem Jahr mehr Smart Meter eingebaut als in Deutschland in zehn Jahren – und das, obwohl wir dort viel weniger Kunden haben. Die Italiener haben binnen weniger Jahre insgesamt 20 Millionen intelligente Stromzähler eingebaut. Die haben einen einfachen Standard für diese Geräte festgelegt und losgelegt. Wir in Deutschland haben dagegen gesagt: Unser Smart Meter soll der beste der Welt sein, und dann ist alles so kompliziert geworden, dass fast nichts voranging. Das ist ein grundsätzliches Problem der deutschen Energiewende. Wir müssen in vielen Bereichen sagen: besser eine Lösung, die zu 80 Prozent perfekt ist und schnell kommt, als eine hundertprozentige, die nie kommt.

Das Gespräch führte Marcus Theurer.

Modell eines elektrisch betriebenen Jets in einer Werkshalle von Lilium auf dem Flugplatz Oberpfaffenhofen
Foto Bloomberg



A bheben, aufsteigen, über den Wolken schweben: Wenn es darum geht, die Träume von Unternehmensgründern aus allen möglichen Branchen zu beschreiben, liegen Vergleiche mit dem Fliegen nahe, bis hin zum Absturz im Fall des Misserfolgs. Beim Start-up Lilium, 2015 von Absolventen und Doktoranden der Technischen Universität München (TUM) gegründet und nach dem Luftfahrtpionier Otto Lilienthal benannt, geht es nicht bloß metaphorisch, sondern auch ganz konkret um Senkrechtstarter. Die Firma entwickelt elektrisch betriebene Jets, die anfangs als Flugtaxi und später als Mittelstreckenflugzeuge eingesetzt werden sollen. Ein Team aus der als Gründerschmiede gerühmten TUM, eine von Anfang an weithin beachtete Idee, die mit der von vielen Staaten eingeschlagenen Abkehr von klimaschädlichen fossilen Brennstoffen erst recht an Relevanz gewonnen hat; kurz gesagt, ein renommiertes deutsches Start-up. Wenn nur die Sache mit dem Geld nicht wäre.

Lilium hat kein Produkt, das sich verkaufen ließe, und hat folglich bisher auch keinen Umsatz erzielt. Der bemannte Erstflug des Jets wurde mehrfach verschoben, die Kosten für die Entwicklung und den schrittweisen Aufbau der Serienfertigung sind hoch. Rund 1,5 Milliarden Euro Kapital hat die Firma eingeworben, aber das reicht

Lilium und das liebe Geld

Sind deutsche Investoren nicht mutig genug für große Ideen? Was sich aus dem Fall Lilium lernen lässt. *Von Sebastian Balzter*

nicht, um bis zur Marktreife zu kommen. Dafür ist ein weiterer dreistelliger Millionenbetrag nötig. Ein Teil davon soll mit einem Darlehen der staatlichen Förderbank KfW gedeckt werden, mit dem Bund und dem Freistaat Bayern als Bürgen. Beantragt hat das Unternehmen diesen Kredit schon vor rund einem Jahr, eine Entscheidung darüber besteht aus. Viel länger, heißt es nun aus der Firma, könne man nicht warten, weil zum einen die Zeit dränge und weil die Hängepartie zum anderen den mehrheitlich ausländischen Investoren zunehmend missfällt. Mehrere Berichte darüber, dass sogar ein Verkauf und Wegzug aus Deutschland erwogen würden, sorgten vor einigen Tagen für beträchtlichen Wirbel.

Da stellt sich die Frage, warum es so schwer ist, für ein Projekt wie dieses genug Kapital hierzulande zu finden. Die Zweifel, die manche Fachleute an der von Lilium verfolgten technischen Lösung oder an der späteren kommerziellen Nutzung haben, sind dafür nicht der einzige Grund. Oft heißt es, potentiellen deutschen Geldgebern, etwa vermögenden Unternehmern aus dem Mittelstand, fehle generell der Mut für die Finanzierung wagemutiger Ideen. Aber das trifft in dieser Allgemeinheit auch nicht mehr zu. Gerade für Start-ups mit Ingenieurhintergrund sind die Bedingungen zurzeit sogar recht gut.

Für Lilium wirken sich vielmehr zwei besondere Umstände ungünstig aus. Das Unternehmen ist mit mehreren Hundert Mitarbeitern der Größe entwichen, in der Wagniskapitalfinanzierung mit vergleichsweise kleinen Beträgen als Investoren genügen. Und es ist, anders als viele andere Firmen lange vor der Marktreife ihres ersten Produkts, schon seit einigen Jahren an der Börse notiert, an der Nasdaq in New York.

Warum das für das Einwerben zusätzlicher Mittel schlecht ist, obwohl eine Börsennotiz an und für sich doch den Zugang zu Investoren erleichtern soll, erläutert Benjamin Erhart von der Münchner Wagniskapitalgesellschaft UVC: „Transparent werden durch den Börsengang nur die Finanzkennzahlen. Solange ein Unternehmen mit viel Kapital ein Produkt entwickelt, wird es über die Zeit eher abgestraft.“ Der Kurszettel spricht Bände. Der Preis der Lilium-Aktie ist seit April 2022 von 4,70 Dollar auf weniger als 70 Cent gefallen. Das wirkt nicht vertrauensbildend.

Hinzu kommt, dass die Börsenregeln es schwieriger machen, ausgewählten Partnern stillschweigend einen tieferen Einblick in die technische Entwicklung und in die kommerziellen Pläne zu gewähren, um sie als Investoren zu gewinnen. Es soll ja gerade niemand einen solchen Informationsvorsprung vor dem Finanzmarkt bekommen.

UVC hat sich vergangenes Jahr mit einem niedrigen Millionenbetrag an einer Kapitalerhöhung beteiligt; Großaktionäre von Lilium sind die chinesische Tencent-Holding, LGT aus Liechtenstein sowie die britische Beteiligungsgesellschaft Atomico.

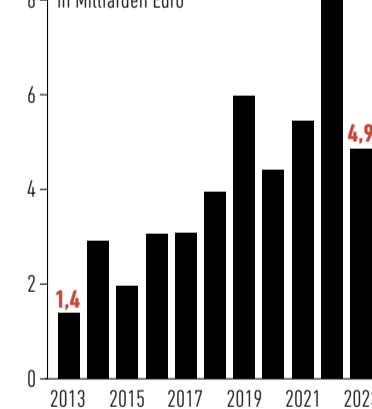
Dass die Elektroentwickler aus Bayern vor rund drei Jahren überhaupt schon an die Börse gegangen sind, hatte selbstredend einen handfesten Grund; auch damals schon waren sie auf der

Jagd nach frischem Geld. Sie wählten als Vehikel dafür die Übernahme durch eine Special Purpose Acquisition Company, abgekürzt SPAC. In der Nullzinsphase, als Investoren überall auf der Welt händeringend nach Anlagemöglichkeiten suchten, war das eine beliebte Methode, deren Besonderheit darin besteht, dass eine „leere“ Firma mit Kapital ausgestattet und an die Börse gebracht wird, ehe klar ist, mit welchem Inhalt – in diesem Fall Lilium – sie eines Tages gefüllt wird.

Die SPACs sind aus der Mode gekommen. Ein Blick auf die Entwicklung der von Beteiligungsgesellschaften hierzulande in den vergangenen Jahren eingeworbenen Mittel macht den Wandel deutlich, den die Rückkehr der Zinsen sonst noch bewirkt hat: Die Summe erreichte im Jahr 2022, als Lilium an die Börse ging, ihren bisherigen Höhepunkt; 2023 kam nur noch etwa halb so viel Geld zusammen (siehe Grafik).

Die Party ist vorbei

Eingeworbene Mittel von Beteiligungsgesellschaften in Deutschland



Quelle: Bundesverband Beteiligungskapital (FAZ)-Grafik swa.

Erfahrene Finanzstrategen wie Marcus Brennecke vom Investor EQT sehen darin die Rückkehr zur Normalität. Nun finde eben wieder eine Qualitätsauslese statt, sagt er. Einen generellen Engpass bei der Kapitalbeschaffung gebe es nicht, der Markt für Kreditfinanzierungen sei sogar sehr liquide.

Gut gefüllt ist, Zinswende hin oder her, auch die Wagniskapitalkassen von UVC aus München. Die wie Lilium aus dem Gründerzentrum der TU München hervorgegangene Gesellschaft hat für ihren jüngsten Fonds, mit dem neue Technologie-Start-ups finanziert werden sollen, in nur sechs Monaten 250 Millionen Euro eingeworben. Das Geld stammt, wie Benjamin Erhart sagt, zum großen Teil von jenen deutschen Mittelständlern, ihren Stiftungen und Family Offices, denen so häufig allzu konservatives Sicherheitsdenken oder gar Mutlosigkeit unterstellt werden.

Für die Schwierigkeiten von Lilium ist das aber keine Lösung. Das Unternehmen bezifferte seinen Finanzbedarf zuletzt auf gut 200 Millionen Dollar im Halbjahr. Die vorhandene Liquidität dürfte demzufolge im Lauf des Jahres aufgebraucht sein. Bis der erste Testflug und das Genehmigungsverfahren durch die europäische Luftfahrtbehörde überstanden sind, im besten Fall Anfang 2026, sind nach aller Voraussicht mehrere Hundert Millionen zusätzlich

nötig. Das ist für einen Wagniskapitalfonds mehrere Hausnummern zu groß. Und auf der nächsten Stufe der Unternehmensfinanzierung, wenn es um die letzten Schritte vor einer erhofften Marktreife geht, ist Deutschland eben doch chronisch schwach auf der Brust.

So stellt es jedenfalls Michael Motschmann dar. Er ist einer der Gründer der ebenfalls in München beheimateten MIG-Fonds, die ihren bisher größten Coup als Finanzier des Mainzer Arzneimittelentwicklers Biontech gefeiert haben, den der Corona-Impfstoff vom Start-up ohne Produkt zu einer Firma mit Milliardenumsatz gemacht hat. An Lilium sind die MIG-Fonds nicht beteiligt, zu den technischen und kommerziellen Erfolgsaussichten der Firma äußert Motschmann sich nicht. Aber zur kniffligen Frage der Kapitalbeschaffung sagt er: „Für Unternehmensfinanzierungen dieser Größenordnung fehlen uns in Deutschland die passenden Instrumente. Dafür müssten wir die großen Kapitalsammelstellen wie Versicherungsgesellschaften und Pensionskassen ins Spiel bringen.“

Das ist eine Idee, die in der Start-up-Welt viele Freunde findet. Das ist nicht schwer zu verstehen. Allein die Bilanzsumme der im Verband der Firmenpensionskassen zusammengeschlossenen Institute beläuft sich auf rund 65 Milliarden Euro. Schon mit einem Bruchteil davon ließen sich etliche hoffnungsvolle Start-ups großziehen.

Das kommt für die hiesigen Pensionskassen indes bisher nicht infrage. Sie sind bei der Geldanlage vorsichtiger als ihre Pendanten in Skandinavien, Kanada und den Vereinigten Staaten. Staffan Helgesson vom schwedischen Kapitalgeber Creandum, der unter anderem am deutschen Finanz-Start-up Trade Republic beteiligt ist und zu dessen Investoren das Versorgungswerk der dänischen Krankenpfleger zählt, stellte im Gespräch mit der F.A.S. jüngst die rhetorische Frage: „Warum sollen Krankenpfleger in Dänemark vom Erfolg deutscher Techfirmen profitieren, aber nicht Metallarbeiter aus Nordrhein-Westfalen?“

Bleibt die Frage, ob der Staat als Investor oder zumindest als Bürge einspringen sollte, eine generell mit Vorsicht zu genießende Option. Eigens für Start-ups, die wie Lilium aus der Technikszone kommen, gibt es indes den vor bald zwei Jahren von Finanz- und Wirtschaftsministerium aufgelegten Deep-tech & Climate Fonds. Lilium passt aber nicht ins Schema. Börsennotierte Firmen sind ausgeschlossen.

In Frankreich, in China und in den Vereinigten Staaten werde für die Pioniere des elektrischen Fliegens der rote Teppich ausgerollt, heißt es nun mit unverhohlen beleidigtem Unterton aus dem Umfeld von Lilium. In der bayerischen Heimat dagegen sei das Interesse mau. Die Verkaufs- und Wegzugsspekulationen, zu denen sich das Unternehmen auf Anfrage nicht weiter äußern möchte, lassen sich leicht als ein Versuch interpretieren, das erhoffte KfW-Darlehen zu erzwingen. Ob das zum Ziel führt, ist offen. Was die weitere Behandlung des Kreditantrags betrifft, verweigert das bayerische Wirtschaftsministerium die Auskunft.



vr.de/verantwortung

Genossenschaftlich heißt, die regionale Wirtschaft von morgen zu gestalten.

Morgen kann kommen.

Wir machen den Weg frei.

Wir sind die Banken mit der genossenschaftlichen Idee.

Mit uns fließt Geld aus der Region wieder in die Region. Denn wir fördern Projekte und unterstützen Unternehmen vor Ort. Beispielsweise bei Transformationsvorhaben für die Zukunft. So stärken wir die regionale Wirtschaft und übernehmen Verantwortung für die Region und die Menschen, die dort leben und arbeiten.



Jetzt QR-Code scannen und mehr erfahren

Volksbanken Raiffeisenbanken



Abwanderung gescheitert

Der Solarkonzern Meyer Burger schließt sein Werk in Sachsen-Anhalt doch nicht. Für Deutschland muss das nichts Gutes heißen.

Von Anna Sophie Kühne

Gute Nachrichten scheinen rar in diesen Tagen. Wenn es vermeintlich doch mal eine gibt, findet sie umso mehr Verbreitung. So wurde die Ankündigung des Solarzellenherstellers Meyer Burger, seine Produktion vorerst doch nicht in die USA zu verlagern, vielerorts mit Erleichterung aufgenommen. Erst vor einigen Monaten hatte das Unternehmen verkündet, die Produktion in Bitterfeld-Wolfen zu schließen, um stattdessen eine Solarzellenfertigung in den USA aufzubauen. Doch der Bau dieser Fabrik wird nun gestoppt – was in Sachsen-Anhalt vorerst 350 Arbeitsplätze erhält.

„Meyer Burger steht zu Sachsen-Anhalt“, liest man in einem Branchenmagazin. „Werk in Thalheim gerettet“ und „Meyer Burger hält am Standort Deutschland fest“ heißt es in anderen Schlagzeilen. Das Unternehmen selbst schreibt, der bestehende Zellproduktionsstandort solle, anders als bisher geplant, „auch zukünftig das Rückgrat der Solarzellenversorgung von Meyer Burger bilden“.



Nikolas Stihl, 64, ist Beiratsvorsitzender des Unternehmens Stihl, das vor allem für seine Sägen bekannt ist.
Foto Verena Müller

Doch es sind nicht etwa die attraktiven Bedingungen hierzulande, die Meyer Burger zum Umdenken bewegt haben, sondern die schwierige Finanzierung des Produktionsaufbaus in Amerika. Meyer Burger wollte ursprünglich in den USA eine komplette Solarfertigung aufbauen, mit einer Solarzellanfabrik und einem weiteren Werk, in dem aus diesen Zellen dann Module gefertigt werden. Die Modulfabrik in Goodyear, Arizona, ist fertig. Für die Zellfabrik, die in Colorado Springs gebaut werden sollte, fehlt nun das Geld.

Dass trotz üppiger Subventionen und Steuererleichterungen in den USA letztlich eine erhebliche Finanzierungslücke blieb, sagt über Meyer Burger weit mehr aus als über den Standort USA – und erst recht über die unternehmerische Attraktivität Deutschlands. Meyer Burger ist seit Langem krisengeplagt. Der Aktienkurs des Schweizer Unternehmens ist binnen eines Jahres von mehr als 100 Franken auf weniger als 2 Franken gefallen.

Selbst die Belegschaft kann sich über die Kehrtwende bei Meyer Burger nicht wirklich freuen, berichtet Gewerkschaftssekretär Robert Fink von der IG Metall. „Dass die Produktion hierzulande teurer ist, daran hat sich ja erst mal nichts geändert“, sagt er. Er sieht durch die neuen Pläne von Meyer Burger zudem wieder andere Arbeitsplätze in Gefahr: „In Hohenstein-Ernstthal sollten die Maschinen für den Standort in Colorado Springs gebaut werden. Die werden jetzt nicht mehr gebraucht.“ Kurzarbeit sei dort bereits im Gespräch.

Erst im Mai hatte das Unternehmen seine Solarzellanproduktion im sächsischen Freiberg geschlossen. Als Grund führte Chef Gunter Erfurt vor allem den



Gunter Erfurt, 51, ist seit 2020 Chef des Schweizer Solarkonzerns Meyer Burger.
Foto Visum

Druck durch die billige Konkurrenz aus China an. Seiner Forderung nach Subventionen ist die Politik damals nicht nachgekommen.

Meyer Burger ist nicht das einzige Unternehmen, das dem Standort Deutschland erst einmal treu bleiben wird. Auch der Motorsägenhersteller Stihl rudert zurück. Der Beiratsvorsitzende Nikolas Stihl hatte in der Vergangenheit immer wieder betont, dass sich selbst in der Schweiz günstiger produzieren lasse als in Deutschland, und eine weitere Verlagerung der Produktion ins Nachbarland angedeutet. Stihl betreibt dort schon seit 1974 eine Fertigung für Ketten. Die Nachricht hatte viele aufgeschreckt, das

mediale Echo war groß. Geschäftsführer Michael Traub sah sich genötigt, klarzustellen: „Wir planen keine Verlagerung in die Schweiz.“ Ein Insider vermutet, die Äußerungen von Stihl hätten mit Blick auf die Tarifverhandlungen mit der IG Metall „ein Wink mit dem Zaunpfahl“ an die Belegschaft sein sollen. Bei Stihl heißt es, der Weiterbetrieb der Fertigung sei bis 2030 gesichert, daher wolle man erst „zu einem späteren Zeitpunkt“ über den künftigen Standort entscheiden. Als Lob auf den Standort Deutschland will man das aber nicht verstanden wissen. „Fakt ist, dass sich in der Schweiz günstiger produzieren lässt als in Deutschland“, sagt ein Sprecher des Unternehmens.

NAMEN & NACHRICHTEN

J. D. Vance bettelt bei Thiel

Der Milliardär spendet nicht für den Wahlkampf seines ehemaligen Mitarbeiters

Der Vizepräsidentenwahlkandidat der amerikanischen Republikaner, J. D. Vance, hat noch kein Wahlkampfgebiet von seinem ehemaligen Mentor Peter Thiel bekommen. „Ich werde weiter mit Peter sprechen“, sagte Vance der „Financial Times“. „Sie wissen, dass er die Politik offensichtlich ein bisschen satthat, aber er wird Politik wirklich satthaben, wenn wir verlieren und wenn Kamala Harris Präsidentin wird.“

Die Paypal-Gründer Peter Thiel, der in Frankfurt geboren ist, und Elon Musk werden oft zusammen mit J. D. Vance und Donald Trump als Clique gesehen, die einander unterstützen. Die Wahrheit aber ist deutlich komplizierter.

Das beginnt damit, dass Peter Thiel und Elon Musk kein gutes Verhältnis haben. In Vorläuferunternehmen von Paypal hatten sie miteinander konkurriert, zu Freunden wurden sie nie. Thiel putschte Musk vom Posten des Paypal-Chefs, während dieser im Flugzeug auf dem Weg in die Flitterwochen war.

Derzeit gibt Musk den großen Unterstützer von Trump und J. D. Vance. Bei Trumps erster Präsidentenwahl hatte Trump noch Unterstützung von Thiel. Doch Thiel hat sich inzwischen zurückgezogen.

J. D. Vance wiederum arbeitete in seiner Karriere einige Jahre für Thiel. Der Politiker hatte auch für seine Senatskandidatur Spenden von dem sehr liberalen Thiel bekommen, der nicht nur mit Paypal reich geworden ist, sondern auch als Investor des Sicherheitssoftware-Konzerns Palantir und einiger anderer Unternehmen.

Doch Thiels Begeisterung für Trump hat merklich gelitten. Mit dessen Programm scheint er noch zu sympathisieren, doch Geld gibt er keines mehr. Im vergangenen Jahr gab er der Zeitschrift „Atlantic“ ein Interview dazu – nach eigenen Worten mit einem genauen Zweck: Er wolle sich öffentlich festlegen, damit er seine Entscheidung nicht noch einmal ändere. Trump nannte ihn damals einen „Drecksack“.



Im Fotostudio

KI und Gratisfotos

Die älteste Plattform für Symbolfotos schließt

„Es gibt für Photocase leider keine Utopie, keinen Plan B, faktisch könnte es nur noch schlimmer werden, denn die Sintflut der KI-Bilder hat gerade erst begonnen.“ Mit diesen Worten hat die älteste deutsche Stock-Bilderdatenbank das Aus bis zum Jahresende verkündet. Als Stock-Fotos werden Bilder bezeichnet, die ohne Auftrag produziert werden. Grund für das Ende sei neben dem Aufkommen von KI-Bildern auch die hohe Zahl an kostenlosen Fotos im Internet, heißt es von Photocase weiter. „Jetzt befinden wir uns an einem Punkt, an dem wir die Notbremse ziehen müssen.“ Geschäftsführer Dittmar Frohmann zeigt sich in einem Telefonat mit der F.A.S. enttäuscht. In den guten Zeiten hatte das Unternehmen mehr als 60.000 zahlende Kunden, darunter Ministerien oder Verlage. Längst vorbei. „Jetzt wollen wir das Geschäft nur noch gut abwickeln“, sagt Frohmann.

2023 zu einer Umbenennung entschloss. Seit September 2023 nennt sich der frühere DDV nun Bundesverband für strukturierte Wertpapiere, kurz BSW. Wer konnte damals schon ahnen, dass die ehemalige Linken-Politikerin Sahra Wagenknecht nur vier Monate später mit genau diesem Kürzel eine Partei gründen würde. BSW-Vorstand Christian Vollmuth bereitet das nach eigener Auskunft aber kein Kopfzerbrechen. „Wir bleiben der BSW“, sagt er. Verwechslungsgefahr sehe er nicht, aber vielleicht mache sich ja Wagenknecht nach der Wahl in Thüringen und Sachsen über einen neuen Namen Gedanken.



J. D. Vance, 40, arbeitete ein paar Jahre für Peter Thiel, 56.



Fotos AP, Andreas Pein

Der andere BSW

Was ein Finanzverband und Sahra Wagenknecht miteinander zu tun haben

Augen auf bei der Namenswahl, das wissen werdende Eltern schon lange. So klang der Name Alexa einst nach Frau von Welt, heute erinnert er an den virtuellen Sprachassistenten von Amazon. Ähnlich erging es auch dem ehemaligen „Deutschen Derivate Verband“. Der Interessensverband gründete sich 2008, nur wenige Monate vor der Lehman-Insolvenz. Derivate allerdings hatten bald danach nicht mehr unbedingt den besten Ruf. Gerade mit Lehman-Papieren verloren viele Kleinanleger Geld. Bemerkenswert lange hielt der Verband dennoch an seinem belasteten Namen fest, bis man sich



Ihr exklusiver Rückzugsort am Gardasee.

Eine Investition in besondere Lebensqualität.

Falkensteiner Premium Living vereint innovative Architektur in absoluter Top-Lage, stilvolle Ausstattung und Premium Services, ohne dabei auf die Gemütlichkeit der eigenen vier Wände zu verzichten. In unseren voll ausgestatteten Appartements residieren Sie an wahren Sehnsuchtsorten – jetzt auch am Gardasee, in der malerischen Bucht von Salò. Ab Herbst 2025 könnte eine der exklusiven Residenzen Ihr zweites Zuhause sein.



JETZT INFOS ANFRAGEN

FALKENSTEINER PREMIUM LIVING

Aufblasbare Panzer gegen Putin

Panzer müssen nicht immer aus Stahl sein. Attrappen sind wichtiger, als man denkt. Vojtech Fresser hat daraus ein Geschäft gemacht.

Von Andreas Mihm



Vojtech Fressers Panzer können nicht schießen, seine Kampfflugzeuge nicht fliegen, seine Lastwagen nicht fahren und seine Raketenwerfer keine Lenk Waffen abfeuern. Dennoch sind Fressers Militärprodukte sehr gefragt in der NATO. Seit dem Einfall Russlands in die Ukraine 2021 hat er seinen Umsatz verdreifacht. An die Staaten des westlichen Verteidigungsbündnis-

ses verkauft er 99 Prozent seiner Fertigung. Das heißt aber nicht, dass seine Produkte nicht auch in der Ukraine landen.

Am Tag, als der Reporter das Unternehmen Inflattech Decoy im tschechischen Děčín an der Grenze zu Sachsen besucht, steht ein Lastwagen mit ukrainischem Kennzeichen vor der Tür. Doch über die Empfänger seiner Ware spricht Fresser nicht, so wenig wie über

Vojtech Fresser, Gründer von Inflattech Decoy vor einer Attrappe des M270-MLRS-Raketenartillerie-systems
Foto Robert Gommlich

die Mitarbeiter, die in der lichten Halle in einem ansonsten ziemlich heruntergekommenen Industrieareal an langen Tischen arbeiten. Militärprodukte sind eine heikle Angelegenheit. Selbst wenn sie nur aus Stoffattrappen bestehen, die, wie der Firmennamen besagt, eben bloß „aufblasbare Köder“ sind.

Die Idee kam Fresser und seinem Vater im Jahr 2014. Chinesische Konkurrenten waren damals dabei, der einst florierenden Textilindustrie in der Kleinstadt den Rest zu geben. Sie überlegten, ob sie das Wissen und die Fertigkeiten der Weber und Näherinnen nicht für etwas Neues nutzen könnten. Ein Artikel in einer amerikanischen Zeitung über Militärrattrappen im Zweiten Weltkrieg brachte sie auf die Idee.

Zehn Jahre später ist Fresser Weltmarktführer in seinem engen Segment der aufblasbaren Großwaffenimitate, die in Rucksäcken und Tragetaschen verpackt werden. Gegenüber einer Handvoll chinesischer Konkurrenten schätzt er seinen technologischen Vorsprung auf mehrere Jahre. Selbstbewusst fügt er hinzu: „Niemand sonst kann Attrappen in so einer Qualität produzieren wie wir.“

Dabei hätte nicht viel gefehlt, und es wäre nichts geworden aus dem Geschäft mit den in Tarnmustern bedruckten, luftigen Hightechhüllen, die vorgeben, Leopard-2- und Abrams-Panzer, Patriot-Flugabwehrraketen, HIMARS-Raketenwerfer, F-16-Jäger oder französische CAESAR-Haubitzen zu sein – die lange Liste russischer Kriegsgeräte von gepanzerten BMP-Mannschaftstransportern über Su-27-Jäger bis zu T-90-Panzern und Buk-Flugabwehrraketen nicht zu vergessen.

Im Prager Verteidigungsministerium, wo der damals 29 Jahre alte Fresser und sein Vater Richard, ein Maschinenbauunternehmer, 2014 vorsprachen, erinnerte man sich zwar an drei Gummiaattrappen aus dem Kalten Krieg, die irgendwo im Lager lagen. Aber Bedarf an Dummies, die als Staffage in Potemkinschen Dörfern herumschweben, hatte man keinen. Das sei nicht Teil der Verteidigungsstrategie. Doch Strategien ändern sich. Fresser hatte ein Produkt erschaffen, von dem seine Kunden nur noch nicht wussten, wie dringend sie es brauchen würden.

Der Durchbruch kam bald danach mit einem Auftrag der US Air Force in Deutschland, die Nachbildungen russischer Militärgeräts zu Übungszwecken suchte. Inflattech lieferte im Jahr 2016. Seither haben sie in Děčín die Produktpalette ausgebaut und verfeinert, EU-Gelder haben dem Start-up dabei geholfen. In vielen Ländern setzen Streitkräfte die Attrappen inzwischen zu Übungszwecken ein: Das kostet weniger Geld und schmälert den Aufwand.

Zudem wiegt ein Leopard 2 aus der Inflattech-Produktion nur 43 Kilo. Das Original wiegt 60 Tonnen. Ein trainierter Soldat kann die Attrappe auf dem Rücken ins Gefecht tragen. Zum Transport des Mehrfachraketenwerfers M270 braucht es eine große Tragetasche. Darin sind Heringe und ein Hammer, wie beim Camping, damit der nächste Windstoß das Gefährt nicht wegweht wie eine nicht vertäute Hüpfburg, die Fresser nach eigenem Bekunden viel lieber produzieren würde als Kriegsmaterial.

Aber der Hammer kann gefährlich werden, wenn er herumliegt, der gegnerische Aufklärer sich fragt, wozu der wohl gut sei, und der ganze Schwindel aufbläst. Deshalb gibt Fresser den Soldaten in der Videoanleitung auch gleich mit: „Lass den Hammer nie in der Nähe des Fahrzeugs liegen.“ Das sei so wichtig, wie eine falsche Fahrspur zu legen.

Gewicht, Transportfähigkeit und schneller Aufbau seien längst nicht alle Parameter, sagt Fresser. So sieht die bedruckte Plane für gegnerische Späher nicht nur der Abmessung nach aus wie ein echtes Fahrzeug. Dank der in die synthetische Seide verwobenen Hightechmaterialien und speziellen Beschichtungen täuscht die Plane auch die Radarsilhouette des Kriegsgeräts vor.

Allerdings reicht das seit dem Krieg zwischen Aserbaidschan und Armenien um Bergkarabach im Jahre 2020 nicht mehr. Die dort eingesetzten Drohnen erfassten auch die Wärmesignatur gegnerischer Fahrzeuge. Im weit entfernten Döcín rüstete man deshalb mit „Anti-Drohnen-Attrappen“ nach: Der Dieselmotor, der im Feld den Täuschkörper blitzgeschwind aufbläst, sorgt auch an den richtigen Stellen für das passende Infrarotwärmebild. Manche Lockvögel lassen sich sogar ferngesteuert bewegen, so wie es auch in einer echten Geschützstellung der Fall wäre.

Attrappen gehören wie Tarnen und Täuschen seit jeher zur Kriegsführung. Im Zweiten Weltkrieg haben die Russen sie in der Schlacht um Moskau eingesetzt, die Briten verwirrten die deutsche Abwehr am D-Day mit Geisterbataillonen an der englischen Küste und die Amerikaner die Wehrmacht-aufklärer im Frühjahr 1945 mit Gummiaattrappen und Lärm aus dem Lautsprecher beim schnellen Vorrücken über den Rhein. Doch im Kalten Krieg gerieten die Geistereinheiten in Vergessenheit. Im aktuellen Konflikt in der Ukraine erleben sie eine neue Blüte.

Der Krieg in der Ukraine liefere „wertvolle Erkenntnisse in Bezug auf die Anpassungsfähigkeit und den Einsatz von Ködern“, wie sie die Ukraine an der gesamten Front einsetze, analysiert Sergeant Jorge L. Rivero vom US Marine Corps in einem im April erschienenen Aufsatz. Die Täuschungen verleiteten die russischen Streitkräfte dazu, hoch entwickelte Munition einzusetzen, etwa präzisionsgelenkte Artilleriegeschosse oder Raketen.

Die, sagt Attrappenhersteller Fresser, kosteten schnell ein paar Hunderttausend, manchmal Millionen Euro. Dagegen würden seine Textilpanzer und Flugzeugattrappen in der Regel für fünfstelligen Eurobeträge das Stück verkauft. Knappe Budgets spielen eben auch im Krieg eine Rolle. Fresser hat das selbst erfahren, als ein angekündigter Großauftrag abgeblasen wurde, weil das knappe Budget für den Kauf von Munition umgewidmet wurde.

Knapp 3 Millionen Euro wird er dieses Jahr umsetzen, wenn die Wachstumspläne aufgehen. 35 Leute sind in seinem Betrieb beschäftigt, der ihm und seinem Vater mehrheitlich gehört. In den beiden Vorjahren hat er eine sehr ordentliche Nach-Steuer-Rendite von etwa 25 Prozent abgeworfen. Doch man investiere viel in neue Materialien

und Produkte. Unlängst, zum zehnten Firmengeburtstag, haben sie sich den ersten Hubschrauber-Nachbau gegönnt. Sechs bis acht Wochen dauere es im Schnitt, bis ein neues Modell vermessen, entworfen, geschnitten, vernäht und geklebt und die neue Montage eingerichtet sei.

An die 50 Attrappen verlassen jeden Monat die für Besucher gesperrte Halle, zwei je Werktag. Falls notwendig, könne man die Produktion auf 150 im Monat verdreifachen. Dabei könnten bis zu zehn unterschiedliche Modelle parallel gefertigt werden. „Das ist wie bei Škoda“, sagt Fresser und lacht über den Vergleich mit dem tschechischen Autohersteller aus dem Volkswagen-Konzern. 45 unterschiedliche Köder-Modelle sind in den Inflattech-Rechnern gespeichert. Fresser fügt hinzu: „Wir sind in der Lage, jedes Modell anzufertigen, das der Kunde wünscht.“

Auch Privatleute können sich bei Inflattech einen Panzer bestellen. Allerdings nur in einer abgespeckten Version, und auch dessen Export muss die Regierung in Prag genehmigen. Ein paar Leute hätten tatsächlich angefragt, sagt Fresser und grinst: „Da man für den Preis einen Mittelklassewagen kaufen kann, haben sie dann lieber das Auto genommen.“

Die Ukrainer und ihre Verbündeten haben da andere Präferenzen. US-Sergeant Rivero erklärt in seinem Aufsatz, warum, und liefert Anschauungsmaterial aus der ukrainischen Kampfzone. Dort hätten die Verteidiger schon einmal lückenhaft besetzte Linien mit Schaufensterpuppen in Militärdrill bestückt, woraufhin die Russen sie unter Artilleriefeuer genommen hätten.

Den Ukrainern habe das dreifach geholfen: Die Angreifer hätten Munition vergeudet, damit ihren Bedarf an Granaten verschärft und zugleich ihre Stellung preisgegeben. „Das Hauptziel der Täuschungsmanöver ist es, die Überlebensfähigkeit der befreundeten Streitkräfte zu erhöhen und gleichzeitig die russischen Angreifer zu verwirren“, schreibt Rivero.

Deshalb gehört zu einer Panzerhaubitze des französischen Herstellers KNDS, früherer Nexter, künftig immer eine Inflattech-Haubitzenattrappe, berichtet Fresser mit stolzem Unterton. Aus der Ukraine wisse man, dass nach dem Abschuss feindliche Drohnen sehr schnell die Lage scannten. Deshalb sei es wichtig, dass Haubitze und Mannschaft den Standort sofort wechselten, um sich zu schützen. Indem man an der alten Stelle auf den Spuren des Originalgerätes den täuschenden echten Stoffnachbau aufblase, werde die gegnerische Aufklärung zumindest irritiert, die Verteidiger gewannen Zeit.

Gleiches gelte bei einem Angriff mit einer großen Zahl von Drohnen: „Wenn da 50 Drohnen kommen, kann man sie nicht alle abschießen. Das Sinnvollste ist, sie in die Irre zu führen.“ Aus taktischer Sicht gebe es „jede Menge Szenarien, wie man unsere Köder als Joker auf dem Schlachtfeld einsetzen kann“, sagt Fresser, dessen Besteller Attrappen amerikanischer Luftabwehrbatterien sind. Das wiederum könnte die russischen Erfolgsmeldungen über die angeblich hohe Zahl zerstörter Patriot-Stellungen erklären: nichts als heiße Luft.

Smart Locations und Full Services

Nachhaltig veranstalten

Mitten in Frankfurt

Hochsommer bei Adidas

Bei Olympia, Paralympics und Fußballturnieren kämpfen die Sportausrüster um Sichtbarkeit. Über die Sieger und Verlierer der Saison.

Von Konrad Ringleb

Sechs Meter und 25 Zentimeter: So hoch war bis zum 5. August dieses Jahres noch kein Mensch gesprungen. Dann setzte der Schwede Armand Duplantis seinen Stab auf die Tartanbahn des Stade de France und flog in die Höhe. Weltrekord. In der Zeitlupe besonders auffällig: die orangefarbenen Schuhe des Athleten. Es war der Coup des Sommers für Puma, die Nummer drei der Sportausrüster auf der Welt.

Erst die Fußball-Europameisterschaft, dann das amerikanische Pendant Copa América, später die Olympischen Spiele und jetzt die Paralympics in Paris. Dieser Sommer hielt viele Höhepunkte bereit für all jene, die gerne stundenlang Sport schauen. Und viele Gelegenheiten für die großen Markenhersteller, allen voran Puma, Adidas und Nike, um die eigenen Produkte vor einem Millionenpublikum in Szene zu setzen.

Bei den großen Fußballturnieren lässt sich sportlicher Erfolg direkt in Trikotverkäufe ummünzen; die Olympischen Ringe lassen sich nicht auf diese Weise vermarkten. Bei Olympia und bei den Paralympics wird in einer anderen Währung gezahlt, mit Sichtbarkeit. Wer die meisten Medaillen gewinnt, welche Sportlerin in den eigenen Schuhen auftritt, ist dort wichtiger als die Verkaufszahlen von Trikots.

Ein kurzer Rückblick: In den vergangenen Jahren ist der US-Konzern Nike dem fränkischen Traditionsunternehmen Adidas im Branchenvergleich ent-eilt. Während die Amerikaner umgerechnet fast 50 Milliarden Euro im Jahr einnehmen, hängt Adidas bei rund 20 Milliarden fest. Für Nike ging es stetig bergauf, bei Adidas bewegte sich wenig. Die Lücke wuchs.

2022 verzeichnete Adidas gar das erste Verlustjahr seit 1992, der Vorstandsvorsitzende Kasper Rorsted musste gehen. Für ihn wechselte Anfang 2023 Björn Gulden vom Lokalrivalen Puma zur Marke mit den drei Streifen. Er musste Adidas neu aufstellen, auch weil kurz vor seinem Amtsantritt die Zusammenarbeit mit dem US-Rapper Kanye West, die in guten Zeiten allein rund anderthalb Milliarden Euro Umsatz brachte, wegen dessen antisemitischer Ausfälle beendet wurde.

Daraus will Adidas lernen: keine Kooperationen mit fragwürdigen Partnern

mehr, keine Abhängigkeit von einzelnen Submarken. Stattdessen ließ Gulden die Produktion der Retroturnschuhe Gazelle, Samba und Spezial hochfahren und bewies damit einen guten Riecher. Wer sich heute in europäischen Innenstädten aufhält, sieht unzählige hippe Jugendliche mit diesen Modellen rumsplazieren.

Adidas arbeitet zudem seit Guldens Ankunft stärker mit dem Fachhandel zusammen. Hier sind Rabatte weniger verbreitet als im Internet, das treibt die Margen. Und auch die Kunden freut's. Denn wer kauft schon gerne einen Laufschuh, den er nie zuvor anhatte? All das hat auch den Aktionären gefallen. Seit Jahresbeginn ist der Kurs um 27 Prozent gestiegen.

Die Erwartungen vor der Heim-Europameisterschaft und den Olympischen Spielen im Nachbarland waren entsprechend hoch. Und schon vor dem Anpfiff des ersten EM-Spiels gelang Adidas mit dem pink Trikot für die deutsche Elf ein Marketingeffekt. Es avancierte zum meistverkauften deutschen Auswärtstrikot in der Geschichte von Adidas. Schicke Werbekampagnen brachten zudem sowohl die Nationalmannschaft als auch Adidas popkulturell nach vorn.

„Die tolle Stimmung im Land hatte auch Einfluss auf unsere Verkäufe. Wir haben wesentlich mehr Trikots verkauft, als wir erwartet hatten“, sagte Adidas-Chef Gulden bei der Präsentation der Ergebnisse aus dem zweiten Quartal. Mittlerweile rechnet Adidas für das laufende Geschäftsjahr mit einem fast zweistelligen Umsatzwachstum. „Wie viel davon durch Olympia entsteht, kann man nicht eindeutig beziffern“, räumt Gulden ein.

Adidas wächst zurzeit mit einer Strategie, die Nike perfektioniert hat. In den USA entstehen aus Sportkleidung Mo-

detrends, vor allem im Basketball. Seit Nike mit Werbeikone Michael Jordan den Schuh „Air Jordan“ entwarf, ist das ein bekanntes Phänomen. Jetzt setzen die Franken mit ihrer Originals-Kollektion aus Retro-Shirts und Trainingsanzügen Trends.

Glück gehört dazu. Bei der Fußball-EM rüstete Nike neun Mannschaften aus, darunter drei Halbfinalisten. Der Sieger jedoch, die spanische Nationalmannschaft, trug Adidas-Trikots. Auch bei der Copa América rüstete Adidas den Gewinner Argentinien aus. Und Anfang Juni gewann Real Madrid in Adidas-Trikots die Champions League.

Für Nike indes hat sich der Wind gedreht. Die neue Kollektion flopt, es gibt kaum neue, innovative Produkte. Waren im Wert von zehn Milliarden Dollar liegen in den Lagerhallen. Nike-Chef John Donahoe steht nicht nur deshalb unter Druck. Er sparte hausintern rund zwei Milliarden Dollar, strich knapp 1700 Stellen. Seit zehn Jahren ist Donahoe bei Nike, seit vier Jahren Konzernchef. Zuletzt sorgte er für Aufsehen, als er zugab, ausgerechnet den Laufsport vernachlässigt zu haben, den wichtigsten Individualsport für den Hersteller, der mit Laufschuhen einen beträchtlichen Teil seiner Umsätze und Gewinne erzielt.

Für das laufende Geschäftsjahr rechnet das Unternehmen damit, dass der Umsatz um etwa fünf Prozent sinkt. Er wäre dann allerdings immer noch doppelt so hoch wie der von Adidas. Und an der Börse ist Nike knapp dreimal so viel wert wie Adidas, auch wenn der Aktienkurs seit Beginn des Jahres um ein Viertel gefallen ist.

Ohne Widerstand lassen sich die Amerikaner in dieser Position gewiss nicht den Schneid abkaufen. Auf Anfrage der F.A.S. bezeichnet Nike den Sportsommer als „unglaublich“. Carl Grebert, der das Europageschäft von Nike leitet, sagt: „Die Verkaufszahlen für die Trikots der Nationalmannschaften in den Regionen Europa, Naher Osten und Afrika waren doppelt so hoch wie bei den beiden vorangegangenen Turnieren.“ Nike verzeichnet weiterhin hohe Gewinne, zuletzt rund sechs Milliarden Dollar im Jahr – sechsmal so viel, wie Adidas in einem starken Jahr erwartet.

Nike kann also die Muskeln spielen lassen. Für rund 100 Millionen Euro jährlich sponsert der Konzern ab 2027 die deutsche Fußballnationalmannschaft. Jenes Team, das historisch mit Adidas verhandelt ist. Selbst der Bundeswirtschaftsminister schaltete sich in die Debatte ein, als der Wechsel im Frühjahr bekannt wurde, forderte mehr „Standortpatriotismus“ vom DFB. Danach setzte sich die Lesart durch, Nike habe für den Vertrag zu viel Geld geboten. Nach dem jüngsten Popularitätsgewinn der DFB-Elf ist das indes nicht mehr so eindeutig.

Und bei den Olympischen Spielen in Paris war das Logo des Weltmarktführers genauso präsent wie die drei Streifen aus Herzogenaurach. Als etwa die amerikanischen Basketballer vor dem Olympiaturnier wie Rockstars am Pariser Bahnhof empfangen wurden, posierten die meisten von ihnen in Nike-Pullovern.

Doch nicht nur die beiden Platzhirsche Nike und Adidas buhlten in diesem Sommer um die Aufmerksamkeit der Fans. Puma stattete in Paris den Hochsprungstar Duplantis genauso aus wie die 100-Meter-Sprinterin Julienne Alfred. Bei der Europameisterschaft spielten vier Mannschaften in Puma-Trikots. „Tolle Leistungen der Teams sorgten für sehr gute Verkaufszahlen der Trikots“, sagt ein Firmen-

İlkay Gündoğan im pinken Adidas-Trikot der deutschen Fußballnationalmannschaft
Foto AFP



Malaika Mihambo sprang in Paris mit Schuhen von Nike zu Silber.
Foto Reuters



Die vom Schweizer Hersteller On ausgerüstete Weltranglistenbeste im Frauentennis, Iga Świątek, gewann in Paris Bronze.
Foto dpa

sprecher. Puma ist zudem in der laufenden Saison der Sponsor mit den meisten Teams in der Fußball-Bundesliga – gleich sechs Teams erhalten Ausrüstung aus Herzogenaurach. Das Unternehmen ist in den vergangenen Jahren stark gewachsen, der Umsatz liegt nun bei gut 8 Milliarden Euro. Im ersten Halbjahr kamen allerdings nur noch 1,3 Prozent dazu, was weit ent-

fernt ist von den jüngsten Zuwachsraten von Adidas. Die Anleger sind damit nicht zufrieden. Seit Jahresbeginn verloren die Puma-Titel rund 25 Prozent ihres Wertes.

Ein Liebling der Börse ist dagegen der vergleichsweise junge Schweizer Sportartikelhersteller On. Seit Jahresbeginn stieg der Wert der On-Aktie um 71 Prozent. Das 2010 gegründete Unternehmen, an dem der Schweizer Tennisstar Roger Federer beteiligt ist, ist an der Börse nun mehr als doppelt so viel wert wie Puma, dessen Umsatz wiederum viermal so hoch ist.

On stattete in Paris die Schweizer Olympioniken aus. Prominenteste Sportlerin war die Polin Iga Świątek, Weltranglistenbeste im Tennis, die in On-Schuhen Bronze erspielte. „Unmittelbar hatten die Olympischen Spiele nur einen relativ geringen Einfluss auf die Absatzzahlen. Wichtiger ist für uns, dass wir uns langfristig positionieren und unsere Bekanntheit steigern konnten“, sagt eine Sprecherin.

So dürfen im Jahr der großen Sportereignisse alle Ausrüsterfirmen Marketingeffolge für sich reklamieren. Ob und wie sich das jeweils auf ihren Umsatz und Ertrag ausgewirkt hat, wird sich erst zeigen, wenn die Quartalszahlen für die Sommermonate vorgelegt werden. Sicher ist, dass sich Titel und Medaillen nicht direkt in Euro und Dollar übersetzen lassen. Aber welche Dynamik eine Marke entfaltet, spielt in dieser Branche auch eine nicht zu vernachlässigende Rolle. Und da hat sich im großen Zweikampf zwischen Nike und Adidas unterm Strich durchaus etwas getan. Wie heißt es neuerdings so schön im Sport: Das Momentum hat gewechselt, und zwar zu Adidas.

HURTIGRUTEN

DIE LEGENDÄRE POSTSCHIFFROUTE

Sie möchten Norwegen nicht nur besuchen, sondern mit allen Sinnen erleben? Kommen Sie an Bord von Hurtigruten und erleben Sie das Original auf der klassischen Postschiffroute.



Original

JETZT BUCHEN

Im Reisebüro, Tel. (040) 874 090 46 oder unter hurtigruten.de

NORWEGEN 2025

12 TAGE AB

1.990 €* p.P.

INKL. FLUG

* Limitiertes Kontingent, Garantiekabine. | Hurtigruten Global Sales AS - Langkaia 1 • 0150 Oslo • Norwegen | © ERIKA TIREN / HURTIGRUTEN



Stabhochspringer Armand Duplantis nach seinem Weltrekord in Puma-Schuhen
Foto Reuters



Ein Star für Starbucks

Brian Niccol hat schon vielen strauchelnden Fast-Food-Ketten auf die Beine geholfen. Jetzt soll er Starbucks retten. Das lässt sich die Firma einiges kosten.

Von Anna Sophie Kühne

Seinen typischen Morgen beschrieb Brian Niccol einmal so: Er steht gegen sechs Uhr auf, trinkt einen Kaffee – genauer gesagt einen Americano –, danach macht er Sport, frühstückt anschließend einen Proteinshake mit Früchten und Erdnussbutter, fährt seine jüngste Tochter zur Schule und kommt dann gegen neun Uhr ins Büro, wo seine Assistentin ihn auf den Tag vorbereitet.

Ein Stopp bei Starbucks für einen Kaffee zum Mitnehmen, wie ihn so viele Amerikaner jeden Morgen einlegen, gehört nicht dazu, bislang jedenfalls nicht. Vielleicht reißt er sich in diesen Tagen doch einmal in die Schlange im „Drive Thru“ ein, als Vorbereitung auf den Job, den er am 9. September antritt: Brian Niccol, 50, wird Chef von Starbucks, der größten Kaffeehauskette der Welt.

Groß sind die Hoffnungen, die Belegschaft, Investoren und Kunden in den neuen Chef setzen. „Brian Niccol ist einer der angesehensten Manager der Branche“, sagt Brian Harbour, Analyst bei Morgan Stanley. Niccol war bislang Chef bei Chipotle, einer mexikanischen Restaurantkette, die in den USA rund 3400 Niederlassungen mit mehr als 100.000 Mitarbeitern betreibt. Allein die Ankündigung des Chefwechsels hat die Anleger euphorisiert, nach der Nachricht stieg der Kurs der Starbucks-Aktie um gut 20 Prozent, während jene von Chipotle gut zwölf Prozent verlor.

Niccol folgt bei Starbucks auf Laxman Narasimhan, der nach nicht einmal zwei Jahren überraschend entlassen worden war. Seine Vergütung ist rund viermal so hoch wie die seines Vorgängers. Das Grundgehalt von 1,6 Millionen Dollar macht dabei noch den geringsten Anteil aus. Niccol erhält jährliche Aktienprämien in Höhe von 23 Millionen Dollar und eine Antrittsprämie von zehn Millionen Dollar, zusätzlich sind ihm 75 Millionen Dollar an Aktienzuteilungen in Aussicht gestellt – als Ausgleich für den Verzicht auf Anteile an seinem vorherigen Arbeitgeber. Erreicht Niccol die vorgegebenen Zielmarken bei Starbucks, bekommt er weitere 3,6 Millionen Dollar. Er wäre mit all diesen Einkünften einer der bestbezahlten Manager des Landes.

Brian Niccol ist verwöhnt, er weiß, dass zu seinen Bedingungen gespielt wird. Als er 2018 zu Chipotle kam, verlegte das Unternehmen kurzerhand die Konzernzentrale von Denver, Colorado, nach Newport Beach, damit der CEO seine Heimat nicht verlassen musste. Einen Umzug samt Ehefrau und drei Kindern nach Seattle, wo Starbucks seit jeher seinen Hauptsitz hat, konnte er sich offenbar auch dieses Mal nicht vorstellen. Man einigte sich, dass Niccol von seiner Heimat Newport Beach in Kalifornien aus arbeiten kann, richtet ihm dort ein „kleines Remote-Büro“ ein. Wenn er im Headquarter des Kaffeehauses in Seattle vorbeischauen will, steht ihm dafür ein Privatjet zur Verfügung, den er in gewissem Umfang auch für private Reisen nutzen darf.

Die großzügigen Zugeständnisse werfen zwei Fragen auf: Wie groß muss die Krise bei Starbucks sein? Und wie realistisch ist es, dass Niccol es schafft, sie zu überwinden?

Fest steht: Bei Starbucks warten große Herausforderungen. Der einstige Glanz des Unternehmens ist verloren gegangen, die Umsätze sind zwei Quartale in Folge gefallen, obwohl der Konzern weiter in rasantem Tempo neue Filialen eröffnet. Die Zahl der Kunden, die sie aufsuchen, ist rückläufig. Die Inflation zwingt die Leute, zu sparen, und der Latte macchiato auf dem Weg zur Arbeit erscheint da noch am ehesten verzichtbar.

Der Druck, einen Kurswechsel vorzunehmen, ist aber auch deshalb hoch, weil neue Eigentümer mitmischen. Die schwächelnde Performance hat Starbucks ins Visier aktivistischer Hedgefonds gerückt, die Anteile am Unternehmen gekauft haben und nun echte Veränderungen sehen wollen. Seinen Unmut zum Ausdruck brachte auch der langjährige Vorstandsmitglied und Anteilseigner Howard Schultz, der das Unternehmen zwar nicht gegründet, aber 1987 gekauft und seitdem maßgeblich geprägt hat. In einem Post in dem Karrierenetzwerk LinkedIn schrieb der Einundsiebzigjährige im Mai: „Führungskräfte – darunter auch Vorstandsmitglieder – müssen mehr Zeit mit denen verbringen, die die grüne Schürze tragen.“ Das war ein unmissverständlicher Seitenhieb in Richtung von CEO Narasimhan – und eine Aussage, die Brian Niccol zugleich in ein besseres



Brian Niccol, 50, tritt am 9. September seinen Posten als Chef der Kaffeehauskette Starbucks an.

Foto Maggie Shannon

Licht rückt. Denn der Manager gibt sich nahbar. Als er seine Rolle bei Chipotle antrat, hat er zunächst selbst ein Training in einem der Restaurants in Denver absolviert und beim Rollen der Burritos so manche Tortilla zerrissen, wie er dem Magazin „Fortune“ erzählte. „So lernt man, was es heißt, ein Restaurant zu betreiben.“

Stellt sich Niccol demnächst also als „Barista“ in eine Starbucks-Filiale? Dort könnte er erleben, was viele Mitarbeiter schon lange beklagen: dass es nicht genügend Kollegen in den Läden gebe, dass das Stresslevel gerade in den Stoßzeiten enorm sei. Ausgerechnet jene sahnig-süßen Getränke, die lange die Massen in die Cafés von Starbucks gelockt haben, führen heute zu Frustration bei Kunden und Mitarbeitern: Auf der Karte von Starbucks finden sich Getränke wie „Iced White Choc Pistachio Flavour Oat Shaken Es-

presso“, deren Name so sperrig wie die Zubereitung aufwendig ist.

Außerdem können die Kunden ihre ganz individuelle Bestellung vor Ort oder in der für Starbucks so wichtigen App aufgeben: mit Hafer- statt Kuhmilch, mit Schlagsahne, ohne Schaum, mit weniger Eis, doppeltem Espresso und Karamellsirup. Auf diese Weise sollen über 170.000 Kombinationen möglich sein. Weil da selbst die erfahrensten Baristas nicht mehr hinterherkommen, muss man gerade morgens lange auf sein Getränk warten – so lange, dass sich viele ihren Kaffee inzwischen lieber zu Hause machen, Crème-brulée-Schaum hin oder her.

Für Starbucks ist das mehr als nur ein kleines Ärgernis – denn diese Stammkundschaft ist das Rückgrat des Geschäfts, geschätzt 80 Prozent der US-Kunden finden sich Getränke wie „Iced White Choc Pistachio Flavour Oat Shaken Es-

presso“, deren Name so sperrig wie die Zubereitung aufwendig ist. Außerdem können die Kunden ihre ganz individuelle Bestellung vor Ort oder in der für Starbucks so wichtigen App aufgeben: mit Hafer- statt Kuhmilch, mit Schlagsahne, ohne Schaum, mit weniger Eis, doppeltem Espresso und Karamellsirup. Auf diese Weise sollen über 170.000 Kombinationen möglich sein. Weil da selbst die erfahrensten Baristas nicht mehr hinterherkommen, muss man gerade morgens lange auf sein Getränk warten – so lange, dass sich viele ihren Kaffee inzwischen lieber zu Hause machen, Crème-brulée-Schaum hin oder her.

Für Starbucks ist das mehr als nur ein kleines Ärgernis – denn diese Stammkundschaft ist das Rückgrat des Geschäfts, geschätzt 80 Prozent der US-Kunden finden sich Getränke wie „Iced White Choc Pistachio Flavour Oat Shaken Es-

presso“, deren Name so sperrig wie die Zubereitung aufwendig ist. Außerdem können die Kunden ihre ganz individuelle Bestellung vor Ort oder in der für Starbucks so wichtigen App aufgeben: mit Hafer- statt Kuhmilch, mit Schlagsahne, ohne Schaum, mit weniger Eis, doppeltem Espresso und Karamellsirup. Auf diese Weise sollen über 170.000 Kombinationen möglich sein. Weil da selbst die erfahrensten Baristas nicht mehr hinterherkommen, muss man gerade morgens lange auf sein Getränk warten – so lange, dass sich viele ihren Kaffee inzwischen lieber zu Hause machen, Crème-brulée-Schaum hin oder her.

Für Starbucks ist das mehr als nur ein kleines Ärgernis – denn diese Stammkundschaft ist das Rückgrat des Geschäfts, geschätzt 80 Prozent der US-Kunden finden sich Getränke wie „Iced White Choc Pistachio Flavour Oat Shaken Es-

presso“, deren Name so sperrig wie die Zubereitung aufwendig ist. Außerdem können die Kunden ihre ganz individuelle Bestellung vor Ort oder in der für Starbucks so wichtigen App aufgeben: mit Hafer- statt Kuhmilch, mit Schlagsahne, ohne Schaum, mit weniger Eis, doppeltem Espresso und Karamellsirup. Auf diese Weise sollen über 170.000 Kombinationen möglich sein. Weil da selbst die erfahrensten Baristas nicht mehr hinterherkommen, muss man gerade morgens lange auf sein Getränk warten – so lange, dass sich viele ihren Kaffee inzwischen lieber zu Hause machen, Crème-brulée-Schaum hin oder her.

Für Starbucks ist das mehr als nur ein kleines Ärgernis – denn diese Stammkundschaft ist das Rückgrat des Geschäfts, geschätzt 80 Prozent der US-Kunden finden sich Getränke wie „Iced White Choc Pistachio Flavour Oat Shaken Es-

Für Starbucks ist das mehr als nur ein kleines Ärgernis – denn diese Stammkundschaft ist das Rückgrat des Geschäfts, geschätzt 80 Prozent der US-Kunden finden sich Getränke wie „Iced White Choc Pistachio Flavour Oat Shaken Es-

Für Starbucks ist das mehr als nur ein kleines Ärgernis – denn diese Stammkundschaft ist das Rückgrat des Geschäfts, geschätzt 80 Prozent der US-Kunden finden sich Getränke wie „Iced White Choc Pistachio Flavour Oat Shaken Es-

Für Starbucks ist das mehr als nur ein kleines Ärgernis – denn diese Stammkundschaft ist das Rückgrat des Geschäfts, geschätzt 80 Prozent der US-Kunden finden sich Getränke wie „Iced White Choc Pistachio Flavour Oat Shaken Es-

Für Starbucks ist das mehr als nur ein kleines Ärgernis – denn diese Stammkundschaft ist das Rückgrat des Geschäfts, geschätzt 80 Prozent der US-Kunden finden sich Getränke wie „Iced White Choc Pistachio Flavour Oat Shaken Es-

Für Starbucks ist das mehr als nur ein kleines Ärgernis – denn diese Stammkundschaft ist das Rückgrat des Geschäfts, geschätzt 80 Prozent der US-Kunden finden sich Getränke wie „Iced White Choc Pistachio Flavour Oat Shaken Es-



Illustration: Alex Nabaum

Übles Spiel mit der Untermiete

In den Großstädten sind Wohnungen knapp. Deshalb kommt Untermiete in Mode. Was da passiert, ist nicht mehr schön.

Von Sarah Huemer

Michael Schwartz staunt nicht schlecht, als ihm der Mietvertrag in die Hände fällt. Gerade einmal 480 Euro pro Monat warm kostet die Wohnung, steht dort geschrieben. Für zwei Zimmer, mitten in Berlin. Frust macht sich in ihm breit. Immerhin sind das mehrere Hundert Euro weniger, als jeden Monat von seinem Konto abgehen. Er zahlt 1200 Euro Miete. Und zwar für exakt dieselbe Wohnung.

Michael Schwartz und seine Freundin Lydia sind Untermieter. Das Paar wohnt seit zwei Jahren in Berlin, beide sind aus dem Ausland zugezogen, sie sind Akademiker und haben in der Großstadt gute Vollzeitjobs gefunden. Sie konnten es kaum erwarten, sich ein neues Leben aufzubauen. Nur die schwierige Suche nach einem Zuhause ließ die beiden zweifeln. Schließlich aber wurde ihnen eine Wohnung zur Untermiete angeboten. Den eigentlichen Mieter zog es ins Ausland, wie lange, wusste er selbst noch nicht, und er suchte jemanden, der seine Wohnung währenddessen übernimmt. Schwartz und seine Freundin freuten sich, endlich etwas gefunden zu haben.

Mit ihrem Vermieter, dem Hauptmieter der Wohnung, pflegten die beiden ein freundschaftliches Verhältnis – bis zu ebendiesem Tag, an dem Schwartz per Zufall erfährt, wie viel die Wohnung eigentlich kostet. Seither ist alles anders. Schwartz plagt das Gefühl, der Hauptmieter bereichere sich an ihm. Einen kleinen Mietaufschlag hätte er verstanden, schließlich hat der Hauptmieter auch Risiken und einen Aufwand. Aber müssen es mehrere Hundert Euro sein? Er fühle sich hintergangen, sagt Schwartz, der eigentlich anders heißt. Seinen richtigen Namen möchte er lieber nicht in der Zeitung lesen, um sich nicht noch mehr Ärger mit dem Hauptmieter einzubrocken.

Die Untervermietung ist für so manchen Mieter zum lohnenden Geschäft geworden, besonders in den Großstädten, wo Wohnraum ohnehin knapp und teuer ist. Teils werden einzelne Zimmer angeboten, und die Mieter bleiben selbst noch in der Wohnung. Andere wiederum vermieten die gesamte Wohnung unter. Sie profitieren von der wachsenden Kluft zwischen Bestands- und Neuvermietungen. So sind Letztere in Berlin in den vergangenen fünf Jahren um fast 60 Prozent gestiegen, zeigen Daten des Immobilien dienstleisters JLL. In anderen

Großstädten wie München oder Hamburg ist die Lage nicht viel besser. Die Bestandsmieten wiederum sind nicht im selben Ausmaß angestiegen, was auch an den gesetzlichen Regelungen zu Mietpreiserhöhungen liegt. Wer also noch einen alten, günstigen Mietvertrag hat, gibt diesen ungern auf. Selbst dann nicht, wenn man schon längst mit der Freundin in eine größere Wohnung ein paar Straßen weiter gezogen ist, oder wenn man für einige Zeit ins Ausland geht und gar nicht weiß, wann und ob man zurückkommt. Der Mietvertrag bleibt.

„Verboten ist eine Untervermietung nicht“, sagt Ulrike Hamann-Onnertz, Geschäftsführerin des Mietervereins Berlin. Das Konzept an sich hat viele Vorteile und gibt Mietern Flexibilität, etwa wenn sie mal einen längeren Auslandsaufenthalt machen, so die Idee. „Auch mit einer Untermiete Gewinn zu machen ist erlaubt“, sagt sie. Moralisch, fügt sie hinzu, müsse allerdings jeder selbst wissen, ob das vertretbar sei. „Manche Hauptmieter haben ja sogar mehrere Wohnungen und vermieten sie weiter, um so ihr Leben zu finanzieren.“

Rechtlich problematisch wiederum werde eine Untervermietung dann, wenn der Hauptmieter gewisse Regeln nicht einhält, was sich üblicherweise zum Nachteil der Untermieter auswirkt. So sind Hauptmieter, die in dem Fall selbst zu Vermietern werden, dazu verpflichtet, Gesetze zur Höhe der Miete einzuhalten. „Auch bei der Untervermietung greift die Mietpreisbremse“, sagt Rechtsanwalt Jonas Sackmann von der Frankfurter Kanzlei Kranz Rechtsanwälte. Das hat das Landgericht Berlin in einem Urteil im vergangenen Herbst entschieden. In dem Fall verlangte ein Mieter von seinem Untermieter 962 Euro im Monat, zahlte selbst aber nur 460 Euro. Er verstieß damit gegen die Mietpreisbremse, die vorsieht, dass die Miete maximal zehn Prozent über der ortsüblichen Vergleichsmiete liegen darf. „Bei einer zu

hohen Zahlung kann der Untermieter einen Anspruch auf die Erstattung der überzahlten Miete haben“, sagt Sackmann. Diese sollten sie auch einfordern.

Auch erfolgen viele Untermieten ohne Erlaubnis. Eigentlich müssen Hauptmieter ihren eigenen Vermieter darüber informieren, dass sie die Wohnung für einen bestimmten Zeitraum gerne jemand anderem überlassen möchten. Das geschieht aber oft gar nicht. So ist es auch im Fall von Michael Schwartz. Eine offizielle Genehmigung für die Untermiete habe er nicht, darauf weist der Hauptmieter das Paar sogar hin. Er hat Schwartz und seiner Freundin eine klare Anweisung gegeben: „Wenn jemand fragt, sagt einfach, ihr seid ein Besuch und wir sind gerade unterwegs.“ So zu tun, als würde man im eigenen Zuhause gar nicht zu Hause sein – ein ungutes Gefühl.

Der Mieterverein rät deshalb, sich vom Hauptmieter unbedingt die Genehmigung zur Untervermietung vorlegen zu lassen. Denn zu der ständigen Angst, dass der Schwindel auffliegt, kommt noch ein weiteres Problem dazu: Immer wieder untersagen die Hauptmieter ihren Untermietern, sich an der Adresse offiziell zu melden. Das ist für Praktikanten, die für eine kurze Zeit in eine andere Stadt ziehen und dort zur Untermiete wohnen, kein Problem, zumal ihr Lebensmittelpunkt ohnehin anderswo liegt. Für diejenigen aber, die längerfristig in der Stadt bleiben, ist es sehr wohl ein Problem. Oft kann dann nicht mal der eigene Name auf dem Klingelschild oder dem Briefkasten stehen. Außerdem ist man gesetzlich dazu verpflichtet, den Wohnsitz zu registrieren. Hinzu kommt: Wer gar aus dem Ausland zuzieht, kann ohne Meldung keine Steuernummer bekommen, auch für die Eröffnung eines Bankkontos ist eine inländische Adresse wichtig.

Die dafür notwendige Wohnungsgeberbescheinigung wollen aber nicht alle

Hauptmieter, die untervermieten, ausstellen. Das führt zu der grotesken Situation, dass auf Inserateplattformen wie kleinanzeigen.de oder in Wohnungsgruppen auf Facebook zwischen Untermietern mit und ohne Anmeldung unterschieden wird. Teils werden sogar auf Onlineportalen Meldeadressen verkauft, damit Untermieter zumindest irgendeinen Wohnsitz in der Stadt anmelden können. Man registriert sich also an einer Adresse, an der man eigentlich gar nicht wohnt. Der Berliner Mieterverein warnte kürzlich vor diesem Geschäftsmodell.

In anderen Fällen wiederum ist für die Wohnungssuchenden auf den ersten Blick weniger gut ersichtlich, auf welchem misslichen Geschäft sie sich einlassen. So erzählt ein Betroffener, dass in der Wohnungsanzeige auf dem Immobilienportal die Untermiete gar nicht erwähnt wurde. Er dachte, es handle sich um eine ganz gewöhnliche Miete. Erst bei der Zusage habe er erfahren, dass der Anbieter selbst nur Mieter ist und nicht der Eigentümer der Wohnung. Unterschrieben hat der Interessent den Vertrag trotzdem. „Man nimmt halt, was man kriegen kann“, sagt der Informatiker. Seit fast vier Jahren wohnt er nun dort. Insgesamt 1300 Euro beträgt die Kaltmiete, für 97 Quadratmeter in Berlin immer noch ein guter Preis. Der Hauptmieter allerdings zahlt nur 900 Euro, hat der Untermieter herausgefunden. Das kam so: Er wollte, dass ihm der Hauptmieter den originalen Mietvertrag zeigt. Dieser hatte zwar die eigentliche Miethöhe im Dokument geschwärzt, das aber an einer Stelle vergessen.

„Oft wissen die Untermieter nicht, dass der Hauptmieter mit ihnen noch Geld verdient. Und selbst wenn sie es wissen, trauen sie sich häufig nicht, etwas dagegen zu unternehmen, da sie Angst haben, die Wohnung zu verlieren“, heißt es vom Mieterverein München. Rechtlich ist die Lage nämlich so: Erfährt der

ursprüngliche Vermieter der Immobilie davon, dass diese ohne seine Erlaubnis untervermietet wurde, kann er dem Hauptmieter fristlos kündigen. Die Folge ist üblicherweise, dass alle ausziehen müssen. Der Untermieter kann dann relativ wenig dagegen tun, auch wenn er einen gültigen Vertrag mit dem Hauptmieter hat und darin eine längere Kündigungsfrist festgelegt ist. Die einzige Möglichkeit, die ein Untermieter in einer solchen Situation hat, ist, einen Schadenersatz zu fordern, sagt Rechtsanwalt Jonas Sackmann. Sämtliche Kosten, auch die Umzugskosten, könnten vom Hauptmieter eingefordert werden. Allerdings bedeutet das in den meisten Fällen auch einen langen juristischen Streit. In der Realität dürften viele dieser Konflikte deshalb gar nicht erst ausgetragen werden.

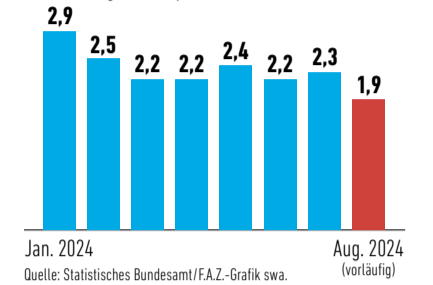
Auch Michael Schwartz und seine Freundin zögern zuerst, nachdem sie den günstigen Mietvertrag gesehen haben. Sollen sie den Hauptmieter darauf ansprechen? Wie würde er reagieren? Was wären die Folgen? Die beiden begleitet die ständige Sorge, plötzlich auf der Straße zu sitzen. Dann aber schicken sie dem Hauptmieter eine Nachricht. Ungerecht behandelt fühlen sie sich dadurch, dass sie ihm monatlich mehrere Hundert Euro mehr bezahlen, als die eigentliche Miete beträgt, schreiben sie ihm. Der Hauptmieter wiederum argumentiert, sie müssten die Kosten für Strom und Internet noch dazurechnen, die er weiterhin bezahlt und die in der Untermiete schon berücksichtigt seien. Auch habe er viel Geld in die Wohnung gesteckt und teure Möbel gekauft, dafür wolle er eine Kompensation.

Schwartz findet den Aufschlag von rund 700 Euro im Monat dennoch nicht gerechtfertigt. Der Konflikt spitzt sich immer weiter zu, irgendwann schalten beide Seiten jeweils einen Anwalt ein. Der Hauptmieter möchte, dass das Paar die Wohnung verlässt, der befristete Mietvertrag läuft ohnehin bald aus. Auch für die Untermieter wird die Situation so sehr zur Belastung, dass sie einfach nur noch raus aus der Wohnung möchten. Sie begeben sich erneut auf die Suche. Ein eigener Mietvertrag, ohne Zwischeninstanzen, wäre ihnen am liebsten. Mittlerweile haben sie eine neue Bleibe gefunden. Bald ziehen sie um. Sie freuen sich auf die neue Wohnung. Einen Haken aber gibt es: Sie wohnen wieder nur zur Untermiete.

TOPS & FLOPS

Inflation in Deutschland

Veränderung zum Vorjahresmonat in %



DIE INFLATION SINKT

Erstmals seit mehr als drei Jahren liegt die Inflationsrate in Deutschland unter zwei Prozent. So sind die Preise im August um 1,9 Prozent gegenüber dem Vorjahr gestiegen, teilte das Statistische Bundesamt mit. Im Juli waren es noch 2,3 Prozent gewesen. Grund dafür sind vor allem die sinkenden Energiepreise. Dienstleistungen wiederum werden weiter teurer. Mitte September findet die nächste Sitzung der Europäischen Zentralbank (EZB) statt. Die allgemeine Erwartung ist, dass die EZB die Zinsen senken wird.

NVIDIA VERLIERT

Der Chipkonzern Nvidia, der vom KI-Boom profitiert, hat abermals Rekordzahlen vorgelegt. Im zweiten Quartal stiegen Umsatz und Gewinn im Vergleich zum Vorjahreszeitraum um mehr als 100 Prozent. Ein Garant für Kursgewinne ist das trotzdem nicht. Die Aktie

verlor zeitweise fast zehn Prozent an Wert, weil der Ausblick die hohen Erwartungen nicht erfüllte.

DEUTSCHE BÖRSE GEWINNT

Wenn an den Finanzmärkten viel los ist, profitieren davon über höhere Gebühreneinnahmen auch die Börsenbetreiber. Kein Wunder also, dass in der Woche eines neuen Dax-Rekords auch die Aktie der Deutschen Börse einen neuen

Höchststand erreichte. Der Kurs stieg erstmals auf mehr als 200 Euro.

CHAOSTAGE BEI THYSSEN

Bei Deutschlands Traditionskonzern Thyssenkrupp geht es derzeit drunter und drüber. Am Donnerstag gaben gleich drei Vorstände der Stahlsparte TKSE sowie drei Aufsichtsräte ihren Rückzug bekannt. TKSE-Aufsichtsratschef Sigmar Gabriel (*Bild*) warf dem Vorstands-

vorsitzenden Miguel López „schweren Vertrauensbruch“ vor. Der Kurs fiel.

TEURER PODCAST

Wie viel Geld man mit Podcasts verdienen kann, hat jetzt die Amerikanerin Alexandra Cooper (*Bild*) gezeigt. Die 30-Jährige, die mit dem Podcast „Call her Daddy“ bislang auf Spotify zu hören war, wechselt 2025 zur Konkurrenz von SiriusXM.

Für einen Dreijahresvertrag soll sie 125 Millionen Dollar erhalten. Cooper interviewt Stars unter anderem zu deren Sexleben.

LUKAS PODOLSKIS DÖNER

Der frühere Fußballnationalspieler Lukas Podolski (*Bild*) hat ein Händchen für gute Geschäfte. Der einstige Star des 1. FC Köln, heute in Diensten des polnischen Erstligisten Górnik Zabrze, will nun gemeinsam mit dem Start-up Circus Group Lebensmittel-Roboter entwickeln, die Döner vollautomatisch zubereiten sollen. Podolski ist bereits Besitzer einer eigenen Döner-Kette.



„Die Kinder haben Fonds. Wie sparen wir Steuern?“

Ein Ehepaar hat für seine Söhne Aktien gekauft. Die Kursgewinne sollen möglichst steuerfrei bleiben. Da gibt es einen Weg. *Von Dyrk Scherff*

Dem Opa sei Dank. Er schenkte seinen beiden Enkeln 2019 je 10.000 Euro. Die Eltern Margit und Klaus Schmidkunz machten es richtig und legten das Geld in einen Indexfonds an, den Weltaktienindex MSCI World abbildet. Eine bessere Geldanlage für junge Kinder, die das Geld erst in vielen Jahren brauchen und deswegen die Schwankungen der Börse gut aussitzen können, gibt es kaum. Die ersten Jahre belohnten sie: Der ETF hat sich mittlerweile im Wert verdoppelt. Doch mit einer Frage hat sich das Ehepaar, das eigentlich anders heißt, bisher nicht beschäftigt: „Wie versteuern wir eigentlich die Geldanlage unserer Kinder? Müssen wir eine Steuererklärung abgeben, wenn wir die Kursgewinne realisieren wollen und den ETF verkaufen? Und wie können wir Steuern sparen?“

Diese Fragen haben sie sich noch nie gestellt, aber jetzt drängen sie sich auf: „Wir hätten nie gedacht, dass sich die ETF so gut entwickeln. Wir wollen die Gewinne möglichst steuerfrei erzielen, und wenn die Kinder später mal einen Ferienjob haben oder in die Ausbildung gehen, ist das vielleicht nicht mehr möglich, weil ihr Einkommen dann zu hoch ist“, überlegt Klaus Schmidkunz. Also vielleicht jetzt schon handeln? Die beiden Söhne sind 11 und 14 Jahre alt, beim Älteren kommt die Situation in ein paar Jahren auf die Eltern zu. Die Familie lebt im Großraum Stuttgart, die Mutter arbeitet für einen Autzulieferer, der Vater in der IT-Abteilung einer Bank. Das monatliche Nettoeinkommen des Paares beträgt zusammen rund 10.000 Euro.

„Wir haben zwar studiert, aber steuerlich sind wir etwas unbedarft“, räumt Klaus Schmidkunz ein. Und wandte sich

daher per E-Mail an die F.A.S. Sie brachte das Paar mit Stefan Bethlehem zusammen, Steuerberater und Partner bei der Wirtschaftsprüfungs- und Steuerberatungsgesellschaft KPMG. Er berät dabei auch Privatpersonen. „Auch kleine Kinder sind steuerpflichtig“, stellt er gleich zu Beginn des Gesprächs mit dem Ehepaar klar. Das heißt: Übersteigen die

und immer (auch bei Erwachsenen) steuerfrei bleiben muss.

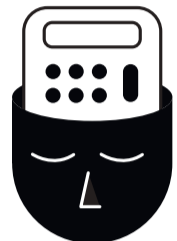
In dieser Höhe können die Kinder also steuerfrei Einnahmen bekommen. Solange die Söhne der Familie Schmidkunz keine weiteren Einkünfte haben, etwa durch einen Ferienjob, können sie in dieser Höhe Kapitalerträge erzielen. Hinzu kommt dann noch der Sparer-Pauschbetrag von derzeit 1000 Euro. Jeder Sohn darf also 2024 genau 12.784 Euro Kursgewinne steuerfrei realisieren. Die Familie könnte also derzeit alle ETF verkaufen und den kompletten Gewinn ohne Steuern bekommen. Voraussetzung: Die Geldanlagen und das Depot laufen auf den Namen der Kinder und werden nicht etwa im Depot der Eltern gehalten. Dann würde das Kapital den Eltern zugeschrieben und müsste von ihnen versteuert werden.

Aber auch höhere Gewinne über der Grenze lassen sich steuerfrei realisieren mit einer steueroptimierten Anlagestrategie. Dazu werden jedes Jahr Teile des für die Kinder angelegten Geldes bis zur Höhe des steuerfreien Grundfreibetrages plus Sparerpauschbetrag verkauft – und gleich wieder gekauft. Das kostet zwar ein paar Börsengebühren, die sich aber beim Kauf über eine Onlinebank niedrig halten lassen. Doch das Vorgehen spart über die Jahre der Kindheit viele Steuern. Von der Geburt bis zum 18. Lebensjahr können so Gewinne von mehr als 200.000 Euro steuerfrei realisiert werden, und falls noch ein Studium dazukommt, sogar noch mehr. „Der Verkauf und sofortige Kauf selbst am gleichen Tag wird vom Finanzamt akzeptiert und nicht als illegale Steuergestaltung angesehen“, betont Steuerberater Bethlehem. Diese Strategie ist auch deswegen attraktiv, weil so aus steuerlichen Gründen Indexfonds verkauft werden können, auch wenn das Geld gar nicht benötigt wird. Es wird ja gleich wieder neu angelegt.

Noch eine weitere Grenze muss das Ehepaar Schmidkunz beachten. Ab einem Gesamteinkommen von derzeit mehr als 6060 Euro im Jahr sind die Kinder nicht



Foto: iStock/illustration F.A.S.



Mein Geld

Brauchen Sie auch Hilfe in Finanzfragen? Schildern Sie uns gerne kurz Ihre Lage, und schreiben Sie uns unter mein-geld@faz.de

Einnahmen der Kinder gewisse Grenzen, müssen auch sie Steuern zahlen und die Eltern für sie eine Steuererklärung anfertigen. Diese Grenze soll 2024 nach dem jüngsten Regierungsbeschluss auf 11.784 Euro steigen. Sie erhöht sich jährlich. 2025 soll sie dann bei 12.084 Euro und 2026 bei 12.336 Euro liegen. Das ist der sogenannte Grundfreibetrag, der sich am Existenzminimum orientiert

mehr in der gesetzlichen Krankenversicherung kostenlos über die Eltern versichert und müssen sich selbst versichern. „Das droht, wenn die Einnahmen regelmäßig und mindestens jährlich erzielt werden“, unterstreicht Steuerberater Bethlehem. „Das trifft auf jährliche Zinszahlungen, Fondsausschüttungen und Dividenden zu, nicht aber etwa auf Gewinne aus privaten Veräußerungsgeschäften, worunter auch die Verkäufe von Wertpapieren, wie Aktien oder ETF, gefasst werden sollten.“ Das Paar hat für die beiden Söhne einen thesaurierenden ETF gekauft, der also nicht ausschüttet. Bei einem Verkauf der Anteile ist die Mitversicherung in der Krankenkasse also nicht gefährdet. Details dazu stehen in einem Schreiben des Spitzenverbandes der Krankenkassen vom 29. September 2022. Für den Fall,

dass das Kind einen Minijob ausübt, liegt die Grenze für die kostenfreie Familienversicherung aktuell bei 538 Euro im Monat oder bei 6456 Euro im Jahr. „Das Kindergeld ist bei höheren Einnahmen aber nicht in Gefahr“, beruhigt Bethlehem. Das Paar muss nun noch überlegen, wie es die Verkäufe auch wirklich steuerfrei verwirklichen kann. Denn die Banken ziehen automatisch 25 Prozent Abgeltungssteuer plus Soli-Zuschlag von den Gewinnen ab, wenn Anteile verkauft werden. Eine „Nicht-Veranlagungsbescheinigung“ (NV) für drei Jahre würde das verhindern. Diese beantragen die Eltern für ihre Kinder beim Finanzamt und versichern dabei, dass die Einnahmen den Grundfreibetrag nicht übersteigen werden. Dann zieht die Bank nichts ab, auch nicht die Vorabpauschale, die immer im

Januar für Fonds bezahlt werden muss. Schummeln ist übrigens gefährlich. Denn die Banken melden automatisch den Betrag der Kapitaleinkünfte an das Bundeszentralamt für Steuern und das Amt an die Finanzämter. Statt der NV-Bescheinigung können sich die Eltern die von der Bank abgeführten Steuern auch über eine jährliche Steuererklärung für die Kinder zurückholen. Das macht mehr Arbeit, ist aber sinnvoll, wenn die Einkünfte häufiger mal über den Grundfreibetrag rutschen. Liegen sie nur knapp darüber, lohnt eine „Günstigerprüfung“. Dabei prüft das Finanzamt, ob der Steuersatz wegen des geringen Einkommens unter den 25 Prozent liegen würde, die die Banken abziehen. Für die Steuererklärung haben die Eltern vier Jahre Zeit. Diese Variante will nun auch Ehepaar Schmidkunz wählen.

Immobilien kaufen	
Ausland	Gewerbeimmobilien
Murtal: Alm-Gastro mit Beherbergung in top Frequenzlage beliebtes Ausflugsziel mit Panoramablick, Winter und Sommer Vollbetrieb, sehr gute Ausstattung, reichlich Parkplätze, zur Sofortübernahme. KP auf Anfrage. Bischof Immobilien GmbH, 0043/1512/92.12, immo@ibi.at	Immobilie Gesundheitszentrum zu verkaufen: Solvente und langjährige Mieter, neue 10 Jahre Pachterträge abgeschlossen, sehr gute Lage und Infrastruktur in Rheinland-Pfalz, Ständig modernisiert, Massivgebaut Zuschritten unter ZF1500000915 F.A.Z., Postfach 820219, 81802 München
Kärnten: 230 ha Forstbesitz mit guter Rot-, Gams- und Rehjagd, in Kessellage, Jagdhütte mit eigenem Wasserbrunnen, Fichten, Lärchen, Buchen. KP auf Anfrage. Bischof Immobilien GmbH, 0043/3572/86.88.2, www.ibi.at	Sonstiges
Wachau/NOE: 150 ha Eigenjagd mit Erweiterungsmöglichkeit auf 300 ha, Plateaulage, Mischwald mit Buchen, Fichten, Tannen u. Lärchen, ideale Jagd auf Muffel-, Reh- u. Niederwild, ausgezeichnete Aufschließung. KP auf Anfrage. Bischof Immobilien GmbH, 0043/3572/86.88.2, www.ibi.at	Ostsee im Blick Golfanlage mit Bauplatz für 72 Residenzen zu verkaufen, insgesamt ca. 87 ha, lfd. Golfbetrieb, Platzarchitektur auf hohem Niveau mit Meerblick, KP inkl. Fuhrpark zur Golfplatzpflege € 4,25 Mio. zzgl. Käuferprovision 5,95 % inkl. MwSt., Zusatzoption: Direkt angrenzende befinden sich weitere Grundstücke für Hotel, Häuser u. Mehrfamilienhäuser Robert C. Spies Immobilien, Tel. 0421-636978-2
Wohnimmobilien	Kunst für Kluge Köpfe Entdecken Sie exklusive Werke unter: faz.net/selection-kunst
Panoramawohnen in historischer Villa in Tegernsee	EFH in Villenquartier in St. Gallen EFH an bevorzugter Lage mit grossem Garten + altem Baumbestand zu verkaufen. Grundstücksfläche 1639 m², Wohnfläche 355 m², 13,5 Zimmer. Bj. 1967. Verfügbar ab sofort. KP CHF 3,2 Mio. ID: 9671753 immobilienmarkt.faz.net NW/A Niedermann Walthi Architekten +41 43 534 89 35 / niedermann (at) nw-a.ch
Exklusives Wohnleben, einzigartige Atmosphäre, Wfl. 174 m², Garten: ca. 270 m², sofort bezugsfertig, unverbaubarer Berg- und Seeblick, Erstbezug nach Sanierung, TG-Stelplätze Mobil: 0151-201 987 89, www.kawo-immobilie.de	Von Privat EFH mit Einliegerwhg. Bj. 78, je 125 m² Wfl., Grundstück ca 800 m², das Haus bef. auf einer ehem. Hofreite, Ärztehaus, Bahnanschl. 35 min z. FF HBF, Einkaufsmögl. vorh., Otzberg 64853 KP 438.000 € anschauen lohnt sich. Tel.: 01732402743

Geschäftsanzeigen	An- und Verkauf
Von Finanzheften gehört? Top-Aktien auf www.finanzhefte.de	Biete Rolex Day Just aus 24 zum Kauf an ☎ 0179-4938434
Verschiedenes	Kraftfahrzeuge
Bitte bevorzugen Sie möglichst die	Wir kaufen Wohnmobile + Wohnwagen 03944-36 160 www.wm-aw.de Fa. Urlaub 2024 500 Gebrauchtwagen www.caravan-thein.de Mathäus-Stübgen-Str. 12 97424 SCHWEINFURT Telefon 097 21 - 8 71 53 Weltweit größter Finanzvertragsanbieter
Solarstromreiche Zeit von 10:45 bis 16:05 für Speicher laden und Ihren Stromverbrauch meiden Sie 6:05 bis 10:05 meiden Sie 17:55 bis 23:05 Bitte Stromgedacht.APP beachten V.i.S.d.P Harald Coners Uplengen	Beteiligungen / Geldverkehr
	Suchen für 9 Monate 100-500 Tsd. € für fertiges Ölraffinerieprojekt. Kontakt: crudeoil.refinery@yahoo.com

Inspirationen und Denkanstöße für die Welt von morgen.

Mit F.A.Z. Quarterly, dem Zukunftsmagazin.

Jetzt entdecken — am Kiosk oder auf fazquarterly.de

9. September 2024 um 19.00 Uhr

Frankfurter Allgemeine Bürgergespräch

Raus aus der Einsamkeit

Wie finde ich als Erwachsener neue Freunde?

Verfolgen Sie unsere Veranstaltung am **9. September 2024 um 19.00 Uhr im Livestream der F.A.Z.-Vorteilswelt**, oder seien Sie unser Gast im **Haus am Dom in Frankfurt**.

Wir verlieren mit zunehmendem Alter Freunde. Woran liegt das? Was macht das mit uns? Und wie knüpfen wir als Erwachsene neue Freundschaften?

Die F.A.Z.-Redakteurinnen **Alexandra Dehe** und **Johanna Schwanitz** sprechen darüber mit dem Psychologen **Dr. Wolfgang Krüger**, dem Soziologen **Dr. Janosch Schobin** und den beiden Initiatorinnen von „FFM Girls Walk“, **Gabriella Kinefss** und **Vivien Eller**.

Jetzt anmelden: faz.net/freundschaften

Interaktives Format: Ihre Fragen an unsere Gäste können Sie bereits bei der Anmeldung oder während der Veranstaltung im Chat oder live vor Ort stellen.

Anmeldeschluss zur Teilnahme am Frankfurter Allgemeine Bürgergespräch ist der 9. September 2024 um 17.00 Uhr.
Entdecken Sie die Vorteilswelt für Abonnenten: vorteilswelt.faz.net

VON SIEGFRIED BESIEGT, VON UNS GERETTET.



Wir erhalten Einzigartiges. Mit Ihrer Hilfe.

Spendenkonto

IBAN: DE71 500 400 500 400 500 400
BIC: COBA DE FF XXX, Commerzbank AG

www.denkmalschutz.de



DEUTSCHE STIFTUNG DENKMALSCHUTZ

So teuer sind Privatschulen

Jeder zehnte Schüler in Deutschland besucht eine Privatschule. Die Eltern lassen sich das oft mehrere Tausend Euro im Monat kosten.

Von Sarah Huemer und Stephen-John Swierczyna

Auf dem privaten Mädcheninternat Lindenhof erleben Hanni und Nanni die spannendsten Abenteuer. Die Zwillinge jagen durch die Flure und genießen die Pausen zwischen den Unterrichtseinheiten. Mit ihren Geschichten hat die britische Erfolgsautorin Enid Blyton, verstorben im Jahr 1968, ganze Generationen junger Mädchen verzaubert, die sich fortan nur noch eins wünschten: auch auf eine solche Privatschule gehen zu können.

Insgesamt rund 5900 Privatschulen gibt es in Deutschland, die Zahl ist in den vergangenen zwei Jahrzehnten deutlich gestiegen. Etwa jeder zehnte Schüler besucht mittlerweile eine Privatschule. Mit den Vorstellungen aus der britischen Jugendbuchreihe haben sie jedoch oft wenig zu tun, nur wenige Schulen ähneln tatsächlich dem Idyll des Lindenhofs. Am ehesten trifft das noch auf die deutschen Eliteinternate Schloss Salem, Louisenlund oder Schloss Neubuern zu. Teils in ländlichen Regionen zwischen Seen, Wäldern und Feldern befinden sich diese Privatschulen, fast schon ein bisschen abgeschottet vom Rest der Welt. Die Eltern lassen sich die Bildung ihrer Kinder dort einiges kosten. Mehrere Tausend Euro betragen die Gebühren pro Monat, für das Schloss Salem beispielsweise zahlen die Eltern zwischen der fünften und zehnten Klasse 4080 Euro im Monat, danach wird es noch mal teurer.

Doch bei Weitem nicht alle Privatschulen in Deutschland thronen auf einem Hügel oder befinden sich in einem Schloss. Ein großer Teil der Institute spricht auch nicht unbedingt nur die Wohlhabendsten an. „Die Nachfrage nach einem Platz an der Privatschule zieht sich weit in die Mittelschicht hinein“, sagt Bildungsforscher Thomas Koinzer von der Humboldt-Universität zu Berlin.

Die steigende Zahl an Privatschulen lässt sich durch mehrere Faktoren erklären. Nach der deutschen Wiedervereinigung ist insbesondere in den ostdeutschen Ländern das Angebot an Privatschulen gewachsen, sagt Ellen Jacob, Geschäftsführerin des Verbands Deutscher Privatschulverbände. „Diese Entwicklung lässt sich als ein Aufholen der ostdeutschen Landesteile beschreiben, da es Privatschulen in der DDR logischerweise nicht gegeben hat.“

Zudem wurden in manchen Orten die öffentlichen Schulen geschlossen – etwa weil dort die Einwohnerzahl zurückgegangen ist und die gesetzlichen Klassenmindestgrößen nicht mehr erreicht wurden. Die Gründe mögen unterschiedlich sein, aber für die Kinder haben sie immer

dieselbe Folge: Sie müssen eine längere Strecke pendeln, um zur nächsten Schule zu kommen. „Mancherorts haben sich daraufhin private Initiativen für eine Schule in Wohnortnähe eingesetzt und eine private Schule gegründet“, sagt Jacob. In der einen oder anderen Kommune haben die Privatschulgründungen somit eine staatliche Schulschließung kompensiert.

Trägerin von Privatschulen ist häufig die Kirche. „In Bayern beispielsweise sind katholische Privatschulen weit verbreitet“, sagt Bildungsforscher Koinzer. „Viele nehmen auch nichtkatholische Schüler an.“ Die Gebühren dafür unterscheiden sich je nach Region. Für ein Beispiel in Berlin nennt er 85 Euro pro Monat. „Es gibt aber auch katholische Schulen, die gar kein Schulgeld erheben, etwa im Erzbistum Köln“, sagt er. „Dort ist die soziale Durchmischung auch größer.“

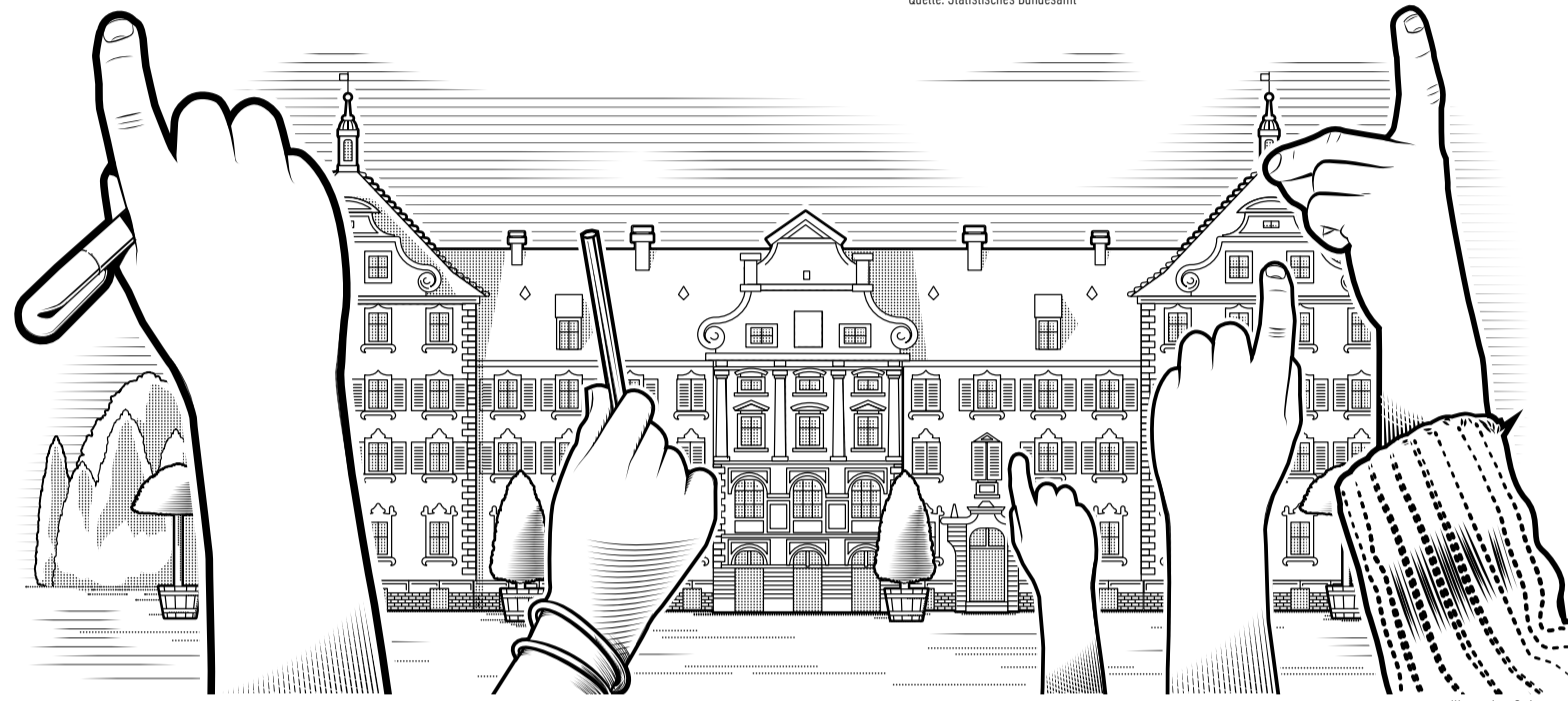
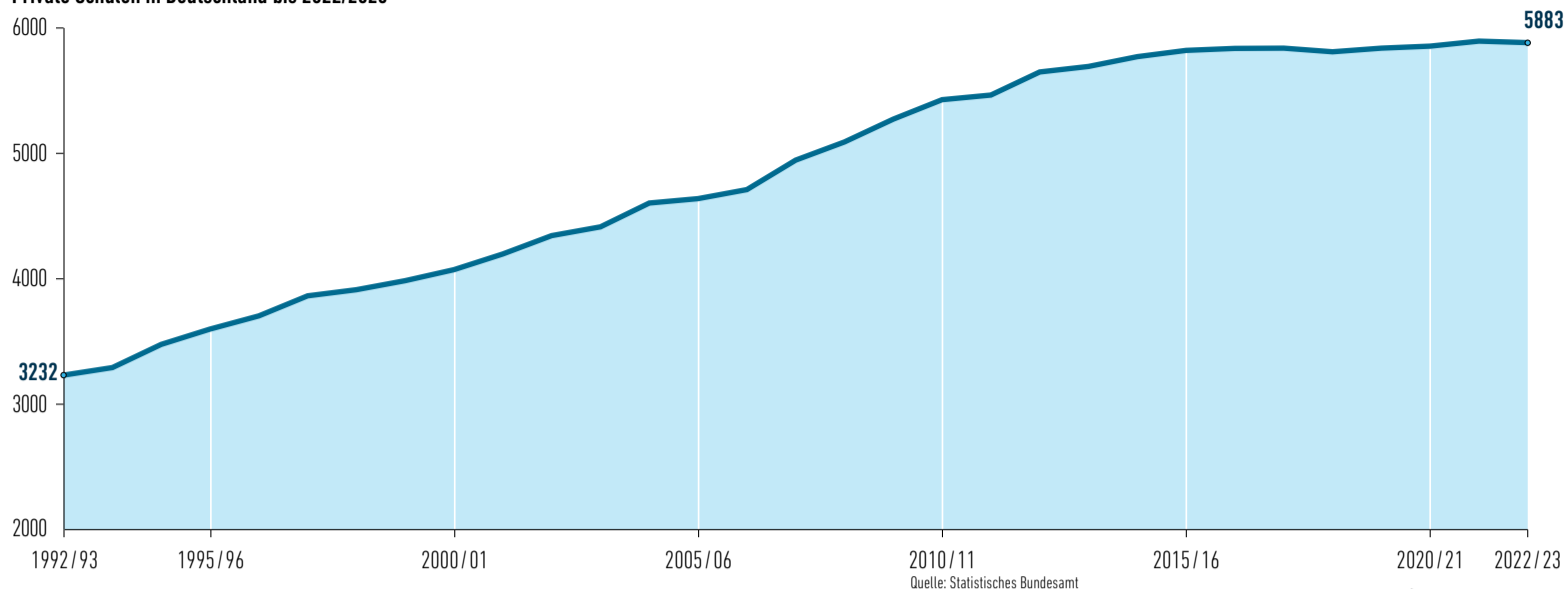
Es ist wohl der häufigste Kritikpunkt, dem sich Privatschulen ausgesetzt sehen: Sie seien zu elitär und zu wenig vielfältig, heißt es oft. Eine Wohlühlblase für die Kinder der Wohlhabenden. Tatsächlich zeigen Auswertungen, dass sich auf Privatschulen weniger Kinder finden, die aus sozial schwächeren Familien oder aus Familien mit Migrationshintergrund kommen. Allerdings gebe es ähnliche Entwicklungen auch an den öffentlichen Schulen, wendet Koinzer ein. Schließlich unterscheidet sich auch dort die soziale Durchmischung je nach Standort der Schule. Auch haben manche Schulen einen besseren, andere einen schlechteren Ruf. In der Folge versuchen die Eltern, ihren Kindern an der bevorzugten Ausbildungsstätte einen Platz zu verschaffen.

„Verschärft wird das dadurch, dass Bildung immer mehr zum Statussymbol geworden ist“, sagt Koinzer. Gerade Eltern, die selbst gut gebildet sind, wollen das ihren Kindern weitergeben. Privatschulen versprechen dabei, mit ihren Konzepten die Talente der Kinder besonders gut zu fördern, oder sie haben zusätzliche Bildungsangebote, etwa für digitales Lernen oder mehr Fremdsprachen. Auch Ganztagsbetreuung gibt es oft.

Trotz vieler neuer Privatschulen bleibt Deutschland international dennoch eher im Mittelfeld. In anderen Ländern besuchen deutlich mehr Kinder eine Privatschule. In den Niederlanden sind es beispielsweise zwei Drittel der Schüler, wengleich der Staat die Privatschulen dort mitfinanziert. Auch in Belgien oder Spanien gibt es mehr Kinder an Privatschulen. Was die Schüler in allen Ländern und Schulen wiederum ein: Lernen müssen sie alle. Sogar Hanni und Nanni blieb das zwischen ihren Abenteuern im Lindenhof nicht erspart.

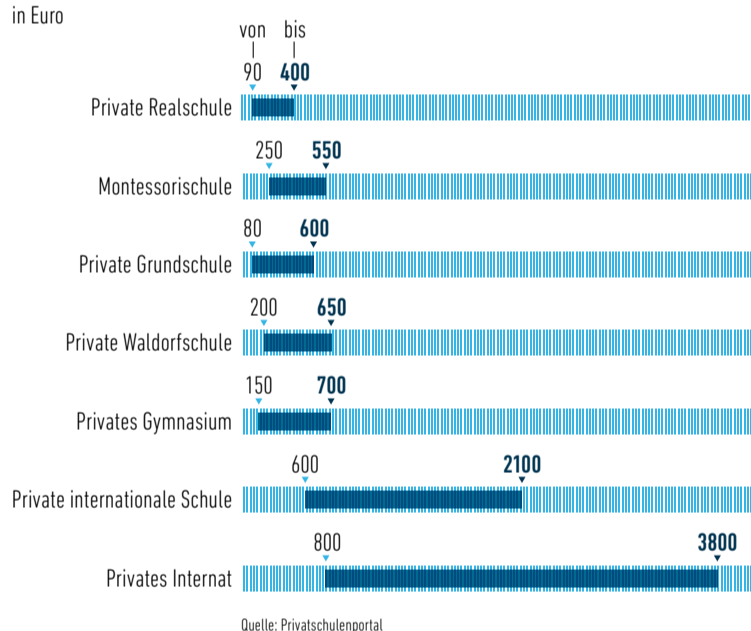
ES GIBT IMMER MEHR PRIVATSCHULEN

Private Schulen in Deutschland bis 2022/2023



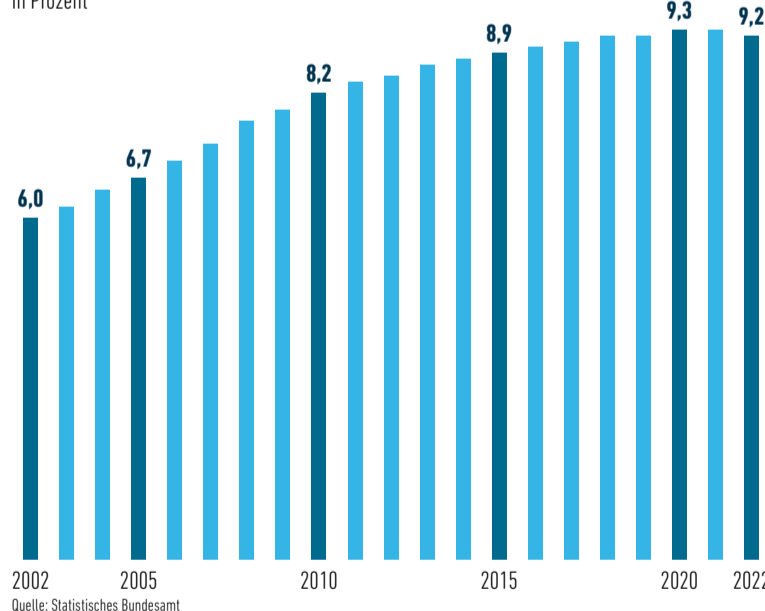
SO VIEL KOSTET EINE PRIVATSCHULE

Richtwerte für die monatlichen Kosten einer Privatschule in Euro

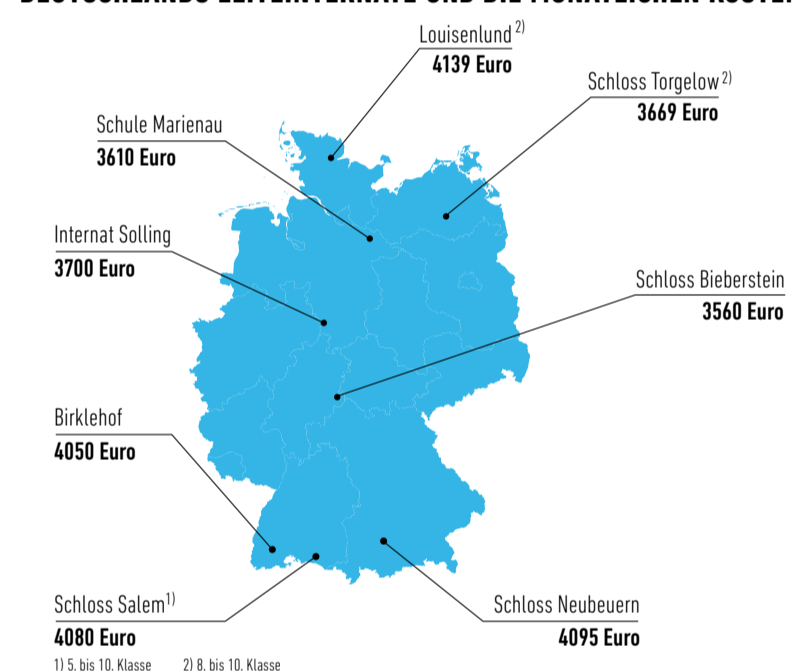


FAST JEDER ZEHNTE SCHÜLER BESUCHT EINE PRIVATSCHULE

Schülerinnen und Schüler an Privatschulen in Prozent

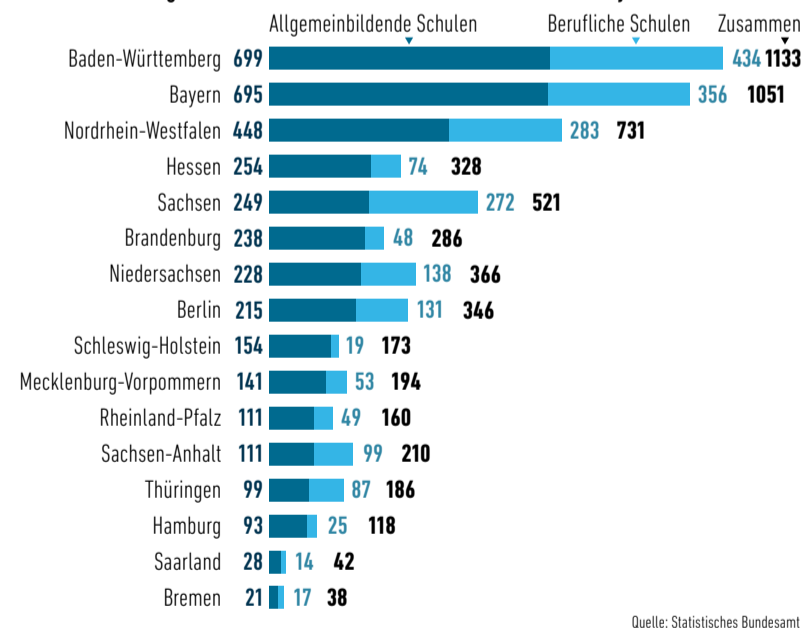


DEUTSCHLANDS ELITEINTERNATE UND DIE MONATLICHEN KOSTEN



DIE ZAHL DER PRIVATSCHULEN NACH BUNDESLAND

Berufliche und allgemeinbildende Privatschulen in Deutschland im Schuljahr 2022/2023



Wie gut ist Warren Buffett wirklich?

Die Anlagefirma des Starinvestors ist so wertvoll wie nie. Mit ihm selbst hat das nicht mehr viel zu tun.

Von Dennis Kremer

Es war wie ein verfrühtes Geburtstagsgeschenk für den wohl berühmtesten Investor der Welt. Am 30. August ist Warren Buffett 94 Jahre alt geworden. Zwei Tage zuvor war seiner Investmentgesellschaft Berkshire Hathaway an der Börse Einzigartiges gelungen: Buffetts Unternehmen hat es als erste Firma außerhalb des Technologiesektors geschafft, einen Börsenwert von mehr als 1000 Milliarden Dollar zu erreichen.

Das passt gut zur Geschichte des legendären Investors, der in dem Ruf steht, alles zu Gold zu machen, was er fasst. Gestützt wurde dieser Ruf zuletzt auch durch einen Verkauf, bei dem Buffett und sein Team ein scheinbar grandioses Gefühl für das richtige Timing bewiesen. Anfang August wurde bekannt, dass sich der Investor in großem Stil von Aktien des iPhone-Herstellers Apple getrennt hatte, eine sei-

ner wichtigsten Positionen im Portfolio. Er verkaufte Apple-Papiere im Wert von mehr als 50 Milliarden Dollar. Als kurz darauf die Börsen ausgehend von Japan deutliche Verluste hinnehmen mussten, äußerten sich Anleger in aller Welt voller Verehrung für Buffett: Der Altmeister, so schien es, hatte es wieder allen gezeigt und im genau richtigen Moment verkauft.

Hat Buffett also trotz seines hohen Alters noch immer das, was man in der Branche gerne als „golden touch“ bezeichnet? Hendrik Leber, Chef der Fondsgesellschaft Acatis und Buffett-Kenner, hat zwar viel Respekt vor der Lebensleistung des Investors aus dem amerikanischen Städtchen Omaha in Nebraska. Aber eine Verehrung dieser Art hält er für übertrieben. „Mit Warren Buffett selbst haben die jüngsten Kursbewegungen gar nicht mehr so viel zu tun.“

Leber besucht seit vielen Jahren die Hauptversammlungen von Berkshire Hathaway, in denen sich Buffett den Fragen seiner Anleger stellt. Zuletzt sind ihm deutliche Schwächen aufgefallen: „Warren Buffett ist längst nicht mehr so im Tagesgeschäft präsent wie zu früheren Zeiten. Seine Skepsis gegenüber allem Neuen ist altersbedingt in den vergangenen Jahren immer größer geworden.“ So könne der Starinvestor beispielsweise mit der Begeisterung für Künstliche Intelligenz erkennbar nichts anfangen. „Dadurch verpasst Berkshire Hathaway viele Chancen.“

Manches findet Leber gar fahrlässig. So macht Buffett, dessen Gesellschaft auch einer der größten Versicherungskonzerne der Welt ist, bislang kaum Anstalten, in das Feld der sogenannten Cyberversicherungen einzusteigen. Solche Versicherungen gegen alle Arten von

Risiken, die mit einer vernetzten Welt einhergehen (zum Beispiel Hackerangriffe), könnten eigentlich ein lohnendes Geschäftsgebiet sein.

Genügend Geld zum Investieren wäre vorhanden. Buffetts Investmentgesellschaft hält Barmittel in einer Höhe von fast 280 Milliarden Dollar, eine kaum vorstellbare Summe. Dass der Staranleger dieses Geld nicht in lukrative Aktien investiert, weil es angeblich derzeit keine guten Unternehmen zu akzeptablen Preisen gebe, erregt selbst unter Buffetts treuesten Fans hin und wieder Unmut. „So viel Geld einfach herumliegen zu lassen ist fast schon eine Sünde“, sagt Acatis-Chef Leber.

Und Buffetts Apple-Moment? Den sollte man zwar nicht verklären, findet Paul Jackson, Chefanlagestrategie der Fondsgesellschaft Invesco. Niemand könne genau vorhersagen, wann die

Kurse fallen, nicht einmal der Staranleger aus Omaha. „Aber man muss anerkennen: Warren Buffett ist seit Jahrzehnten ein unglaublich disziplinierter Investor.“ Soll heißen: Wenn eine Position im Portfolio so groß geworden ist, dass sie gestutzt werden muss, macht Buffett genau das.

Es ist jedoch nicht auf Buffetts Anlagekünste zurückzuführen, dass Berkshire Hathaways Börsenwert nun in eine neue Dimension vorgestoßen ist. Die Investmentfirma profitiert vielmehr von der allgemein guten Börsenstimmung, die gerade fast allen Aktien nutzt. Warren Buffett wäre allerdings nicht Warren Buffett, wenn er so etwas zugeben würde. Nicht ohne Grund hat ihn die britische Zeitung „Financial Times“ einmal den „größten PR-Mann in der Geschichte der Finanzmärkte“ genannt. In diesem Sinne: Happy Birthday!

Der Traum vom Loft ist ausgeträumt

In einer gut geplanten Wohnung fühlen sich die Bewohner mit ihren unterschiedlichen Bedürfnissen aufgehoben. Warum sind ausgerechnet neue Wohnungen oft so schlecht geschnitten?

Von Anne-Christin Sievers

Im langen, engen Flur stauen sich die Gäste, dunkel ist er auch, vom Sofa fällt der Blick durch die offene Wohnküche direkt aufs dreckige Geschirr in der Spüle, dabei wollte man gerade entspannen. Und im Wohnzimmer lässt sich partout kein anderer Stellplatz fürs Bücherregal finden, weil ihm bodentiefe Fenster oder Heizkörper in die Quere kommen. Schlauchige Zimmer, Bäder ohne Fenster – es gibt viele Gründe, mit dem Schnitt der Wohnung unzufrieden zu sein. Hätte man nur vorher genauer den gezeichneten, zweidimensionalen Grundriss studiert.

Viel schlauer wäre man vermutlich auch nicht geworden. Zwar bildet die Zeichnung detailliert ab, wie die Zimmer verteilt sind, welche Größe sie besitzen und wo sich Fenster und Türen inklusive Öffnungsrichtung befinden. Laien fällt es jedoch schwer sich vorzustellen, wie Räume wirken und sich anfühlen. Licht, Raumtiefe, Haptik, Position der Objekte im Raum – die dritte Dimension fehlt. Auch während der Besichtigung besitzen Interessenten nicht unbedingt den geschulten

Blick, um zu analysieren, ob die vier Wände ideal für sie geschnitten sind. Mängel stellen sich meist erst im Alltag heraus.

Aber gut geschnitten, was heißt das überhaupt? „Ein guter Grundriss organisiert die Räume klar, einzelne Bereiche sind erkennbar“, sagt Architekt Christian Zöhrer vom Architekturbüro AWWSCZ aus München. Räume sollten sinnvoll angeordnet und zugeschnitten sein, etwa Küche und Esszimmer benachbart liegen. Das reduziert Laufwege.

Eine andere wichtige Frage ist, wie die Zimmer erschlossen werden. „Verkehrsfläche zu vermeiden finde ich am allerwichtigsten“, sagt Innenarchitekt Fabian Freytag, der in Berlin sein Studio mit Fokus auf Architektur, Kunst und Design betreibt. Freytag hält Flure daher so klein wie möglich. So entstehen schöne, große, bestenfalls quadratische Räume, die erlauben, die Möbel auch mal anders aufzustellen. Eine weitere Option: nach dem Vorbild der traditionellen Diele dem Flur großzügig etwas mehr Volumen spendieren, um einen Schrank unterzubringen, zwei Sessel und einen Tisch. Auf diese



Mittlerweile Standard in fast jedem Neubau: Eine offene Küche, die nahtlos in Wohn- und Esszimmer übergeht.
Foto Westend

Weise lässt sich die Diele als zusätzlicher Raum nutzen.

In welche Himmelsrichtung die einzelnen Zimmer zeigen, entscheidet über die Lichtverhältnisse im Inneren: „Ausreichend Tageslicht ist das A und O, so geht man weniger depressiv durchs Leben“, konstatiert Freytag. „Denk darüber nach, ob du wirklich eine Nordwohnung haben willst.“ Im Schlafzimmer gen Osten wecken den Bewohner morgens die ersten Sonnenstrahlen, ein verglastes Wohnzimmer nach Süden ist schön hell, heizt sich im Sommer aber stark auf und macht Sonnenschutz nötig. Gibt es ein laute Seite zur Straße hin und eine ruhige zum Innenhof, sollte es möglich sein, das Schlafzimmer im hinteren und etwa Küche oder Wohnzimmer im vorderen Teil anzusiedeln. Die Aussicht zählt: Wer vom Wohn- oder Schlafzimmer aus auf Baumkronen blickt, fühlt sich sicher wohler, als wenn er eine Hauswand direkt vor seiner Nase hat.

Den perfekten Grundriss für alle gibt es nicht, er orientiert sich an den Bedürfnissen der Bewohner, ihrem Alltag, ihrer Lebensrealität – und die sieht bei jungen Singles anders aus als bei der Familie mit drei Kindern, der Studenten-WG oder dem älteren Ehepaar. Wo der Alleinwohnende sich über drei große Räume freut, möchten Eltern und Kinder lieber Rückzugsmöglichkeiten und vier Zimmer, selbst wenn diese kleiner und die Flure länger ausfallen. „Ein guter, nachhaltiger Grundriss lässt aber zu, dass die Bewohner sich Räume aneignen, Freiheit in der Gestaltung haben und die Wohnung an ihre jeweilige Lebensphase anpassen können“, betont Werner Schührer, ebenfalls Architekt bei AWWSCZ.

Mit zunehmendem Alter braucht die betagte Dame ein barrierefreies Heim, in dem sich etwa durch variable Wände ein Teil abgrenzen lässt, für eine Mitbewohnerin in der Alten-WG oder eine Pflegekraft. Während bei kleinen Kindern ein Zimmer nah am Wohnbereich sinnvoll ist, damit die Eltern beim nächsten Ruf nicht durch die ganze Wohnung laufen müssen, brauchen Jugendliche in der Pubertät ihr eigenes Reich – möglichst entfernt von der Sphäre der Erwachsenen. Gut, wenn sich Zimmer innerhalb der Wohnung dann leicht tauschen lassen.

Das Leben ist zudem mobiler, schneller, flexibler geworden. In jedem vierten Haushalt wohnt ein Single, neue Lebens-, Beziehungs- und Familienformen sind entstanden, die andere Anforderungen an die Raumaufteilung stellen. Dafür müssen die Räume offen genug gestaltet sein, damit sie sich nicht nur auf vorgegebene Weise, sondern auch anders nutzen lassen. Aus diesem Grund sind Altbauten aus der Gründerzeit so beliebt: Großzügig geschnittene, quadratische Räume mit Stuck und Parkett, Fenster mit Fensterbank, ausreichend Stellfläche, eventuell sogar zwei Flügeltüren in jedem Zimmer, die verschiedene Verkehrswege ermöglichen: „Die Gründerzeitschnitte geben nicht vor, wie hier gelebt werden soll“, sagt Freytag. Sie gleichen einem Gefäß, das sich mit verschiedenem Inhalt füllen lässt.

Dennoch trifft man im modernen Wohnungsbau überwiegend auf einheitliche Grundrisse für die immergleiche Vierkopffamilie: Wohnküche plus Esszimmer, Bad, Elternschlafzimmer, zwei

Kinderzimmer. Wohnungsgesellschaften und staatliche Förderprogramme bauen lange aufs Glück der Kleinfamilie – dabei wohnt nur noch in jedem zehnten Haushalt ein Kind. Zwischen dem, was gebaut, und dem, was benötigt wird, klappt eine Lücke.

Die üblichen Grundrisse geben häufig stark vor, wie die Wohnung zu bespielen ist. Wo Kinder- und Elternschlafzimmer liegen, ist vorab eingezeichnet, ebenfalls die Position des Ehebettes an der einen Wand, links und rechts daneben Steckdosen und Lichtschalter für die zwei Nachtische, gegenüber an der anderen Wand die Nische für den Einbauschrank. Anders lässt sich das Doppelbett nicht platzieren, sonst kann man entweder die Tür oder das bodentiefe Fenster nicht mehr öffnen. Auch der Platz für Couchtisch und Esstisch ist fest definiert.

„Ein großes Problem des zeitgenössischen Neubaus ist es, dass nicht in schönen Räumen gedacht wird, sondern es nur darum geht, Funktionen unterzubringen“, urteilt Freytag. Schührer pflichtet ihm bei: „Der Platz mag für den Moment effizient genutzt sein, aber je funktionaler der Grundriss ausgelegt ist, je eindeutiger er das Wohnen determiniert, desto zielgruppenspezifischer und kurzlebiger ist er auch.“ Ein Überbleibsel des klassischen Funktionalismus, der die moderne Architektur von den 1920er-Jahren an entscheidend prägte. Jedes Zimmer bekam eine klare Aufgabe zugewiesen, eingehegt durch eine Tür, die man schließen konnte. Der Bewohner wurde dazu erzogen, sich in diese Kästchen einzufügen. Das engte ein, gab aber Sicherheit und Orientierung durch Struktur und klare Ordnung.

So starr wie damals geht es heute nicht mehr zu. Die veränderten Werte, etwa in Bezug auf die Familie und Rolle der Frau, haben längst neue Wohngrundrisse hervorgebracht, auch wenn sie ihrer Zeit etwas hinterherhinken – was auch am zeitlichen Planungshorizont von Bauprojekten liegt. War die Küche früher als einsames Reich der Hausfrau konzipiert, das dem Zweck der Essenszubereitung diente und streng vom Rest getrennt ganz hinten in der Wohnung lag, ist die offene geschnittene, große Wohnküche ins Zentrum des Zuhauses gerückt und die Hausfrau ein Auslaufmodell.

Mittlerweile kommt kaum noch ein Neubau ohne offene Grundrisse mit nahtlosem Übergang von Koch- zu Ess- und Wohnzimmer aus. Die Küche und der große Esstisch gelten als Herzstück des Familienlebens, hier wird gemeinsam gekocht, gegessen, gebastelt, Hausaufgaben gemacht, Gäste bewirbt und am Laptop gearbeitet. Dass sich dieser neue Standard in den vergangenen Jahren durchgesetzt hat, ist aber auch dem Wunsch geschuldet, trotz geschrumpfter Wohnflächen ein Gefühl räumlicher Weite zu erzeugen. Die Immobilienpreise in den Städten sind stark gestiegen, die durchschnittlichen Neubauwohnungen eher kleiner geworden. So schön das Essen und Wohnen ohne begrenzende Wände sein mag: anders als vorgesehen lässt sich dieser Bereich auch nicht nutzen – es sei denn, man steht auf Schlafzimmer mit Rundumverglasung.

Schaut man sich den modernen Wohnungsneubau an, genügt er den Kriterien

für gute, nachhaltige Grundrisse oft nicht. Doch warum ist das so, die Architekten wüssten doch, wie es besser geht? „Vor allem im geförderten Wohnungsbau gelten so viele Vorgaben und Richtlinien, die man erfüllen muss, dass sich der Grundriss zum Großteil schon daraus generiert, der Spielraum fällt sehr gering aus“, erläutert Zöhrer. Man entwickelt von außen nach innen, nicht umgekehrt. Wird im Städtebau ein Ensemble an Mehrfamilienhäusern geplant, gibt der große Maßstab Gebäudetiefen, Belichtungs- und Erschließungsformen vor. Ein gutes Beispiel ist der Flur, der oft nicht als Visitenkarte des Zuhauses, sondern als nerviges Nadelöhr mit überquellenden Garderoben und hervorstehenden Schuhregalen auffällt. Das moderne Wohnen orientiert sich an bezahlbaren Größen und legt die Priorität auf „richtige“ Räume wie Schlaf- oder Kinderzimmer. Ihre Mindest- und Maximalgrößen sind festgelegt und an die Zahl der Bewohner geknüpft – auf den Flur entfällt der klägliche Rest, eine schöne Diele ist da nicht mehr drin.

„Die Räume fallen auch deshalb oft klein und normiert aus, weil man immer versucht, möglichst viele Zimmer auf wenig Quadratmetern unterzubringen, um eine größere Zielgruppe zu erreichen“, erläutert Freytag die ökonomischen Motive. Der Grundriss ist nicht selten das Stiefkind der architektonischen Planung: „Architekten mögen den Hochbau, die Fassade, aber für das Innere der Wohnung, den Grundriss selbst, werden oft wenig Zeit und Ressourcen eingeplant.“ Schnell sind ein paar Linien gezeichnet: hier könnte das Wohnzimmer sein, inklusive schematischem Sofa und Wohnzimmertisch. Das Problem: „Zeichenprogramme von Architekten arbeiten meist mit geschönten, verkleinerten Möbelmaßen, damit die Vertriebsgrundrisse für die Makler größer aussehen“, kritisiert Freytag. „Ein vernünftiger Grundriss denkt Möbel in ihrer realen Größe mit.“

Wohnbedürfnisse wandeln sich, Grundrisse unterliegen dem Zeitgeist, der sich in den vergangenen fünf Jahren deutlich gewandelt hat. So stellt sich die Frage, ob angesichts multipler Krisen von Klimawandel über Inflation bis Krieg der Trend wieder zu geschützten, geschlossenen Grundrissen geht, die weniger offenherzig und transparent daherkommen, dafür ein Gefühl von Sicherheit, Geborgenheit und Privatheit vermitteln. Die Coronapandemie hat vor Augen geführt, dass große Raumfluchten und ineinander übergehende Wohnlandschaften zur Belastungsprobe werden, wenn sich die Familienmitglieder zu Hause auf die Pelle rücken.

„Der Traum vom Loft ist ausgeträumt“, deutet Freytag die Stimmungslage. „Räume müssen wieder einzeln und für sich funktionieren.“ Bei Familien wie Paaren hat das den Wunsch nach einem zusätzlichen, wenn auch noch so kleinen Zimmer geweckt, für Homeschooling und Homeoffice, in dem man einfach mal die Tür hinter sich zumachen kann. Angesichts hoher Mieten und weniger Fläche müssen sich die meisten aber wohl mit anderen Lösungen behelfen: Regale als Raumteiler nutzen, mit Vorhängen Bereiche abtrennen oder Schiebetüren einbauen, um kleine Nischen zu schaffen.



Die Welt mit anderen Augen sehen

ALLTAG
MIT
ANDEREN
AUGEN
SEHEN





Uns und unsere Welt immer wieder neu entdecken, Zusammenhänge verstehen, Perspektiven wechseln und neugierig bleiben. Das ist GEO.

Wie Menschen ihr Glück in der Abgeschiedenheit fanden, lesen Sie auf geo.de/entdecken

Foto: Bruce Portolano

Beschauliche Szenerie vor der Küste der Großstadt. Auf Inseln wie Vaxholm (oben links) oder Utö finden die Großstädter mehr als nur Erholung.

Foto Plainpicture; Mauritius (3)



Vor gut dreißig Jahren haben Thomas Hjelm und Boel Nermark das getan, was unzählige Eltern tun, wenn die Familie wächst: Sie sind aus der Stadt ins Umland gezogen. Die beiden haben sich jedoch nicht für eine Festlandsgemeinde wie Upplands Väsby, Ösno oder Flemingsberg entschieden, die alle Teil des Stockholmer S-Bahn-Netzes sind. Stattdessen fanden sie ihr Zuhause auf der Insel Utö, einer der rund 200 bewohnten Schäreninseln. Zusammen mit etwa 29.800 anderen bilden sie die Schärenlandschaft vor der Küste Stockholms. Seitdem leben die beiden in ihrem Holzhaus, nur zehn Meter vom Kiefernwald und fünf Minuten von der Küste entfernt, wie die heute 69 Jahre alte Boel erzählt.

Es ist eine Szenerie, in die sich Generationen von Stockholmern in ihrer freien Zeit zurückziehen. Deutsche Leser und Fernsehzuschauer kennen vor allem den Ort Sandhamn auf Sandön, wo die Krimis der Autorin Viveca Sten spielen. Wie viele andere Hauptstädter verbringt auch Sten die Sommerwochen überwiegend auf dem Familiensitz in den Schären. Längst sind die Stockholmer dort nicht mehr unter sich. Immer mehr Urlauber aus anderen Teilen Schwedens und dem Ausland kommen, insbesondere aus den Niederlanden, Italien und Deutschland. Jedes Jahr besuchen Millionen von Menschen das Inselreich vor der Küste Stockholms.

Nach Utö kämen täglich manchmal 10.000 Gäste, sagt Thomas Hjelm. Von „Overtourism“ könne jedoch keine Rede sein, meint der 70 Jahre alte Unternehmer, der sich im Schärengarten für den Erhalt von Feuchtgebieten und die Anlage von Wanderwegen einsetzt. Ein Zuviel an Urlaubern wie auf Mallorca beklagen sie auf Utö nicht. Die Insel vertragen das – zumal ein nicht unerheblicher Teil des Geländes für Besucher in der Regel nicht oder nur eingeschränkt zugänglich ist. Dadurch kann die touristische Infrastruktur nicht einfach immer weiter wachsen. Allein ein Drittel der Fläche ist militärische Sperrzone. Im Norden gibt es außerdem ein großes Naturschutzgebiet. „Aber jeder, der herkommt, kann hier seinen Platz finden“, versichert der Naturschützer. Und spätestens im Winter sind die Bewohner der Schären dann ohnehin wieder unter sich.

Wie viele Menschen dauerhaft auf der Inselgruppe leben, ist schwer zu sagen. Schätzungen der regionalen Verwaltung zufolge wohnen auf den Hauptinseln rund 4000 Menschen. Auf Utö sind es 200. Angesichts der pittoresken Landschaft hätten sie nicht lange gezögert, als sie das annoncierte Grundstück Anfang der Neunziger besichtigten, erzählt Thomas und Boel. Wunderbare Sandstrände, glatt geschliffene Klippen, Wiesen und Kiefernwälder – nach einem einständigen Spaziergang waren sich die beiden einig: Hier bauen wir unser Haus. „Heute wäre das so ohne Weiteres gar nicht mehr möglich“, sagt Boel. Es gibt kein Bauland mehr.

Inselfläche ist naturgemäß begrenzt. Hinzu kommen jedoch besondere Vorschriften für das Bauen in Wassernähe, erläutert Makler Johan Vogel vom Immobilienvermittler Sjönära. Vor allem was die Abstandsflächen angeht. In Schweden dürfen demnach keine neuen Häuser auf Grundstücken gebaut werden, die weniger als 100 Meter von älteren Gebäuden entfernt stehen. Das gelte für Dauerwohnsitze wie für Ferienimmobilien. „Die meisten attraktiven Grundstücke sind daher bereits bebaut“, sagt Vogel.

Immobilien mit Strandlage seien aus diesem Grund meist ältere Häuser. Die typischen roten Holzhäuschen, wie sie häufig in den 1960er-Jahren während des großen Ferienhausbooms gebaut wurden, haben meist eine Wohnfläche von rund 60 Quadratmetern und verfügen zusätzlich über ein 20 bis 40 Quadratmeter großes Gästehaus.

Die Nachfrage nach Immobilien und Grundstücken auf den Schären sei hoch, heißt es bei der Immobilienplattform Svensk Fastighetsförmedling. Man kann das an den Hauspreisen ablesen, für die die Vermittler zwischen 2013 und 2023 in der Spitze einen Anstieg um 67 Prozent errechnet haben. Makler Vogel nennt als durchschnittlichen Quadratmeterpreis für Immobilien im Schärengarten um die 50.000 Schwedische Kronen. Das sind umgerechnet etwa 4350 Euro.

Für den jüngsten großen Anstieg hatte, wie an vielen anderen Orten auch, die

Pandemie gesorgt. Der Drang, aus den engen Städten in ländlichere Gebiete zu fliehen, war in dieser Zeit besonders groß. Seitdem habe sich die Nachfrage wieder etwas beruhigt. Dennoch: „Wir beobachten, dass mehr Menschen in die Schären ziehen, und dort dauerhaft zu wohnen, insbesondere in Immobilien, die mit dem Auto erreichbar sind“, beschreibt ein Sprecher von Svensk Fastighetsförmedling die Situation.

Familien kauften vor allem Villen, aber auch Ferienhäuser, die sie zu Dauerwohnsitzen umfunktionierten, da die Häuser in den Schären im Vergleich zu denen in der Nähe der Stockholmer Innenstadt etwas günstiger sind. Bei den Dauerwohnsitzkäufern handele es sich in der Regel um Einheimische – entweder aus den Schären selbst oder um Zuzügler aus der Hauptstadt und deren Vororten. Besonders aktiv suche die Altersgruppe von 30 bis 40 Jahren, die häufig von einer Wohnung in ein frei stehendes Haus umziehen wolle.

In Utö ist aus dieser Gruppe schon länger niemand fündig geworden. Zwar wechseln immer mal wieder Häuser den

Es gibt sogar Schärenbewohner, die zwischen ihrem Wohnort und der Arbeit auf dem Festland pendeln. Manche leisten sich noch eine kleine Wohnung in der Stadt, um flexibler zu sein. Ein Großteil der erwachsenen Insulaner geht jedoch einem Beruf auf der Insel nach. Manche arbeiten den Sommer über im Tourismus auf der Insel und in der dunklen Jahreszeit im Großraum Stockholm. Viele sind selbständig wie Boel und Thomas. Sie hatten dadurch die Möglichkeit, mit dem Umzug auch ihren Arbeitsplatz nach Utö zu verlegen.

Die Stockholmer Behörden sehen die Schären als einen wichtigen Teil der Region an und bemühen sich, das Leben dort so funktional wie möglich zu gestalten, heißt es von Visit Sweden, der offiziellen Tourismusplattform des Landes. Nicht nur nach Utö, auch zu den anderen Hauptinseln, fahren die Fähren das ganze Jahr über. Es gibt Lebensmittelgeschäfte, Apotheken, Ärzte und Postämter. Auch auf Shops von Systembolaget, Schwedens staatlicher Spirituosenladenkette, müssen die Inselbewohner nicht verzichten. Im Frühling und im Herbst legt außerdem ein Bibliotheksboot an.

Boel und Thomas fühlen sich trotz Insellage nicht abgehängt. Auf Utö können sie sich mit dem Nötigsten versorgen, Bestellungen kommen mit dem Schiff und per Post, und hin und wieder fahren sie nach Stockholm. „Klar, wenn man mal etwas beim Einkauf auf dem Festland vergessen hat, kann man nicht einfach noch mal hin, es dauert, bis man es besorgen kann“, gibt Thomas zu. Doch nicht nur dafür hielten die Nachbarn zusammen. „Auf einer Insel unterstützen sich die Menschen, Nachbarschaft ist hier besonders wichtig“, ergänzt Boel. Auch mit der ärztlichen Versorgung sind die beiden zufrieden – und im Notfall komme der Rettungshubschrauber.

Sogar ausgehen können die Menschen auf Utö. Zwischen April und Weihnachten hat nicht nur das Inselhotel mit Restaurant geöffnet, sondern auch noch die ein oder andere Lokalität. „Und einer unserer Söhne betreibt mehrere Restaurants auf dem Festland, dadurch sind wir das ganze Jahr über mit gastronomischen Angeboten sehr gut versorgt“, scherzt Thomas.

Leben im Schärenengarten

Die Inselgruppe vor Stockholm ist ein Ferienparadies und als Wohnort immer gefragter.

Von Birgit Ochs



Eigentümer, zuletzt hätten aber nur Senioren zugegriffen, erzählt Boel. Auch von ihren drei erwachsenen Söhnen wird wohl keiner mit seiner Familie auf die Insel ziehen. Leider nehme die Zahl der Kinder auf Utö stetig ab, bedauert Boel. Zu Zeiten ihrer Söhne besuchten noch etwa fünfzig Inselkinder die Schule. Heute seien es nur noch die Hälfte. „Das wird unsere Gemeinschaft verändern.“

Dabei ist Utö im Südosten Stockholms nicht schlecht angebunden. Mit Fähre und eigenem Wagen brauchten sie nur etwa anderthalb Stunden bis ins Zentrum von Stockholm, erzählt Thomas. Mit öffentlichen Verkehrsmitteln seien es gut zwei Stunden. Die Boote fahren das ganze Jahr durch. Das Eis ist immer offen.



Sondereditionen von KPM für F.A.Z.-Leser

KPM-Kaffeefilter-Set mit Becher

Der doppelwandige KPM-Kaffeefilter sorgt für eine optimale Durchlaufzeit und eine schonende Extraktion des Kaffees mit Thermoeffekt. Die F.A.Z.-Edition hält den Kaffeefilter mit blauem Rand samt moderner Station und Becher nach Wahl mit Ihrem Monogramm für Sie bereit.

Sichern Sie sich Ihr Wunsch-Set ab 439 Euro. Ein Becher-Set ist ab 169 Euro erhältlich.



BULB-Vasen-Set

BULB-Vasen verkörpern Innovation und Kreativität auf beeindruckende Weise und sind dabei mehr als traditionelle Gefäße: Multifunktionslösungen, die als Vasen, Karaffen und Diffuser verwendet werden können. Die exklusive F.A.Z.-Edition zeichnet sich durch den von Hand dekorierten blauen Rand und das „Kluge-Kopf-Signet“ am Boden aus.

Sichern Sie sich das Set mit 2 Vasen (12,5 cm, Ø 8 cm, V: 0,2 l) auf dem Eichenholzboard für 145 Euro.



F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolles Design – exklusiv für F.A.Z.-Leser ausgewählt.
faz.net/selection, Info (069) 75 91-1010, Fax (069) 75 91-80 82 52

Frankfurter Allgemeine SELECTION

WAS FÜR EIN DING!

SCHÖNER ALTERN

VON FLORIAN SIEBECK

Als sowohl Spencer Fried's Mutter als auch seine Großmutter während der Pandemie operiert werden mussten – die eine am Knie, die andere an der Hüfte –, veränderte sich etwas im Mehrgenerationenhaus der Familie. Alles war plötzlich barrierefrei. „Die beiden hatten ihr Zuhause bis ins kleinste Detail selbst gestaltet; von den Möbeln über die Accessoires bis zur Kunst. Und jetzt? Sah es aus wie in einem Altenheim.“

Dass die Bedürfnisse alternder Menschen von Designunternehmen oft nicht ausreichend beachtet werden, ist nicht weiter verwunderlich – Designer sind oft jünger und leben in einer anderen Welt. Für Designfirmen wiederum scheinen ältere Menschen oft weniger lukrativ, weil jüngere mehr ausgeben, um sich stilischer einzurichten. Zumal Produkte heute gern mal komplexer und techniklastiger werden. Statt sie für ältere Menschen zu vereinfachen, bedient der Markt lieber jüngere Menschen.

Also tat sich Spencer Fried, ein New Yorker Architekt, mit seinem Kumpel Sam Zeif zusammen. Beide hatten in Yale gelernt und später unter anderem für Herzog de Meuron gearbeitet. Mit ihrer Marke Remsen bringen sie eine Reihe von Objekten, Möbeln und Haushaltswaren auf den Markt, die für ältere Menschen gedacht sind. Eines der ersten Produkte ist ein geriffelter Haltegriff fürs Bad, der aus poliertem Nickel besteht und weit weniger Aufmerksamkeit auf sich zieht als die klobige Variante aus Kunststoff. „Lange haben wir uns damit abgefunden, dass Produkte für ältere Menschen aus weißem Plastik sein müssen. Dabei verschwinden doch unser Sinn für Stil und unsere Wertschätzung für Schönheit mit dem Alter nicht“, erzählte Zeif der „Elle Decor“. „Die Großmutter meiner Frau hatte einen Duschstuhl aus Plastik, für den sie sich schämte, und eine Tablettendose, die sie in ihrer Gehhilfe versteckte. Die Leute fühlen sich schlecht, weil ihnen das Gefühl vermittelt wird, dass mit ihnen etwas nicht stimmt.“

Deshalb lancierte das Duo auch eine Pillendose aus Aluminium, die wie ein Schmuckkästchen aussieht. Im Inneren befindet sich ein Ring mit schalenförmigen Segmenten für jeden Wochentag, die jeweils in zwei



Foto Remsen

Fächer unterteilt sind, eines für morgens und eines für abends. Obenauf befindet sich ein durchsichtiger Deckel mit einer Öffnung in Form einer Torte, die sich drehen lässt, um die Tagesdosis zu sehen. Es ist ein Objekt, das auf dem Nacht- oder Couchtisch stehen kann, ohne dass man es wegräumen will, wenn Besuch kommt. Bald auf den Markt kommen sollen ein Gehstock, der auf einem gedrehten Holzsockel steht, ein skulpturaler Kartenhalter samt gut les- und mischbaren Spielkarten, ein Duschstuhl mit einer wasserfesten Teakholzsitzfläche sowie ein Schlüsseldrehwerk für Menschen mit Arthritis. Es sind Objekte, die funktional und altersgerecht sind, aber nicht steril und billig aussehen und an ein Dasein als Patient erinnern. Objekte, die Freude bringen – und die Gewissheit, dass ein hohes Alter mehr Segen ist als Fluch.

„Was für ein Ding!“ erscheint alle zwei Wochen.



Rechts: das verlassene „Haludovo Palace Hotel“ auf der kroatischen Insel Krk; unten: ein Hauseingang in Bukarest
Fotos Maciek Leszczelowski, Bogdan Anghel



Wildwuchs im Beton-Dschungel

Grün zu Grau: Ein neues Buch huldigt der Schönheit des „Eco Brutalism“. Von Florian Siebeck

Das der Brutalismus keinen leichten Stand in der Gesellschaft hat, offenbart sich nicht nur darin, dass seine Bauten zunehmend dem Abriss geweiht sind. Es fängt schon damit an, dass der Begriff oft missverstanden wird. Denn die Bezeichnung für die Betonbauten der Nachkriegszeit hat nichts mit ihrer oft grobschlächtigen Ästhetik zu tun und auch nichts mit ihrem vermeintlich brutalen Look. Sie leitet sich vom französischen *Béton brut* ab, dem Wort für Rohbeton, das der Schweizer Architekt Le Corbusier prägte, um seine protobrutalistische Siedlung Unité d'Habitation in Marseille zu beschreiben.

Wie die „Wohnmaschine“ entstanden viele brutalistische Bauten im Schatten des Zweiten Weltkriegs, oft als Antithese zu ihren im Dekor verhafteten Vorgängern. Der Brutalismus setzte auf robuste, unverfälschte Materialien, auf die klare Zurschaustellung der Konstruktion und eine formale Lesbarkeit des Grundrisses. Seine Bauten standen für Modernität und Widerstandsfähigkeit. Und sie bereiteten die Bühne für einen radikalen Wandel im Wohnen, der mit der Erneuerung der Städte vor allem in Europa einherging. Weil der Beton in die irrwitzigsten Formen gegossen werden konnte, ließ der Brutalismus zugleich Raum für architektonische Experimente.

Im Laufe der Jahre aber zeigte sich, dass das Material Beton auch seine Grenzen hat. Es altert nicht sonderlich gut, und auch die Bauplanung seinerzeit hatte ihre Makel. Aus einstigen Prachtbauten wurden düstere Menetekel, die langsam von der Natur durchdrungen wurden, die sich sukzessive ihren Raum zurückzunehmen schien. So entstand eine Symbiose, die zu vielen Menschen spricht; auch zur Britin Olivia Broome, die 2018 begann, Bilder von überwucherten sowjetischen Denkmälern und zerfallenden brutalistischen Gebäuden zu sammeln.

Bei Instagram legte sie den Account @brutalistplants an – und fand dort immer mehr Anhänger, die ihre Leidenschaft für den „Öko-Brutalismus“ teilten: Architekten, Urbanisten, Gärtner, Kreative. Broome, im Hauptberuf Social-Media-Managerin an der London School of Economics, hat aus der Sammlung nun ein Buch gemacht. In mehr als 150 Fotografien führt sie durch 41 Länder; an Orten, an denen sich die Natur die gebaute Umge-

bung wieder einverleibt, wie bei einem verlassenen Wohnhaus auf den Philippinen oder dem ehemaligen Hotel „Igman“ in Sarajevo, das für die Olympischen Winterspiele 1984 gebaut und nur sechs Jahre später während der Balkankriege weitgehend zerstört wurde.

Aber auch an Orte, wo das Grün vom Menschen noch im Zaum gehalten wird. Wo nicht gleich ersichtlich ist, ob die vermeintlich postapokalyptische Welt nicht doch architektonisch gewollte Intervention ist, die bewusst mit Brüchen spielt, um die Strenge der Architektur mit den weichen Formen der Flora zu artikulieren. So wie es beim Wintergarten des Barbican Centre in London der Fall ist, das der britische Architekturkritiker Oliver Wainwright als „brutalistische Hängende Gärten von Babylon“ bezeichnete. Oder im terrassenförmigen Entwurf eines Wochenendhauses des mexikanischen Architekturbüros Dellekamp, dessen Atrien so wirken, als seien es verlassene Ruinen. Sie sind bewusst so angelegt, dass die Vegetation sie im Laufe der Zeit vereinnahmen kann und sich die Grenze zwischen gebauter und natürlicher Umwelt auflöst.

Das Buch zeigt gestufte Strukturen mit kriechenden Ranken; ein Haus in Macau, aus dessen Fenstern die Flora herauszuquellen scheint, aber auch massive Strukturen mit moosbewachsenen Rissen, die Arterien ähneln. „Brutalistische Architektur ist loyal, unerschütterlich, stoisch“, sagt Broome, „unabhängig davon, ob sie zum Gedenken an Schlachten errichtet wurde oder als überstürzter Versuch, Herr einer schnell wachsenden Stadtbevölkerung zu werden.“ Das Grün, sagt sie, bilde einen Kontrapunkt, der die Härte und Kälte des *Béton brut* mildere. „Es wächst aus derselben Erde, demselben Grund hervor, aus dem auch diese kraftvollen Strukturen entstehen.“

Einige der Gebäude wie Stefano Boeris „Bosco Verticale“ in Mailand oder das „Parkroyal“ in Singapur lassen sich eher der zeitgenössischen biophilen Architektur zuordnen als dem Brutalismus, aber es ist eben eine subjektive Auswahl. „Einige Projekte liegen mir besonders am Herzen“, sagt Broome, das „La Tulipe“ in Genf etwa, in dessen unmittelbarer Nähe sie aufwuchs. „Oder die ehemaligen jugoslawischen Kriegsdenkmäler, die mich überhaupt erst dazu veranlasst haben, mich mit dem Thema zu beschäftigen. Ihre Macht fesselt mich bis heute.“

So oder so: Die Bilder verlangen dem Betrachter Demut und Ehrfurcht vor der Macht der Natur ab. Sie zeigen die Vergänglichkeit menschlicher Errungenschaften und beweisen, dass die Natur selbst die monumentalsten Strukturen irgendwann zurückerobert. Wohnhäuser, Hotels, städtische Infrastruktur, Skulpturen – Broomes Buch ist ein visuelles Kompendium, das die Schönheit des Brutalismus herauskehrt, nicht aber die Selbstherrlichkeit verschweigt, mit der der Mensch seinen Platz in der Welt für sich beansprucht. Er fehlt indes auf allen Fotos, nur Grau und Grün sind zu sehen. So entstehen Momente, in denen die Welt stillzustehen scheint, wo unklar bleibt: Ist das das Ende? Oder schon der Neuanfang?

„Brutalist Plants“ von Olivia Broome ist im Verlag Hoxton Mini Press erschienen; 208 Seiten, 24,95 Euro.



Die evangelische Friedenskirche in Monheim am Rhein von Walter Maria Förderer entstand zwischen 1968 und 1974.

Fotos Bildarchiv Monheim GmbH / Alamy



Gebaute Natur: Ein mit Beton verstärkter Hang auf der japanischen Insel Aogashima
Foto Yasushi Okano

Unten: das „Denkmal für die Revolution“ des Bildhauers Dušan Đžamonja in Bosnien-Herzegowina, darunter: das Mailman Center for Child Development in Miami, Florida
Foto Alexey Bokov/Felix Torkar



Oben: Kunstwerk von Karsten Föding in Basse-Normandie; unten: The Barbican Conservatory in London vom Büro Chamberlain, Powell and Bon
Fotos Karsten Föding, Taran Wilkuh



„Philosophisch“ bleibt es dabei: „Wir sind es, die uns zusammenrappeln müssen!“ Jürgen Habermas in Aktion
Fotos Frank Roth



Ein Moment des Erschreckens

Jürgen Habermas bleibt bei seiner Kritik am Ukrainekrieg. Ist das Denken, für das er steht, durch die Zeitenwende hinfällig geworden? Ein großes Interview über sein Lebenswerk, das jetzt bei Suhrkamp erscheint, legt das Gegenteil nahe.

Von Mark Siemons

Ist es Altersstarrsinn? Ein störrisches Nicht-zur-Kennntnis-Nehmen all dessen, was für alle anderen zwingend ist? In einem großen Interview zu seinem Lebenswerk, das kommende Woche im Suhrkamp Verlag erscheint, beharrt Jürgen Habermas auf seiner Kritik am westlichen Vorgehen im Ukrainekrieg. Er befindet, dass sich „das Bewusstsein der politischen Eliten im Westen von der Logik des Krieges mehr und mehr vereinnahmen“ lasse, und warnt vor dem „Rückfall in eine bellizistische Mentalität“, die nur noch auf militärische und nicht diplomatische Mittel setzt.

Gegen diese Habermas'sche Position ist von Anfang an, seitdem er sie zwei Monate nach dem russischen Angriff zum ersten Mal formuliert hat, vorgebracht worden, was gegen Mahnungen zu Verhandlungen mit Russland generell angewendet wird: dass sie verschleiern, wer der Aggressor ist, von dem letztlich der Frieden abhängt; dass Putin ja gar keine Bereitschaft zu Verhandlungen erkennen lasse und seine Angriffe noch verstärke; dass die Friedensforderungen zum jetzigen Zeitpunkt daher nur ihm nutzen und das Selbstbestimmungsrecht der überfallenen Ukraine sträflich missachteten.

Warum bringen diese Argumente Habermas von seiner Kritik nicht ab? Die Beharrlichkeit des Philosophen in dieser Sache kann kaum überbewertet werden. Sie ist ja nicht einfach eine Meinung wie jede andere, sondern ist – wie das jetzt erscheinende Interview der beiden Habermas-Biographen Stefan Müller-Doohm und Roman Yos eindrucksvoll dokumentiert – aufs Engste mit einem Theoriegebäude verknüpft, das für die alte Bundesrepublik und deren Perspektiven für die Zukunft stand. Die Frage nun ist: Ist dieser Denktypus angesichts des Ernstfalls eines Krieges, der direkten Bedrohung durch einen skrupellosen Aggressor, hinfällig geworden? Ist es ein Denken, das nur unter den windgeschützten Bedingungen der NATO-Vorherrschaft möglich war, unter denen man der Illusion erliegen konnte, normativer Vorreiter einer künftigen Weltinnenpolitik zu sein? Oder ist es ein Denken, dessen große Stunde im Gegenteil noch kommt,

dessen universalistischer Kern nach dem Zerbröseln der westlichen Hegemonie erst recht seine Wirkung entfalten kann? Je nachdem, welche Antwort man gibt, verändert sich der Blick auf den Krieg und die Einordnung des gegenwärtigen Moments erheblich.

Habermas betont, dass er nicht die „rechtlich erlaubte und politisch gebotene“ Unterstützung der Ukraine bei ihrer Selbstverteidigung kritisiert. „Ich kritisiere die Kurzsichtigkeit eines konzeptionslosen Westens – das Fehlen jeder eigenen und rechtzeitigen Initiative angesichts der Barbarei eines Krieges, dessen festgefahrener und perspektivloses Andauern der Westen mitverantwortet.“ Dieses Argument hat zwei Teile. Zum einen behauptet Habermas, dass der Westen durch seine Waffenlieferungen eine Mitverantwortung für den Fortgang und das Ende des Krieges hat; beides sich dadurch nicht mehr allein Sache der angegriffenen Ukraine. Und zum anderen wirft er dem Westen vor, diese Verantwortung zu verleugnen, indem er den Krieg seinem Selbstlauf überlasse und keine realistische eigene Vorstellung entwickle, was sein Ziel ist und wie er erden kann.

Diese Kritik entspricht auch einem der Kriterien, die die vor allem von Thomas von Aquin beeinflusste katholische Lehre für einen „gerechten Krieg“ aufgeführt hatte. Schon im Mittelalter wurden die Nebenfolgen auch eines aus moralisch zweifelsfrei nachvollziehbaren Gründen (*causa iusta*) geführten Krieges als so gravierend eingeschätzt, dass weitere hohe Anforderungen gestellt wurden, um ihn zu rechtfertigen: Er müsse der letzte Ausweg sein (*ultima ratio*) und angemessen in der Wahl seiner Mittel (*ius in bello*: der durch den Krieg hervorgerufene Schaden darf den zu erwartenden Erfolg nicht deutlich überwiegen). Und außerdem müsse er eben auch ein realistisches Ziel haben, die realistische Aussicht auf einen den besiegten Feind einbeziehenden gerechten Frieden (*ius in pace*).

Tatsächlich ist es rätselhaft, weshalb auch die öffentliche Debatte nicht auf die Aufhellung dieses blinden Flecks dringt. Es werden überhaupt keine Ziele formuliert, auf was genau der Krieg realisti-

scherweise hinauslaufen soll und nach welchen Kriterien ein Zustand erreicht sein kann, bei dem Verhandlungen als sinnvoll erscheinen. Es sieht so aus, als würde die eingangs genannte Kritik an Verhandlungsforderungen wie ein Abwehrmechanismus gegen jedes weitere Nachdenken funktionieren: Wenn nur festgestellt ist, dass Russland der Aggressor und eine echte Bedrohung auch für den Westen ist, gilt offenbar nur noch die Frage, wie viele Waffen man zur Unterstützung der Ukraine liefern soll, als moralisch legitim.

Wie haltlos eine solche Haltung ist, zeigte sich erst jetzt wieder bei einem Thema, von dem Habermas zum Zeitpunkt des Interviews noch gar nichts wissen konnte. Die am Rand eines NATO-Gipfels wie nebenbei verkündete Stationierung von amerikanischen Raketen, die von Deutschland aus russisches Territorium erreichen können, stieß in der Öffentlichkeit auf ein merkwürdiges, bei näherer Betrachtung skandalöses Desinteresse. Der knappe Verweis des Verteidigungsministers Pistorius auf eine „Fähigkeitslücke“ der NATO und auf den „Ernst der Lage“ schien ihr zu genügen, obwohl alle näheren Fragen zur Befehlsgewalt über die Raketen, zu ihrer strategischen Bedeutung und Gefahr, zum fehlenden Bündnisangebot von Rüstungskontrollverhandlungen und zu den Konsequenzen für die nationale Souveränität bis heute offen geblieben sind.

Die größte Wucht haben in dem über E-Mails geführten Gespräch mit Habermas einige ganz einfache Sätze, in denen er die Motive seines 95-jährigen Lebens zusammenbringen zu wollen scheint – wie etwa dem, ihm fehle in der ganzen Debatte „ein Moment des Erschreckens vor den Folgen eines jeden Kriegs“. Krieg war kein direkter Gegenstand seiner Philosophie, aber aus dem Interview wird deutlich, wie sehr er sich mit seiner ganzen Generation von Anfang an durch den historischen Bruch von 1945 geprägt fühlte: „Es musste etwas besser werden, und es lag an uns, ob sich die Welt zum Besseren verändern würde“, lautet der Satz, dem die Herausgeber dann auch den Titel des Buchs entnommen haben.

hat er längst aufgegeben. In dieser paradoxen Konstellation entsprechen die sogenannten Realisten eher dem Klischeebild eines weltfremden Idealismus, der nun in Gefahr steht, das Militärische als ein politisches Mittel wie jedes andere zu betrachten, während der Philosoph als Verfechter politischer Urteilskraft auftritt, um so den Realitätsgehalt seines Denkens vor Fehldeutungen zu schützen.

Mit seinem jüngsten großen Buch, „Auch eine Geschichte der Philosophie“, hat er das auch auf andere Weise getan, indem er dort den NATO/BRD-Horizont seines Denkens auf mehrfache Weise überschritt. Es geht dort um die „vermittelnde Rolle des Sakralen“ für den Vernunftbegriff, konkret darum, welcher philosophische Gehalt den Religionen und vor allem dem Christentum aus „nachmetaphysischer“ Perspektive abzugewinnen ist. In dem Interview, das dem Buch viel Raum gibt, erscheint dieser Ansatz als Exempel einer Betrachtungsweise, die universalistische Werte wie die Menschenrechte nicht nur abstrakt herleitet, sondern auch aus ihren unterschiedlichen „geschichtlichen Entstehungskontexten“.

Mit einem ähnlichen Vorgehen, so legt Habermas nahe, könne man künftig auch dem „Eigensinn fremder Kulturen“ gerecht werden und auch von dort her die im Westen formulierten Begriffe begründen und modifizieren. Schon in anderen Zusammenhängen, etwa der Debatte über den Dekonstruktivismus, sei ja die Annahme von „kulturellen Totalitäten und versiegelten Weltbildern, die füreinander unzugänglich sind“, widerlegt worden.

Das ist natürlich eine sehr langfristige Perspektive, die der Habermas'schen Theorie zwar ein Leben über die Ära der westlichen Hegemonie hinaus ermöglichen könnte, aber gegen die dunklen gegenwärtigen Befürchtungen des Philosophen nur bedingt hilft. Mit sanfter Selbstironie spricht er selber von seinem „subjektiven Alterspessimismus“, dem gegenüber er, sollte er nicht trügen, nur noch eine Hoffnung in Stellung bringen könne: „dass ein – hoffentlich ohne Krieg – weiter aufsteigendes China aus den Tiefen seiner langen, großen und vielfältigen Kultur“ eines Tages die Vernünftigkeit einer Menschenrechtsordnung erkennt, „die der Menschheit im Ganzen gehört“.

Das ist ein überraschender Ausblick, für den es momentan leider wenig Anhaltspunkte gibt. Er sei aber zu alt geworden, sagt er an anderer Stelle, sich den Glauben an die Vernunft durch „das Bild eines trostlosen Zyklus auf- und absteigender Kulturen oder Mächte“ nehmen zu lassen. „Philosophisch“ bleibe es dabei: „Wir sind es, die uns zusammenrappeln müssen!“ Für eine Gegenwart, die zusehends dazu neigt, gegeneinander versiegelte Weltbilder anzunehmen und dadurch die Spielräume des Denkens immer enger werden zu lassen, bleibt Habermas ein Philosoph, der ihr helfen kann, die eigenen Befangenheiten hinter sich zu lassen.

Jürgen Habermas, „Es musste etwas besser werden...“. Gespräche mit Stefan Müller-Doohm und Roman Yos. Suhrkamp, 253 Seiten, 28 Euro.

Gegen das System

Welche Signale Jens Spahn an das Klientel der AfD sendet.

Wie ein Mantra wiederholt der CDU-Politiker Jens Spahn seit rund einem Jahr eine markige Formulierung, mit der er auf die besondere Brisanz der Zuwanderung hinweisen will: „Entweder beendet die demokratische Mitte die irreguläre Migration – oder irreguläre Migration beendet die demokratische Mitte.“ Nach dem Terroranschlag von Solingen brachte er seinen Merksatz nun auch mit in die Talkshow von Markus Lanz. Im Vergleich zu vielen schrilleren Tönen, die gerade die Debatte erobern, klingt Spahns Insistieren auf geordneten Verfahren zunächst verhältnismäßig vernünftig. Gelegentlich wird in dem Slogan aus der „irregulären“ auch die „illegale“ Migration. Und wer wollte schon etwas gegen die Bekämpfung illegaler Praktiken einwenden?

Und doch kann man gerade in dem so nüchtern daherkommenden Satz die Radikalisierung ablesen, die in der Diskussion über die Probleme der Migration zur Zeit um sich greift. Das liegt nicht nur daran, dass Spahn sich gar keine Mühe mehr macht, den Zusammenhang zwischen einer vermeintlich außer Kontrolle geratenen Migration – und nicht etwa der immer aufgeregteren Debatte darüber – und dem Aufstieg des Rechtspopulismus zu belegen. Er erweckt damit auch den Eindruck, als benenne er nicht die Migration als solche als Problem, sondern nur eine mangelhafte juristische und polizeiliche Praxis.

Vielleicht weiß sogar Spahn, dass er an der grundsätzlichen Dynamik nichts ändern kann. So tut er wenigstens, als könne man das durch Kriege und Katastrophen induzierte Chaos globaler Fluchtbewegungen regeln wie den deutschen Straßenverkehr. Und meint doch das Gegenteil: Wie man ordentliche Verhältnisse gewährleisten könnte, etwa durch die Verbesserung bürokratischer Abläufe oder eine Erleichterung der Aufnahmeverfahren, interessiert ihn weniger. Irregularität ist für ihn eher eine Folge der hohen „Zahlen“, die immer wieder beschworen werden, ohne sie allerdings zu benennen. Es ist die Menge, nicht das Prozedere der Zuwanderung, die Spahn kontrollieren will. „Reguläre Migration“ ist schlicht eine Chiffre für „weniger Flüchtlinge“.

Die Rede von der Regularität ist auch deshalb so unredlich, weil Spahns Programm zuletzt in eine Aussetzung des Rechts „im Sinne nationaler Souveränität und Sicherheit“ mündet, die er sogar ganz explizit einfordert: „Wenn das EU-Recht nicht funktioniert, dann kann es uns auch nicht in eine Situation bringen, wo wir uns selbst aufgeben“, sagte er bei Lanz. Es herrsche eine „Art Notlage“, in der man sagen müsse: „Wir setzen jetzt EU-Recht aus.“ In der Sache ist dieser Appell so utopisch wie sinnlos, aber er zielt auch nicht auf pragmatische Lösungen ab.

Wenn Spahn gegen das europäische Asylrecht, das er als dysfunktional und „kafkaesk“ beschreibt, eine Art zivilen Ungehorsam mobilisiert, solidarisiert er sich so mit den notorischen Systemstörern. Bei Markus Lanz äußerte er Verständnis für Menschen, die irgendwann „das System“ nicht mehr wollen, wenn es nicht mehr funktioniert, womit er nicht nur das Rechtssystem der EU meinte, sondern relativ unverblümt auch auf jene demokratischen Institutionen abzielte, die den Populisten oft so verdächtig erscheinen. Die demokratische Mitte, an die er appelliert, ist eine imaginierte Große Koalition, zu der er zwar auch seine Partei irgendwie zählt, ohne aber die Opposition zur Ampelregierung aufgeben zu müssen.

Am Ende rechtfertigt Spahns Formel fast jede Anbiederung an das Klientel der AfD: Auch die Solidarität mit der Ukraine, die vermeintliche Meinungsdictatur oder der öffentlich-rechtliche Rundfunk „beenden die demokratische Mitte“. Ob sich so die Wutstimmungen zurück zu den etablierten Parteien führen lassen, ist fraglich. Harald Staum

Am 1. November 1911 warf der italienische Leutnant Giulio Gavotti aus seiner Rumpler-Taube vier kleine Bomben aus zweihundert Meter Höhe auf türkische Truppen ab. Dies war der erste dokumentierte Luftangriff der Geschichte. Die Italiener setzten während des Krieges gegen das Osmanische Reich 1911/12 fünf Flugzeuge ein – und waren von den Resultaten enttäuscht. Die Wirkung war gering, und bald gingen alle Maschinen zu Bruch. Fortan verwendeten die italienischen Streitkräfte in Libyen wieder Fesselballons zur Aufklärung. Doch nur wenige Jahre später revolutionierte das Flugzeug die Kriegführung: zunächst im Ersten und dann in immer schnelleren Entwicklungsschritten im Zweiten Weltkrieg.

30 Jahre nach Gavottis Bombenabwurf war die Luftherrschaft der entscheidende Faktor in der Land- und Seekriegführung. Und er war mit Abstand der technologisch aufwendigste Bereich, in dem sich die großen Industrienationen ein Kopf-an-Kopf-Rennen lieferten. Zum Flugzeugbau kam die Hochfrequenztechnik der Radar- und Navigationsgeräte hinzu, die die Zielfindung bei Nacht und schlechtem Wetter ermöglichten. Die finanziellen Kosten der Luftrüstung waren enorm: Das Deutsche Reich investierte 1943 41 Prozent seiner Ressourcen in diesen Bereich, nur sechs Prozent in die Panzerproduktion. Im Rennen der Hightechnationen hatten die USA schließlich die Nase vorne, auch weil die Produktionsraten hoch waren und sie die neue Technik mit schlüssigen Strategien und Doktrinen verbanden.

Im Januar 1994 setzte die CIA von Albanien aus zum ersten Mal die Aufklärungsdrohne Gnat 750 ein. Die Leistungsfähigkeit war noch bescheiden, die ersten Missionen über Jugoslawien verliefen ernüchternd. Doch wie schon 1911 war die folgende Entwicklung rasant. Aus der Gnat 750 wurde bald die Predator entwickelt. Im „War on Terror“ flogen die Vereinigten Staaten damit auch Luftangriffe. Dreißig Jahre nach dem ersten Einsatz einer funktionstüchtigen militärischen Drohne sind diese Unmanned Aerial Vehicles (UAV) zu einem der dominierenden Faktoren in der Kriegführung geworden. In der Ukraine sind jeden Tag Tausende Drohnen im Einsatz, vielfach im First-Person-View-Modus, sowohl zur Aufklärung wie auch mit Gefechtsköpfen. Zunehmend werden auch autonome Wirksysteme wie Loitering Munitions verwendet – also Waffen, die länger über einem Gebiet kreisen und sich im Rahmen der programmierten Parameter selbstständig ihr Ziel suchen.

In den zweieinhalb Jahren seit dem russischen Überfall veränderte sich der Drohnenkrieg schneller als in den vergangenen drei Jahrzehnten. Heute werden nahezu alle Bewegungen an der Front in Echtzeit aufgeklärt und bekämpft. Drohnen sind aber nur der sichtbarste Teil des digitalen Kampfes. Ohne die Satelliten von Star Link würde in der ukrainischen Armee heute nichts mehr funktionieren. Die Gefechtsstände nicht, die Kommunikation der Soldaten untereinander nicht und die punktgenauen Angriffe mit Raketen erst recht nicht.

Erleben wir also eine Revolution des Krieges? Sind Software, Aufklärung und Präzision der Munition etwa der Tod des Panzers? Wird es die Operation mit großen Verbänden gar nicht mehr geben können, weil diese noch im Aufmarsch zerschlagen werden? Wird das bemannte Flugzeug obsolet, ebenso das herkömmliche Überwasserschiff?

Mit dem Begriff der Revolution sollte man eher zurückhaltend sein. Zwischenstaatliche Kriege waren immer Treiber von technologischen Entwicklungen, die den Zeitgenossen revolutionär erschienen. Aber es gab neben dem Neuen immer auch das Alte. Das war in den Weltkriegen so, und dies ist heute nicht anders, wobei die Beschleunigung im 21. Jahrhundert sicher schneller abläuft als vor 100 Jahren. Da die Systeme des elektronischen Kampfs mittlerweile softwarebasiert sind, hat sich ein Wettlauf um rechtzeitige Anpassungen und Upgrades entwickelt, der in Tagen und Wochenzyklen gemessen wird, nicht im Jahresrhythmus.

Und die nächsten Quantensprünge kündigen sich schon an: Die Störbarkeit aller UAV und Flugkörper, die im Einsatz ferngesteuert werden müssen, ist deren große Schwäche. Der nächste Schritt ist daher, Drohnen zu nutzen, die eigenständig kämpfen: Autonome, KI-basierte Sensor-Effektor-Fluggeräte werden das Gefechtsfeld der Zukunft mitbestimmen – auch um gegen gegnerische autonome Systeme abwehrfähig zu bleiben. Und sie sind in ersten Versionen bereits im Einsatz.

Die Ukraine konnte in diesem Krieg der Digitalisierung bislang mithalten, weil sie sich auf die Zusammenarbeit mit westlichen Technologiefirmen abstützte. Hinzu kamen die eigene Start-up- und Innovationskultur. Nur in dieser Kombination war es bislang möglich, den Veränderungszyklen auf dem Gefechtsfeld

nicht nur zu folgen, sondern selbst die Initiative zu ergreifen, was sich etwa im Erfolg der ukrainischen Seedrohnen ablesen lässt. Sie haben ganz wesentlich dazu beigetragen, der russischen Marine die Herrschaft über das Schwarze Meer zu entreißen.

Die Bundeswehr verpasste diese enorme technische Dynamik weitgehend. Die extralegalen „kill operations“ amerikanischer Predator- und Reaper-Drohnen verengten hierzulande die Debatte auf ethische Fragen. Wenn es im Februar 2022 einen Bereich gab, in dem die Streitkräfte wirklich „nahezu blank“ waren, dann bei den unbemannten Luft-

Müsste das deutsche Heer morgen in eine Schlacht ziehen, gliche es wohl einem Kavallerieverband im Zeitalter des Maschinengewehrs. Ohne eine große Zahl von leistungsfähigen Drohnen, ohne die Erfahrung, auch bewaffnete UAV rund um die Uhr in das Gefecht der verbundenen Waffen zu integrieren und sich gegen eine solche Bedrohung erfolgreich wehren zu können, würde die deutsche Panzerbrigade 45 in Litauen im Verteidigungsfall untergehen.

Glücklicherweise steht ein Einsatz der Bundeswehr nicht unmittelbar bevor. Und: Das gläserne Gefechtsfeld begünstigt grundsätzlich den Verteidiger. Dies

Kunststück zu vollbringen, den eigenen elektromagnetischen Raum zu schützen. Und das alles soll dann auf dem Gefechtsfeld mit den eigenen Truppen minutengenau synchronisiert werden. In der Ukraine war in diesem Wettkampf der Verteidiger dem Angreifer meist überlegen.

Russland versucht mit allen Mitteln seine technologischen Fähigkeiten zu verbessern, um wieder größere Gebiete erobern zu können. Wenn es Moskau gelänge, die grenznahen Städte Narwa oder Vilnius überraschend einzunehmen, stünde aber auch die NATO vor der Auf-

Ob Russland willens und in der Lage sein wird, komplexere Angriffsoptionen zu führen, ist nicht sicher zu beantworten, zumal dies immer auch von den Verteidigern abhängt. Klar ist aber, dass die russische Armee seit zweieinhalb Jahren unter dem enormen Innovationsdruck des Krieges steht, dem die Bundeswehr als Friedensarmee nicht unterworfen ist. Und viele andere europäische NATO-Armeen im Übrigen auch nicht. Die einzigen größeren westlichen Länder, die über eine potente IT-Cyber-Community verfügen, die eng mit den Streitkräften vernetzt ist, sind die Vereinigten Staaten und Israel.

sonal aus den Strukturen des Heeres „ausgeschwitzt“ werden müssen, wie der Inspekteur des Heeres, Alfons Mais, im April 2024 erklärte. Von einer modernen Ausrüstung für das Gefecht in der vierten Dimension ganz zu schweigen. Dabei läuft der Bundesrepublik die Zeit weg, weil die exponentielle Entwicklung der Digitalisierung die Fähigkeit von Streitkräften, erfolgreich zu kämpfen, maßgeblich bestimmt – und sich dies in der Zukunft absehbar durch KI, Quantentechnologien und breitbandige Kommunikationsnetze (5G+) weiter beschleunigen wird.

Was zu tun ist, liegt also auf der Hand: Um „kriegstüchtig“ zu werden, muss die Bundeswehr gemeinsam mit der Rüstungsindustrie vorausdenken, antizipieren, wie sich die beobachteten Trends konkretisieren, und aktiv Lösungen suchen, die sie Überlegenheit gewinnen lassen – und diese Lösungen dann auch beschaffen, einführen und der Armee zur Verfügung stellen. Mit Blick auf die schon angedeuteten kurzen Innovationszyklen ist die Verfügbarkeit eines flexiblen Innovations- und reaktionsfähigen „Produktionsökosystems“ essenziell für die Leistungsfähigkeit der Streitkräfte. Dieses entsteht aus dem engen und schnellen Zusammenwirken von Rüstungsindustrie, Start-ups, relevanten Wissenschafts- und Forschungseinrichtungen, der Beschaffungsorganisation und vor allem den Nutzern, die auch mit einer gemeinsamen Softwareentwicklungsplattform verbunden sein sollten.

Alle Verantwortlichen müssen von der beabsichtigten Wirkung auf dem Schlachtfeld her denken und sich nicht von vermeintlich unverrückbaren regulatorischen Rahmenvorgaben einschränken lassen. Damit kann heute schon begonnen werden, indem die vorhandenen Möglichkeiten mutiger ausgeschöpft werden, wie sie etwa im Beschaffungsbeschleunigungsgesetz angelegt sind. Auch Fragen des Proporz der Teilstreitkräfte oder das Festhalten an lieb gewonnenen Organisationen sollten überwunden werden.

Ohne deutlich mehr finanzielle Mittel wird sich eine neue Innovationsfähigkeit nicht erreichen lassen. Die Bundeswehr muss es sich leisten können, nicht nur vorhandenes Gerät zu verbessern, sondern parallel deren Vernetzung voranzutreiben, moderne, weitreichende Präzisionsmunition sowie Drohnen aller Leistungsklassen einzuführen und darüber hinaus in Neuentwicklungen zu investieren. Die notwendige Summe lässt sich auf mehr als 200 Milliarden Euro für die nächsten fünf bis acht Jahre schätzen. Dieser Betrag käme zu dem Verteidigungsbudget von zwei Prozent des Bruttoinlandsprodukts noch hinzu und würde – wenn man es zu einem Großteil in die heimische Wirtschaft investiert – auch die Innovationskraft des Landes stärken.

Der Politik ist dieser enorme Finanzbedarf seit Langem bekannt. Bundeskanzler Olaf Scholz sprach in seiner „Zeitenwende“-Rede schließlich davon, dass Deutschland fortan mehr als zwei Prozent des Bruttoinlandsprodukts für Verteidigung ausgeben werde, und die NATO vereinbarte auf ihrem Gipfel in Vilnius im Juni 2023, dass die zwei Prozent nur ein Minimum seien. Boris Pistorius hat erst vor wenigen Wochen festgestellt, wir „können und dürfen“ bei zwei Prozent nicht stehen bleiben.

Zwischen diesen Worten und der politischen Realität klafft allerdings eine große Lücke. Der Verteidigungsminister ist beim Kanzler mit allen Forderungen nach mehr Mitteln abgeblitzt. Sie wären nur durch eine Aufhebung der Schuldenbremse oder eine andere Prioritätensetzung im Haushalt zu erreichen. Beides ist politisch in dieser Koalition offensichtlich nicht durchzusetzen.

Doch wer den Mut nicht aufbringt, eine politische Schmerzgrenze zu überschreiten, muss die Frage beantworten, wie die Verteidigungsfähigkeit von Land und Bündnis denn sonst gewährleistet werden kann. Ein Durchwursteln wie bisher würde bei Ausbruch eines Krieges dazu führen, dass die deutschen Soldaten auf dem Schlachtfeld nicht lange überleben. Sie gar nicht erst in den Kampf zu schicken und den Einsatzbefehl zu verweigern ist keine reale Option, da dies das Ende der NATO bedeutete. Schließlich hat Olaf Scholz zugesagt, dass Deutschland jeden Quadratkilometer des Baltikums verteidigen werde. Man möchte ihm zurufen: Aber wie? Wenn die Bundeswehr in Litauen nicht nur einen Stolperdraht bilden, sondern effektiv kämpfen können soll, müssen es Regierung und Parlament endlich schaffen, sie rasch zu modernisieren. Sonst bleibt im Ernstfall wohl nur die Hoffnung, dass die eigenen Truppen von Göttern und die feindlichen von Idioten geführt werden.

Sönke Neitzel ist Professor für Militär- und Kulturgeschichte der Gewalt an der Universität Potsdam.

Frank Leidenberger ist Generalleutnant a. D. und CEO der BWI GmbH, IT-Dienstleister der Bundeswehr.



Saporischschja, Ukraine, im Februar 2024: Ein Soldat startet eine Drohne, die eine Nutzlast von bis zu 15 Kilogramm hat und mit einer Wärmebildkamera ausgestattet ist. Foto dpa

Erleben wir eine Revolution des Krieges?

Müsste die Bundeswehr morgen in eine Schlacht ziehen, gliche sie einem Kavallerieverband im Zeitalter des Maschinengewehrs. Vor allem im Bereich der bewaffneten Drohnen ist sie „nahezu blank“. Um auf einen möglichen Ernstfall vorbereitet zu sein, muss sie dringend Strategien für den Cyberkrieg entwickeln – und gemeinsam mit Start-ups und der Rüstungsindustrie vorausdenken.

Von Sönke Neitzel und Frank Leidenberger

fahrzeugen. An diesem Befund hat sich bis zum heutigen Tag nicht viel verändert. Die Hornet-, Mikado-, Aladin-, Luna- und Heron-Drohnen stammen noch aus Zeiten von Stabilisierungsoperationen in Afghanistan und auf dem Balkan. Sie sind für asymmetrische Konflikte entwickelt worden und hätten in einem Krieg gegen Russland nur noch einen sehr begrenzten Wert. Dies umso mehr, da die Einschränkungen zur Bewaffnung von UAV ausdrücklich bestehen bleiben sollen.

Doch wie will man ohne bewaffnete Drohnen in Zukunft kämpfen? Das wäre so, als ob sich die Kaiserliche Armee der Bewaffnung von Flugzeugen verweigert hätte. Zudem bremsen die Regularien für das „Führen von unbemanntem Fluggerät“, das Frequenzmanagement und die Zulassungsfragen für den Luftraum die Bundeswehr aus.

ist für die Bundesrepublik erst mal eine gute Nachricht, aber dies auch nur, wenn es gelingen kann, in Zukunft größere Angriffsoptionen zu führen, um einen Stellungsriegel zu vermeiden, betrifft also auch das westliche Bündnis. Die Herausforderung gleicht in gewisser Weise jener des Ersten Weltkrieges, als die Fronten im Grabenkrieg erstarrten und die Überlegenheit der Defensive alle Angriffe scheitern ließ.

Man sollte die russische Fähigkeit, den veränderten Charakter des Krieges zu analysieren und einschlägige Folgerungen zu ziehen, nicht unterschätzen. Gerade im elektronischen Kampf sind Lern- und Anpassungsfähigkeit ausgeprägt, was die ukrainische Armee etwa bei ihrer Gegenoffensive im Sommer 2023 bitter zu spüren bekam. Die Russen stören sehr effizient die ukrainische GPS-Navigation und legten damit deren Drohnen, Kommunikationskanäle und Präzisionsraketen lahm.

In Deutschland gibt es zwar durchaus leistungsfähige IT-Firmen. Hinter den Kulissen wird in militärischen Stäben auch viel über die notwendigen Anpassungen nachgedacht. „Software Defined Defence“, „Multi Domain Operations“, „Sensor to Effector“ sind die Schlagworte auch in der veröffentlichten Diskussion. Es werden neue Doktrinen geschrieben, notwendige Anschaffungen identifiziert. Erkannt sind die Herausforderungen also durchaus. Doch bei der Truppe ist davon kaum etwas angekommen. Die Strukturen sind langsam, und es fehlt trotz des Sondervermögens an Geld. Die einhundert Milliarden mussten zum Stopfen der eklatantesten Lücken eingesetzt werden, sodass für den notwendigen Fähigkeitenaufbau nichts übrig bleibt. Selbst für ein politisch so wichtiges Projekt wie die Litauen-Brigade ist kein zusätzliches Geld aufzutreiben, sodass Material und Per-

Ein großer Schritt für die Parka-Industrie

Jahrelang haben die Brüder Gallagher gestritten. Jetzt bringen sie ihre Band Oasis doch wieder zurück. Kein gutes Signal. *Von Tobias Rütber*

Sie kommen zurück. Im Sommer 2025. Das haben sie vor ein paar Tagen erklärt. Ob es dann auch bald neue Songs von ihnen geben wird, ist noch offen, aber mit „neuen Songs“ ist das bei der englischen Band Oasis eh so eine Sache: Denn selbst die neuen Songs von damals wie „Live forever“ sind ja nicht so richtig neu gewesen, als sie Mitte der Neunzigerjahre herauskamen, sondern stumpfere Kopien der rumpeligen Hits von den Beatles. Das haben Noel Gallagher, der sie geschrieben, und Liam Gallagher, der sie gesungen hat, auch nie bestritten.

Der eine wollte immer eine Epiphone-Gitarre, wie die Beatles sie hatten, weil sie wie die Beatles klingt, der andere antwortete auf die Frage, wer er gern wäre, wenn er nicht Liam Gallagher wäre: „John Lennon“. Ob daraus morbide Sehnsucht sprach, weil er das Gequatsche seines Paul McCartney Noel nicht mehr ertragen konnte? Jahrelang haben die beiden sich beschimpft, in jeder Talkshow, in der sie saßen, nie zusammen natürlich, nutzte entweder der eine oder der andere die Aufmerksamkeit, um den Bruder abzukanzeln. Das ergab zuletzt schöne Reels auf Instagram, weil vor allem Liam sehr witzig sein kann, und eigentlich hätte genau das doch auch gereicht, zur Unterhaltung, *forever*. Die Vorstellung, mit Liam auf ein Bier in den Pub zu gehen, wurde jedenfalls reizvoller, als sich jemals wieder auch nur einen Song seiner Band anzuhören. („Ich gehe nicht auf ein Bier“, hat Liam einmal gesagt, auch das ein schönes Instagram-Reel. „Wenn ich gehe, dann auf hundert, alles andere hat ja gar keinen Sinn.“)

Interessanterweise war das, was die Brüder taten, indem sie sich seit der Trennung der Band 2009 öffentlich attackierten, ideal für die Bedürfnisse sozialer Medien von heute. Näher als in diesen Reels sind die beiden Gallaghers dem Internet aber nie gekommen. Liam twittet zwar, am liebsten gegen seinen Bruder („Shitbag“, „Potato“), Noel dagegen kultiviert seine Herablassung gegenüber der Gegenwart und ihrer Musik und der Art, wie sie produziert wird. Besonders gern behauptet er, dass es keine Bands mehr gibt, wie seine es war, sondern nur noch Kleiderpuppen wie Harry Styles. Man könnte auch sagen, dass er ein Rockrentner ist, der keine Ahnung hat, aber ständig darum gebeten wird, sie zu äußern. Denn natürlich gibt es immer noch richtige Bands. Eine davon heißt The 1975. Deren Sänger Matty Healey hat – natürlich ebenfalls in einem Reel – gesagt, dass kein einziger Fan der Bands, die Noel und Liam seit dem Ende ihrer Zusammenarbeit gegründet haben, nicht viel lieber sofort zu einem Konzert von Oasis gegangen wäre. „Tut mir einen Gefallen“, sagte Healey, der sich selbst ähnlich gern reden hört wie die beiden Gallaghers, „hört auf mit dem Quatsch. Tut euch wieder zusammen.“

Noel Gallagher ist seit 2009 immer und immer und immer, immer wieder gefragt worden, ob er sich nicht mit seinem Bruder vertragen und



Revival der Revivalband Oasis: Liam and Noel Gallagher

Foto Reuters

Oasis zurückholen könnte, und einmal, in der Talkshow von Jonathan Ross, hat er darauf geantwortet, dass es für 100 Millionen Pfund tun würde – aber nur dafür und deswegen. Jetzt hat der „Guardian“ berichtet, dass es tatsächlich 50 Millionen pro Gallagher-Pilzkopf werden könnten. Und dass Oasis mit der Comeback-Tour mehr verdienen würden als in den gesamten Neunzigerjahren, auf dem Höhepunkt ihres Ruhms.

Aber klar, viele der alten Fans (Noel beschwört sie als „working class“) waren damals so jung wie die Typen in ihrer liebsten Band, und selbst wenn sie heute nicht wie die Gallaghers in den teuersten Gegenden in und um London leben, ist da mehr Geld im Spiel als 1994. „Wir haben es geschafft, dass die Leute etwas fühlen, das sie nicht definieren können“, sagt Noel in einem Clip, den Oasis

jetzt zur Ankündigung des Revivals produziert haben. Für die Konzerte im nächsten Jahr können die Leute das, was sie fühlen, wenn sie ab dem 31. August um Tickets kämpfen, zumindest zählen.

Das Timing dieses Revivals einer Revivalband wirkt auf den ersten Blick perfekt, weil sich Geschichte zu wiederholen scheint. Auf den zweiten macht es alles aber nur noch falscher. Als Oasis 1994 auftauchten und Britpop vor allem ihrwegen zur Musik der Stunde wurde, da waren die ausgelagerten Tories drauf und dran, die britische Regierung an den jungen, smart und neu wirkenden Labour-Politiker Tony Blair abzugeben. Als der dann 1997 in die Downing Street einzog, lud der neue Premier Noel Gallagher zu sich nach Hause ein. Das war ein Staatsereignis, das war, was man damals „Cool Britannia“ nannte, und dazu gehörte

auch der Hype um den Künstler Damien Hirst und der weltweite Erfolg von „Vier Hochzeiten und ein Todesfall“, ein Film, der auf Jahre definieren sollte, was lustig-romantisches Kino ist.

Und jetzt, 27 Jahre später, regiert nach langer Zeit auch wieder ein Premierminister der Labour-Partei in Großbritannien. Was Hoffnungen weckt, dass eine Gesellschaft, die seit dem Brexit ungefähr so polarisiert ist wie die Gallaghers, wieder etwas zusammenrücken könnte. Und nur Wochen seit der Wahl von Keir Starmer sind also jetzt auch Oasis wieder da. Im Sommer 2025 wollen sie 17 Konzerte geben: in Cardiff, fünfmal in ihrer Heimatstadt Manchester, fünfmal in London, in Edinburgh und in Dublin. Natürlich reagieren jetzt auch Insta und Tiktok darauf, immer neue Reels, in denen mittelalte Typen ihre Parkas aus dem

Schrank holen, Turnschuhe anziehen und zu „Live Forever“ durch ihre Küche stolzieren, lauter kleine Dornröschen, wachgeküsst von der Hoffnung, es könnte noch mal so werden wie damals, als Beckham bei Manchester United spielte und die Hosen etwas weiter saßen, weil das Mode war und nicht Notwendigkeit. Wie El Hotzo getwittert hat: „Oasis ist Taylor Swift für geschiedene Männer.“

Aber die Unterschiede zwischen damals und heute könnten nicht größer sein. Großbritannien mag ähnlich ausgelagert sein wie Mitte der Neunzigerjahre, der lässige Patriotismus von damals ist aber in aggressiven Provinzialismus umgeschlagen. Und die Rückkehr von Oasis ist auch nur ein kleiner Schritt für die Menschheit und ein großer für die Parka-Industrie. Letztlich passten schon in den Neunzigerjahren Pop und Politik in Großbritannien nicht in dem Sinne zusammen, wie es vielleicht gewirkt hatte: Denn weder war Tony Blair ein progressiver Reformier, noch machten Oasis Musik für die Zukunft. Der eine setzte Ideen um, die auch schon Margaret Thatcher gut fand, die anderen spielten noch ältere Platten nach.

Eine Wiedervereinigung von Oasis wäre direkt zum Votum für den EU-Ausstieg konsequenter gewesen als jetzt. Denn die Vorstellung, dass Briten am besten klar kommen, wenn sie unter sich bleiben, prägte die Musik der Band wie den Brexit. Von außen gesehen war die Britishness, die der Britpop ausstrahlte, zwar aufregend und cool, einige der anderen Bands wie Blur und Pulp waren deutlich innovativer als die Kopisten Oasis. Von innen aber war der Blick auf diese Ära schon damals getrübt. Wie der britische Popmusiker und -historiker Bob Stanley vor ein paar Jahren geschrieben hat: „Am Ende war Britpop eine Reaktion gegen neue Ideen; richtete er sich gegen Rave-Musik, Hip-Hop und R'n'B, gewickelt in eine Beatles-Stones-Heizdecke, verstrickt in eine so ultraspezifische Vergangenheit – die Fußballweltmeisterschaft von 1966, der 2. Weltkrieg, ‚The Italian Job‘ mit Michael Caine und, wie immer, die Beatles –, dass ihm bald die Puste ausging.“

Wie sollte es da keine deprimierende Nachricht sein, dass Oasis jetzt tatsächlich wieder auftreten werden? Eine immer schon und immer noch nostalgische Band, die nostalgische Songs schrieb und jetzt zurückkehrt, um von der Nostalgie ihrer Fans zu profitieren? Während nicht nur Großbritannien vorankommen will, Antworten sucht auf die verbreitete Sehnsucht nach einfacheren Zeiten, die es nie gab? Die Populisten in den rechten Parteien versuchen, aus dieser Sehnsucht kalkuliert Kapital zu schlagen. Vielleicht würde es helfen, das Gefühl zu haben, dass Liam und Noel Gallagher sich auch selbst vermisst haben. Aus der Ankündigung ihres Comebacks muss man schließen, dass die Konzerte in Großbritannien und Irland nur der Anfang sind, auch die deutschen Oasis-Fans können also schon mal anfangen, sich ihre Koteletten wieder wachsen zu lassen.

Auktionen, Kunsthandel und Galerien

Friedrich Nerly (1807–1878) Öl, 80 x 119 cm
Auktion 26. Okt. in Berlin

LEMPERTZ
1845

WIR SCHÄTZEN UND VERSTEIGERN IHRE KUNST
EINLADUNG ZUR EINLIEFERUNG

Moderne und Zeitgenössische Kunst, Photographie
Gemälde und Zeichnungen 15.–19. Jh., Kunstgewerbe
Juwelen, Schmuck und Uhren
Asiatische Kunst, Afrika und Ozeanien

Köln 0221/9257290, München 089/98107767
Berlin 030/27876080 info@lempertz.com

MAX. KUNST

Auktionen
5./6. Dezember 2024
Moderne & Zeitgenössische Kunst
karlunfaber.de/einliefern

Günter Fruhtrunk
verkauft für €127.000*

KARL & FABER

ERNST LUDWIG KIRCHNER, VILLA IM PARK
(VILLA BEI DER WALDSCHLOSSSCHENBRAUEREI IN DRESDEN)
(RECTO) - LEHMGRUBE BEI DRESDEN (VERSO). 1911.
ÖL AUF LEINWAND. 65x32 CM

AUKTIONEN 12. UND 13. SEPTEMBER 2024
KUNST DES 19. BIS 21. JAHRHUNDERTS
GRAPHIK UND HANDZEICHNUNGEN ALTER MEISTER
WERKE AUS DER SAMMLUNG EBERHARD W. KORNFELD

GALERIE KORNFELD · BERN
KENNERSCHAFT UND TRADITION SEIT 1864
Laupenstrasse 41 | 3001 Bern | Tel. +41 (0)31 381 46 73 | galerie@kornfeld.ch | kornfeld.ch

SCHLOSS AHLDEN
FINE ART AUCTIONEERS

191. AUKTION
6. - 8. Sep. 2024

Vorbekichtigung:
25.08. - 04.09.

Karl Schmidt-Rottluff (1884-1976)
„Stillleben mit Kerzenleuchter“
Aquarell/Tuschpinsel,
sign. u. dat. 1968,
70 x 50 cm.
Schätzpreis 22.000 €

www.schloss-ahlden.de

Antiquorum
AUCTIONEERS SINCE 1974

EXPERTENTAGE
Antiquorum, das international führende Uhrenauktionshaus, organisiert regelmäßig Bewertungstage. An diesen Tagen schätzt unser Uhrenexperte Etienne Leménager kostenlos und unverbindlich Ihre Uhren. Wir laden Sie herzlich zu unseren nächsten Bewertungstagen ein:

- 10.9 IN FRANKFURT
- 11.9 IN DÜSSELDORF
- 12.9 IN HAMBURG
- 13.9 IN MÜNCHEN

Wir bitten um Terminvereinbarung.
+49 (0) 89 215 446 738
munchen@antiquorum.swiss
www.antiquorum.swiss

Lesen bildet —
hören jetzt auch.

Testen Sie jetzt die Podcasts der F.A.Z.

Jetzt kostenlos anhören unter faz.net/podcasts

Kino

„LEBENDIG UND PULSIEREND.“
„EINE KLEINE GROSSE REVOLUTION.“

GLORIA!

Ein Film von MARGHERITA VICARIO

JETZT IM KINO!

Am idyllischen Dorfteich in Holstein stehe ich in einer Latzhose, die ich von der Jugendfeuerwehr geliehen bekommen habe. Schuhe auch. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal flache Schuhe getragen habe. In flachen Schuhen ist mir, als würde ich im Sumpf waten. Durch die Berliner Innenstadt, in der ich geboren wurde und immer gelebt habe, bin ich auf hohen Absätzen gestöckelt, die mich mit jedem Schritt vorwärtsgekickt haben. Aber Absätze brauchen festen Boden für einen souveränen Gang, der stets zeigen sollte: „Diese verdammte Stadt hat mich schlecht erzogen, aber ich hab mich durchgesetzt. Arm und trainiert bin ich stolz darauf, dass ich Berlin zu Recht lassen darf.“

In Holstein am Löschteich muss ich einsehen, dass es albern ist, Löcher in den Rasen zu picken oder in Pumps über Sand und Kies zu humpeln.

Sogar mein Stolz ist hier albern. Ich würde gerne dazugehören, mich einfügen, einmal im Leben ein Gruppengefühl kennenlernen.

Kollegen hatte ich noch nie, war immer selbständig und teamunfähig. Mein Bedürfnis, gebraucht zu werden, ist groß. Die Kinder sind erwachsen, das Familiengefüge lose, und ich habe einen Beruf, in dem ich jeden Text neu anbieten muss. Niemand wartet auf meine Arbeit.

Aber solche Berufe gibt es viele, und mein Selbstmitleid bezieht sich auf etwas anderes:

Ich hatte mich immer gefragt, was es bedeuten sollte, wenn mir unter dem Selbstoptimierungsdruck meines Hochleistungsalltags geraten wurde, mal aus der Komfortzone herauszukommen. Wenn mein Berliner Leben in der Komfortzone stattfand, wie sollte es dann um Gottes willen außerhalb aussehen? Auf dem Land verstehe ich jetzt erst, dass ich bisher noch nie drin war in der Komfortzone. Von hier aus kommt mir die Berliner Innenstadt vor wie ein Kampfgebiet. Ich verstehe, dass das Unglücklichsein der Zustand war, den mich das Schreiben aushalten ließ. Bedeutet es, dass ich nicht schreiben müsste, wenn ich glücklich wäre?

Tatsächlich häufen sich die Glücksmomente hier unter dem Meereshimmel. Ich kann die Zufriedenheit greifen, und sie ist vom Wettkampf der letzten dreißig Jahre gar nicht so verletzt worden, wie ich gedacht hatte. Sie hat enorme Kraft, und ich will sie behalten, sogar auf die Gefahr hin, dass ich keine Zeile mehr schreiben werde. Hier kann ich mal ohne Geld, ohne Schlüssel, ohne Handy vor die Tür treten, wie zuletzt als Vorschulkind.

Wir sind das schöne neue Pärchen aus Berlin, wohnen in dem schönen alten Reethäuschen an der schönen sauberen Dorfstraße, das bisher als historisches Ferienhaus vermietet wurde.

Wir wollen uns verankern am neuen Ort. Treten in die Feuerwehr ein, gehen zu allen Dorffesten, suchen uns Jobs. Wir stellen uns höflich vor, damit die Nachbarn wissen, woran sie sind, und kommen in eine Schublade, auf der „Die Neuen“ steht. Darin bleiben wir jetzt ein paar Jahre. Jahrzehnte vielleicht.

Bei der Feuerwehr lernen wir, wie man ein Unfallauto auseinanderbiegt, Container mit Luftkissen anhebt und in Kippfenster einsteigt. Wir grillen, reden, trinken, wollen aber nicht nur Freizeitbewohner sein. Wir wollen gebraucht werden.

Ich hatte es mir romantisch vorgestellt, zweimal pro Woche zwanzig Minuten zur nächsten Buchhandlung zu radeln und dort einen Minijob zu haben, um mich im Ort einzufügen, Leute kennenzulernen und ein Gefühl für die Gegend zu bekommen. Bisher kannte ich Buchhandlungen nur als Kundin oder als Autorin, die Lesungen hält und hofiert wird. Jetzt muss auf die Probe gestellt werden, was ich ohne meine Bücher wert bin. Ich darf an die Kasse. Es ist angenehm, wenn mal alles leicht und vorgegeben ist. Niemand erwartet von mir eine unlösbare Aufgabe, wie zum Beispiel einen Roman zu schreiben. Hier soll ich nur fremde Romane verkaufen. Dafür gibt es ein Kassensystem, ein Bestellsystem, einen Dienstplan und friedliche Kunden.

Wer neu im Team ist, stört immer erst mal das Gefüge. Aber die Kollegen sind lieb und geduldig. Trotzdem funktioniert es nicht richtig mit mir. Für die aufwendige Logistik, die hinter so einem Geschäft steht, kann ich die angebrachte Bessenseitigkeit nicht aufbringen. Das es kaum um Bücher geht, frustriert mich. Beim Kassiervorgang würde ich die Kundin gerne fragen, warum sie dieses Buch gekauft hat. Aber das ist nicht meine Aufgabe. Meine Aufgabe ist es, zu fragen, ob sie den Kassenbon braucht. Eigene Interessen und Bedürfnisse müssen beim Dienstleisten maximal zurückgenommen werden. Ich weiß. Mein Kundenkontakt impliziert eher, dass ich gerne 'ne Runde quatschen würde, aber die ausgebildeten Buchhändlerinnen sind effizient und korrekt. „Das muss hier alles zack, zack gehen.“

Wenn ich eine ratlose Kundin in die Finger kriege, lenke ich sie Richtung „Das-kauf-eh-keiner-Regal“, das keine eigene Rubrik hat. Die „Hohe Literatur“



Wer sich nicht einfügen kann, muss etwas Eigenes machen: unser Co-Working-Space

Fotos Franziska Hauser

Ich mache den U-Turn

Unter dem Selbstoptimierungsdruck meines Hochleistungsalltags wurde mir in Berlin geraten, mal aus der Komfortzone herauszukommen. Auf dem Land verstehe ich jetzt erst, dass ich in der Komfortzone bisher nie drin war.

Von Franziska Hauser

steht ganz unten, denn die Klientel dafür ist wirtschaftlich unbedeutend.

Das Krimis, Grußkarten, Liebesromane und Mangas alle Buchhandlungen finanzieren, die Angestellten und mich, war mir schon vorher klar. Letztlich finanzieren sie in den Verlagen ja auch meine Romane mit. Aber den leichten Unterhaltungsstoff selbst verkaufen zu müssen führt mir das Verhältnis noch unmissverständlicher vor Augen. Die Unmöglichkeit, das lesende Massenpublikum für anstrengende und unbequeme Literatur zu interessieren, hämmert sich mit jedem Kassen-Pling tiefer in mein Hirn. Wirtschaftlichkeit heißt nun mal, nicht gesellschaftsrelevante Themen zu verkaufen, die den Leser Muster hinterfragen lassen und literarisch aufbereitet helfen, die Gegenwart zu erkennen. Wirtschaftlich ist, dem Lesepublikum unterhaltsam die Zeit zu vertreiben, die Gedanken zu zerstreuen und von der Gegenwart abzulenken. Man kann es keinem verübeln. Was hab ich denn nur gedacht? Dass Buchhandlungen die

Welt retten müssen? Wie ich mich drehe und wende, ich finde wieder mal keine angepasste Position im Gruppengefüge.

Meine übliche Beschäftigung besteht lebenslang daraus, Neues zu schaffen und nicht vorgegebene Abläufe zu wiederholen. Aber manchmal steht ein braun gebrannter Typ im offenen Leinwandhemd vorm Tresen, kauft ein richtig gutes Buch, dazu eine richtig gute Zeitung. Hinausschlendernd legt er seiner Frau im flatternden Sommerkleid den Arm um die Schultern, ich sehe den beiden hinterher, komme in Gedanken mit zum Meer und lasse mir im Strandkorb von W. G. Sebald seitenlang das Dach einer Bahnhofshalle beschreiben. Was für ein Freak ich bin, dass ich so auf diese Sprache stehe!

Hinterm Tresen versuche ich, mich nicht anzulehnen, aufzustützen oder hinzusetzen. Das würde keinen guten Eindruck machen, sagt man mir. Meine Überheblichkeit nervt mich selbst. Ich kann nicht verbergen, dass ich mich für etwas Besonderes halte.



Hier liegt keine Kunst auf der Straße. Aber wer weiß?

Bin ich ja auch!, denke ich bockig. Nicht nur besonders, weil jeder Mensch etwas Besonderes ist, sondern weil ich im Team die Einzige bin, die das mit erschafft, was hier verkauft wird. Aber das ist keine gute Position, um sich einzufügen. Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt. So steht es im Naturgesetz. Das ist genau wie mit dem Letzten, den die Hunde beißen. Wenn ich nach Feierabend mit meinem Freund über den belebten Markt zum Eiscafé stolziere, fühle ich mich wie Angelina Jolie neben Brat Pitt. Ich liebe es, mich auffallend zu kleiden, dabei sollte ich meine Großstadtindividualität eigentlich ablegen. Schließlich wollte ich doch das einfache Leben genießen.

Immerhin habe ich die Illusion, hier von der Kunst zu leben, wie es in Berlin möglich ist, gar nicht erst mitgenommen. Kunst konsumiert man in der Großstadt. Für den Import in die Kleinstadt, muss sie desinfiziert und homogenisiert werden, bis sie nicht mehr ansteckend ist. Zu Hause im Dorf soll Ordnung herrschen. Künstler bringen

Chaos. Das will hier niemand. Nicht mal ich. Die Kunst in Berlin zu lassen gefällt mir bisher ganz gut. Aber meinen Widerstand, die Dinge so zu machen, wie sie sich bewährt oder eingeschliffen haben, habe ich leider mitgebracht, und es zeigt sich, dass er zur Unfähigkeit herangewachsen ist. Warum kann ich an meinem Crêpestand beim Dorffest nicht einfach Weißmehl und Schokocreme benutzen? Warum muss ich Erdmandelcrêpes mit Birne und Holundersahne backen? Trage ich die anstrengende Widerständigkeit als Großstadtpflanze in mir oder als Künstlerin? Klar ist: Ich will sie loswerden. Ich will aufhören, mich gegen alles zu wehren, aufhören zu kämpfen, anfangen, zur Gruppe zu gehören!

„Die Gruppe nimmt sich schon, was sie braucht“, sagt mein Freund. „Dafür musst du dich nicht anstrengen.“ Das klingt irgendwie nach einem unbekanntem, aber erstrebenswertem Gefühl.

Die Großstadt hat mich nicht gebraucht. Ich brauchte sie, um Freie Kunst zu studieren und eine freie Künst-

lerin zu werden. Dabei ist es gar keine Kunst, in Berlin Kunst zu machen, wenn man genügend Wut, Spieltrieb und Neurosen hat, um ständig zwanghaft das Material verarbeiten zu müssen, das auf der Straße liegt. Hier in der Provinz liegt keine Kunst auf der Straße. Die muss ganz und gar aus mir selbst herauskommen. Meine Wut und meine Neurosen spielen sich frei.

Wäre ich nicht in Berlin aufgewachsen, hätte ich gar keine Künstlerin werden müssen und wäre jetzt vielleicht zufrieden hinterm Buchhandlungstresen, wo alles in geordneten Bahnen läuft. Aus der Entfernung ergibt sich ein neuer Blick auf dieses Künstlerleben, das doch viel eingeschränkter und disziplinierter war, als ich es mir eingebildet hatte.

Auf meine Ostberliner Kindheit ergibt sich ein neuer Blick. „Kann es sein, dass bei euch im Osten nach dem Krieg alles nur funktionsfähig, aber nicht wirklich schön gemacht wurde?“, fragt mein Freund. Mir wird klar, wie sehr mein Selbstverständnis von dem Gefühl geprägt ist, dass es eine Strafe war, im Osten aufzuwachsen. Anschließend waren wir in eine Sanktionsmaßnahme hineingeboren worden. Die ideologische Lehre konnte an dem Gefühl, büßen zu müssen, nichts ändern, zumal davon nur meine Großeltern, nicht aber meine Eltern überzeugt waren. Depressiv hat mich vor allem die farblose Architektur. Die als feindlich empfundene Übernahme, die Wiedervereinigung hieß, löste das Gemeinschaftsgefühl, im Leid verbunden zu sein, auf.

Ich kann mich in keine Gruppe einfügen, weil ich einfach nie dazugehören wollte. Ich wollte mich nicht zu den Verlierern zählen. Nicht einstimmen in das gemeinschaftliche Nachwende-Selbstmitleid oder den Stolz der Unterschicht, in dem ich, umgeben von Industrieruinen, aufwuchs. Ich habe mein Nichtdazugehören verinnerlicht, bis es selbstprophetisch wurde. Das sagt auch mein Blick am Buchhandlungstresen. Ich bin nicht wie ihr. Deshalb bin ich nämlich extra Künstlerin geworden!

Mein Leben auf dem Egotrip war in Berlin notwendig. Ich musste individuell sein, die eigene Daseinsberechtigung täglich neu durchsetzen. Hier ist das Gegenteil der Fall. Ich mache den U-Turn. Überleben funktioniert im Dorf durch Gleichsein und Mitmachen. Aber wer was werden will, muss hier weg, sagt die Nachbarin am Gartenzaun. Ich bin ja schon was, sage ich. Ich bin die Exotin aus Berlin.

Kunst machen heißt verarbeiten, infrage stellen, provozieren, vor Augen führen, herausfinden. Auch in Westdeutschland baut man sich immer wieder wehrhafte Steingefäße, abgeschirmt, geschlossen und misstrauisch. Unser German-Angst-Problem ist älter und komplexer, und ich bin damit noch lange nicht fertig.

Während meine Berliner Verstrickungen sich hier am Meer auflösen, erkenne ich, dass davon erschreckend wenig übrig bleibt. Und aus dem Gefühl, nicht gebührend vermisst zu werden, verfalle ich in Selbstmitleid. Dann sitze ich am Strand, sehe zum Horizont, warte darauf, dass Himmel und Meer zusammenklappen und ich im weichen Sand zermahnen werde, zu Partikeln, aus denen das Leben etwas anders macht. Und dann denke ich: Was beschwer ich mich? Ich wollte nicht dazugehören, wollte eine besondere Muschel sein, die in der Sonne bunt schillert. Und eigentlich will ich das immer noch. Zu Sand zerrieben werde ich noch früh genug.

Das Größte, was ich zu bieten habe, ist in mir. Egal wo ich bin. Mein Interesse an der Welt, mein Bedürfnis, mich auszudrücken, meine unabhängige Respektlosigkeit, meine Überheblichkeit, mit der ich glaube, etwas zu sagen zu haben, meine Hoffnung, damit irgendetwas zu verbessern. Dass ich keine beflissene Buchhändlerin sein will, schiebe ich auf die Schuhe statt auf meine fehlende Bereitschaft, meine eigenen Interessen herunterzuregulieren. In hohen Schuhen lässt sich nicht lange hinter der Kasse stehen, und mein empfindlicher Selbstwert schwindet mit jedem fehlenden Millimeter unter meiner Ferse. Ich mag mich nicht als Dienstleisterin. Das war es offenbar, was ich hier herausfinden musste.

Mein Freund und ich mieten einen großen Raum am Marktplatz. Denn wer sich nicht einfügen kann, muss etwas Eigenes machen. Beim Ausgeware-Herausreißen und Wändestreichen begreife ich, dass wir hier nur als Außenseiter dazugehören können. Leute gehen vorüber, sehen herein, und keiner weiß, was ein Co-Working-Space sein soll. Ein was? Ein Kopier-Ding-Kreis? Vielleicht sollte ich sagen: eine neue Form des Internetcafés? Klar ist: zumindest ein Begriff, der hier nach 30 Jahren als „etwas für Jugendliche“ angekommen ist. Ein schöner Ort an einem schönen Ort, sage ich. Arbeiten, leben und irgendwie eine Gruppe sein.

Von der Fotografin und Autorin Franziska Hauser erschien zuletzt im Eichhorn-Verlag der Roman „Keine von ihnen“. In ihrem Text „Warum in Berlin jetzt die Eltern ausziehen“ hat sie hier im Feuilleton vor Kurzem erzählt, wie sie nach 49 Jahren aus ihrer Wohnung auszog, damit ihre Tochter bezahlbaren Wohnraum hat.

Ich sah das Foto sofort, als ich in den Bus einstieg. Es klebte am Fenster der Linie 9 in Boye bei Celle, mit der wir zur Grundschule fuhren, an der Stelle, wo Platz ist für Kinderwagen. Ich setzte mich nicht hin an diesem Morgen im November 1981 im Bus, sondern blieb vor dem Bild stehen, das Teil einer Vermisstenanzeige war. Gesucht wurde ein Mädchen, Frederike von Möhlmann, 17 Jahre alt, die ich nicht kannte, ich war jünger als sie, deren Gesicht ich mir aber einprägte und mir auch merkte, dass sie eine weiße Latzhose getragen haben sollte, als sie zuletzt gesehen worden war. Sie hatte nach einer Chorprobe der Celler Stadtkantorei den letzten Bus nach Oldau nicht bekommen und war nach Hause getrampt – aber dort nicht angekommen.

Um von Celle nach Oldau zu kommen, muss man eine Landstraße entlangfahren durch einen Kiefernwald. Wir fuhren später nachts auch durch solche Wälder, die die Kleinstadt mit den umliegenden Dörfern verbinden, nicht per Anhalter, aber mit dem Rad und oft allein, obwohl wir es nicht sollten. Das Bild aus dem Bus war uns eine Warnung. Eine Freundin erzählte erst neulich, dass sie ihr Fahrradlicht immer ausgemacht habe, damit niemand auf dem laternenlosen Radweg ein einzelnes Licht kommen sah. Meine Strategie war es, mich laut mit mir selbst zu unterhalten, mit zwei Stimmen, von der eine wie tief wie die eines Mannes klingen sollte. Wir hatten mehr Glück als das Mädchen auf dem Foto und kamen immer an. Sie wurde vergewaltigt und brutal ermordet.

Wenn in ihrem dreiteiligen Fernsehfilm „Mord ohne Sühne“, der jetzt in der ARD-Mediathek zu sehen ist, die Regisseurin Hilka Sinning den Mord an Frederike von Möhlmann rekonstruiert, der zu einem viel diskutierten Fall der deutschen Rechtsgeschichte geworden ist und noch vor einem Jahr das Bundesverfassungsgericht beschäftigte, dann stellt sie die Fahrt eines weißen BMW, das Auto des Tatverdächtigen, durch den Kiefernwald zwischen Oldau und Celle nach und filmt die schmale Straße von oben. Sie zeigt einen Schuh, der gefunden wurde, und die zwei 10-Pfennig-Stücke, mit denen das Mädchen nach der Chorprobe in der Kalandgasse eigentlich noch hatte telefonieren wollen. Sie beschränkt sich auf Details, deutet manches verschwommen an – eine in weißer Latzhose rennende Gestalt, die zu fliehen versucht. Den Tathergang selbst rekonstruiert sie nicht explizit, kommt ohne „Tatort“-Ästhetik oder reißerische True-Crime-Stimmung aus.

Was sie an dem Fall interessiert, so erzählt es Hilka Sinning im Gespräch, seien zwei Dinge. Ausgehend von ihrem Foto, die Geschichte Frederike von Möhlmanns, eines musisch begabten Mädchens, das die 11. Klasse des Kaiserin-Auguste-Viktoria-Gymnasiums besuchte, die Pubertät gerade hinter sich hatte und dabei war, sich selbst zu finden. Und die eines juristischen Falls, der sie von dem Moment an elektrisiert habe, als sie im April 2015 im „Spiegel“ den Artikel „Lebenslang freigesprochen“ der Gerichtsreporterin Gisela Friedrichsen gelesen habe. Sinning habe damals sofort versucht, einen der mit dem Fall betrauten Anwälte zu erreichen – und sei drangeblieben, bis sie mit dem SWR einen Sender für ihre Dokumentation gefunden habe. Auch Gisela Friedrichsen hat sie für den Film interviewt.

Frederike von Möhlmann wurde am 4. November in der Nähe von Hambühren im Wald vergewaltigt und ermordet. Mit einem Messer stach der Mörder zweimal in die Brust, siebenmal in die Hüfte, zweimal in den Arm, dann durchschnitt er ihre Kehle. Als tatverdächtig galt laut den Ermittlungen der Polizei Ismet H., worauf die Reifenspuren schließen ließen, die an den Fundort der Leiche, die Spaziergänger beim Pilzesuchen entdeckt hatten, heraufgeführt und deren Spurweite und Profil auf einen BMW

Unmöglicher Rechtsfrieden

Im November 1981 wurde die 17-jährige Frederike von Möhlmann bei Celle ermordet. Der Fall ging bis zum Bundesverfassungsgericht. Hilka Sinning hat jetzt einen Film darüber gedreht: „Mord ohne Sühne“. Von Julia Encke

Name:	von Möhlmann, Frederike	Alt
Geb.:	1. 5. 64	† 4. 11. 81
Tel.:	[REDACTED]	
Anschr.:	[REDACTED]	
Ber.:	Schülerin (KAVG)	
Eintr.:	8/80	
Mitgl.:	2/81	
Instr.:	Blockfl.	



Frederike von Möhlmanns Karteikarte in der Celler Stadtkantorei. Auf dem Weg von der Chorprobe nach Hause wurde die 17-Jährige ermordet.
Foto: Celler Stadtkantorei

1602 hindeuteten, den dieser fuhr. Darüber hinaus, so hält es der Film fest, wurden an der Kleidung und Unterwäsche des Opfers Fasern eines Teppichs gefunden, die mit einem Teppich in H.s. Wagen übereinstimmten.

Ismet H. wurde 1982 vom Landgericht Lüneburg zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt. Der Bundesgerichtshof hob das Urteil jedoch auf und verwies den Fall an das Landgericht Stade, das H. am 13. Mai 1983 freisprach. Ein Reifensachverständiger, den Sinning für ihren Film noch einmal aufgesucht hat, gab damals an, keine Übereinstimmung von dem Wagen H.s mit den Spuren am Tatort feststellen zu können. Den Teppichfasern an der Kleidung wiederum sprach das Gericht in Stade einen „überragenden Beweiswert“ ab.

Eine spektakuläre Wende gab es 30 Jahre später. Es ging vor allem auf die Bemühungen des Vaters von Frederike, Hans von Möhlmann, zurück, dass im Jahr 2012 die Asservate im Kriminaltechnischen Institut des Landeskriminalamts Niedersachsen noch einmal analysiert wurden: diesmal aber mit einer Technik, durch die auch DNA-Spuren nachgewiesen werden konnten, was 1981 noch nicht möglich gewesen war. Die in drei blauen Müllsäcken verwahrten Asservate konnten nur aufgrund einer Anordnung des damaligen niedersächsischen Innenministers, Uwe Schünemann, neu untersucht werden. Darauf setzte der Vater, dem es gelang, Schünemann zu überzeugen.

„Kampf des Vaters um Gerechtigkeit“ heißt der zweite Teil von „Mord ohne Sühne“, in dem Sinning vor allem auf Archivaufnahmen zurückgreift, da Hans von Möhlmann 2022 starb. Man sieht

ihn auf diesen Bildern abwesend durch die Celler Innenstadt gehen, in der er schon lange nicht mehr wohnte, schon zum Zeitpunkt der Tat waren Frederikes Eltern getrennt, der Vater wohnte in Hildesheim. Er wolle noch zu Lebzeiten Gewissheit, sagt er, wolle wissen, wer denn dann der Täter gewesen sein könne, der offiziell nicht gefunden worden war.

Vor der Kamera erinnert sich die Molekularbiologin Anita Nandy sehr genau an die Untersuchung mit dem spektakulären Ergebnis, die sie damals durchführte. Anhand der Asservate seien organische Spuren, Sperma, nachweisbar gewesen, die von einer männlichen Person stammten und mit einer Haarprobe von Ismet H. übereinstimmten. Den Ermittlern zufolge stand so, zumindest aus wissenschaftlicher Sicht, fest, dass es der Freigesprochene H. war, der die DNA-Spuren an Frederike von Möhlmanns Körper hinterlassen hatte. Für den Vater eine „gewaltige Nachricht“. Und auch für Susann von Möhlmann, Frederikes Schwester, die diese Nachricht in der Dokumentation als Augenblick beschreibt, in dem sie überzeugt gewesen sei, dass es nun, nach so vielen Jahren, „Gerechtigkeit“ geben konnte.

Nach deutschem Recht kann ein Freigesprochener aber nicht erneut für dieselbe Tat vor Gericht gestellt werden. Ein Grundsatz, der dem Rechtsfriedens dienende Verfahren sollen so vermieden werden. Der Strafverteidiger Matthias Waldraff übernahm zu diesem Zeitpunkt die Verteidigung von Ismet H., der bis heute in einer Kleinstadt in der Nähe von Celle lebt. Im Interview mit Sinning erklärt er, dass man ihn aufgrund dieser Gesetzeslage „weder

menschlich noch juristisch zu einem Täter machen“ dürfe. Wenn es das Gesetz nicht erlaubte, den Täter anzuklagen, dann müsse es ein neues Gesetz geben, so damals Hans von Möhlmann und sein Anwalt Wolfram Schädlar.

Da strafrechtlich nichts mehr auszurichten war, startete Schädlar eine Zivilklage und verklagte Ismet H. auf Schmerzensgeld wegen seelischen Schadens, den der Vater durch den Tod seiner Tochter erlitten habe. Natürlich wusste er, dass der Anspruch auf Schmerzensgeld inzwischen verjährt war. Aber, so schildert er es im Film, darauf sei es ihm gar nicht angekommen: „Mit dem Zivilverfahren haben wir erst die Möglichkeit bekommen, die Medien, die Öffentlichkeit und auch den Täter davon zu unterrichten, du bist nach unserer Auffassung der Täter, und wir verfolgen dich jetzt, mit den uns zu Gebot stehenden Mitteln.“ Die Klage wurde am Oberlandesgericht Celle abgewiesen. Das Medien-echo aber war enorm.

Dass ein Gesetz subjektiv als ungerecht empfunden werden kann, macht die Regisseurin zum Kern ihrer Dokumentation. Und fragt: Was geht daraus hervor? Müsste es in einem so strittigen Fall nicht möglich sein, das Gesetz zu ändern? Hans von Möhlmann übergab im September 2016 dem damaligen Justizminister Heiko Maas eine Petition mit mehr als 180.000 Unterschriften für eine Zulassung der Wiederaufnahme. Das Landgericht Verden erklärte eine solche Wiederaufnahme für zulässig und ordnete gegen H. Untersuchungshaft wegen Fluchtgefahr an, was das Oberlandesgericht Celle bestätigte. Der Freigesprochene allerdings legte daraufhin Verfas-

sungsbeschwerde beim Bundesverfassungsgericht ein, erwirkte eine einstweilige Aufhebung der Untersuchungshaft. Am 31. Oktober 2023 entschied das Bundesverfassungsgericht die Wiederaufnahme des Strafverfahrens schließlich für nichtig.

Zwei Stunden habe die Urteilsverkündung in Karlsruhe gedauert, erzählt Hilka Sinning, die dabei war, aber leider nicht filmen durfte. Es habe absolute Stille geherrscht. Während des Urteils habe die Richterin gesagt, dass man aus Erfahrungsberichten wisse, dass auch die Familien froh seien, wenn ein Fall dann endlich mal zu Ende gehe. Das habe Frederikes Schwester Susann sehr empört. „Rechtsfrieden“ war hier gleichbedeutend mit der Unmöglichkeit von Frieden für die Angehörigen des Opfers. Hans von Möhlmann blieb das Urteil erspart, er war schon gestorben. Jemanden zu finden, dem H. die Tat im Laufe der Jahre gestanden haben könnte, ist die letzte Möglichkeit, die der Schwester bleibt, den Fall noch mal aufzurollen. Jemanden, der vor einem Gericht aussagen würde. Auf Gerechtigkeit warten sie noch.

Ganz am Ende des Films schwebt die Kamera noch einmal über die Kiefernwälder, zeigt die Landstraße bei Hambühren, geht dann noch höher, sodass nur noch ein Meer von Baumwipfeln zu sehen sind, dicht und grün und bei Tageslicht scheinbar friedlich, als wäre hier nie etwas geschehen. Diejenigen, die hier wohnen und gewohnt haben, werden es aber nicht vergessen. Auch ich habe das Foto aus dem Bus immer noch vor Augen.

„Mord ohne Sühne – Der Fall Frederike von Möhlmann“, ARD Mediathek

■ DIE LIEBEN KOLLEGEN

VON HARALD STAUN

Am Donnerstagabend gab Kamala Harris ihr erstes Interview seit dem Rücktritt Joe Bidens. Auf CNN sprach sie, gemeinsam mit ihrem Vizepräsidentschaftskandidaten Tim Walz, mit der Moderatorin Dana Bash, mit der Moderatoren Dana Bash, Lange war Harris von ihren Gegnern dafür kritisiert worden, sich keinen kritischen Fragen zu stellen, sondern stattdessen in ihrer Kampagne nur auf gut kontrollierbare Social-Media-Auftritte zu setzen oder auf so souverän inszenierbare Zaubershowes wie zuletzt in Chicago. Und tatsächlich hatten auch ihre Unterstützer die Sorge, dass das Interview so laufen könnte wie etwa jenes mit dem Sender NBC vor drei Jahren, in dem sie eher genervt und schnippisch rübergekommen war und welches, glaubt man einem Hintergrundbericht der „New York Times“, auch für Harris eine derart frustrierende Erfahrung gewesen sein muss, dass sie sich für ein Jahr „in einen Bunker zurückzog“. Dass sie auch später noch nicht ihre perfekte Rolle gefunden hatte, darauf ließ ein Interview mit einem ihrer jüngsten Interviewer schließen, Astead Herndon von der „New York Times“, der sie vergangenen November für einen Podcast sprechen konnte: Das Interview sei sehr „anstrengend“ gewesen, sagte Herndon. „Sie hat den Augenkontakt nicht abgebrochen. Es war intensiv. Man hat das Gefühl, vor Gericht zu stehen.“

Bei CNN war Harris nun auffällig freundlich, wie natürlich auch Dana Bash nach Ansicht des Trump-Lagers viel zu sanfte Fragen stellte. Und trotzdem hatte man das Gefühl, dass es Harris vor allem darum ging, sich als Hardlinerin zu zeigen, um auch die konservativen Wähler anzusprechen, als Kandidatin, die entschieden für Fracking und gegen „illegale Einwanderung“ auftritt. Womöglich ist das wahltaktisch notwendig, sympathischer machte es sie nicht. Und ob nun in der kritischen Befragung eine Kamala Harris zum Vorschein kam, die „wahrer“ ist als der „joyful warrior“, den man auf dem Parteitag der Demokraten kennengelernt hatte, darf man schon auch bezweifeln. Nur am Schluss konnte sich Harris als jene nette, kluge Tante zeigen, als die sie viele gerne sehen: Sie habe gerade Pfannkuchen gebacken, als Joe Biden anrief und ihr seinen Rücktritt verkündete. Die ganze Familie sei bei ihr gewesen, die Nichten hätten sie gerade gebeten: „Auntie, can we have more bacon?“ Was ja doch genau das ist, was nun das ganze Land von ihr will.

Medien in Venezuela haben jetzt einen ganz neuen Vorteil des Einsatzes von KI gefunden: Man kann sie nicht verhaften. Weil der unter fragwürdigen Umständen wiedergewählte Präsident Nicolás Maduro hart gegen seine Gegner durchgreift, setzt das Projekt Operación Retuit (Operation Retweet) nun KI-generierte Avatare ein, um aktuelle Nachrichten zu präsentieren. Produziert werden sie von etwa einhundert venezolanischen Journalisten von 20 Medien, berichtet der „Guardian“, vorgelesen von La Chama (auf Deutsch etwa „Das Mädchen“) und El Pana („Der Kumpel“). In jedem Clip offenbaren die beiden Figuren, dass sie nicht echt sind. Die Nachrichten wohl leider schon: In den vergangenen zwei Wochen sind mehr als 1000 Menschen in Venezuela verhaftet worden, darunter mindestens neun Journalisten.

Jugend schreibt Lehrkräfte gesucht!



Jetzt bis
31. Oktober 2024
bewerben!

Die Frankfurter Allgemeine Zeitung und das IZOP-Institut bieten zum 38. Mal das Projekt „Jugend schreibt – Zeitung in der Schule“ an. Das Projekt richtet sich an Klassen und Kurse der Sekundarstufen in allen Schulformen.

Die Teilnehmer erhalten kostenfrei ab dem 1. Februar 2025 ein digitales Jahresabonnement der F.A.Z. und damit die Chance, im Unterricht mit der Zeitung zu arbeiten. Die Schüler können selbst journalistische Texte schreiben. Ausgewählte Beiträge werden auf der Seite „Jugend schreibt“ in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung veröffentlicht. Die Bewerbung erfolgt über folgenden Link: <https://izop.de/projekte/js/>

Teilnahmebedingungen

Leitung der Klasse auch nach Schuljahreswechsel

Teilnahme der Lehrkraft am ein- oder zweitägigen Einführungsseminar vom 30. bis 31. Januar 2025

Anfragen und weitere Infos

IZOP-Institut
Heidchenberg 11
52076 Aachen
Kennwort: „Jugend schreibt“
Telefon (024-08) 58 89-18
js@izop.de

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLANDS Schulen

TELETEXT



IZMIR-TV

VON JOCHEN SCHMIDT

S eit ich erwachsen bin und Englisch kann, muss ich schmunzeln, wenn ich bei der Popmusik meiner Jugend plötzlich den Text verstehe...

Samstag

ARD

5.00 Brisant. Boulevardmagazin 5.30 Twin Teams - Die Geschwister-Challenge 6.20 Armans Geheimnis...

ZDF

8.20 Lassie. Schatten der Vergangenheit 8.43 heute Xpress 8.45 Pur+ 9.10 Bibi und Tina...

RTL

5.40 Blaulicht Report. U. a.: Rettungseinsatz gerät außer Kontrolle / Handragt aus Gärtnerei-Transporter...

Sonntag

ARD

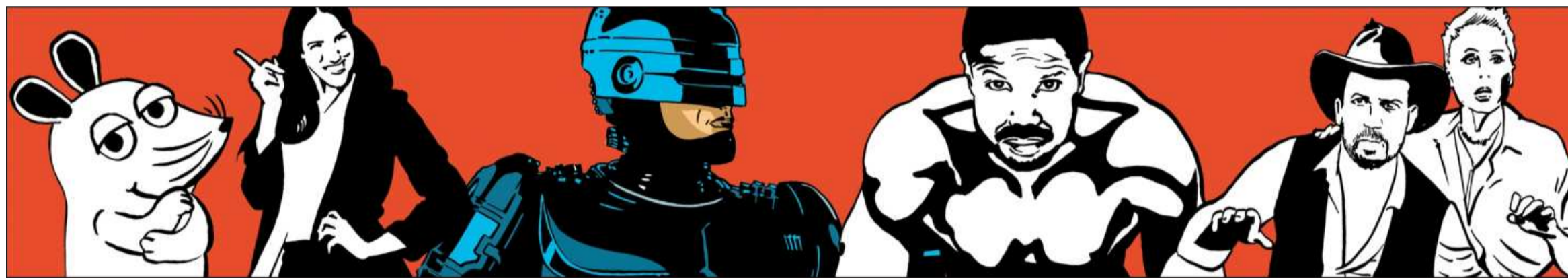
8.35 Tiere bis unters Dach. Familienserie. Wie die Wildsau / Affenschände 9.30 Die Sendung mit der Maus...

ZDF

8.05 sportstudio live - Paralympics. 4. Wettkampftag. Live 9.25 heute Xpress 9.30 Katholischer Gottesdienst...

RTL

5.20 Blaulicht Report. U. a.: Kinder wollen mit Falschgeld Spielzeug kaufen / Halb nackter Bodybuilder...



Pro Sieben

6.40 Galileo. Magazin. Wie werde ich Sprengmeister? 7.45 How I Met Your Mother...

3sat

9.00 ZIB 9.05 Kulturplatz 9.35 Bilder aus Südtirol 10.00 Der Himmel über dem Traunsee...

ARTE

9.10 Geo Reportage. Indien: Ein Himmel voller bunter Drachen 10.05 Stadt Land Kunst Spezial...

Pro Sieben

5.30 EUReKA - Die geheime Stadt. Science-Fiction-Serie. Damals im Space Camp 6.10 Superstore...

3sat

9.00 ZIB 9.05 Kieran Setiya - Was tun, wenn das Leben hart ist? Talkshow 10.05 Sommer und Sonaten...

ARTE

8.35 Arte Junior Das Magazin. Kindermagazin 8.50 42 - Die Antwort auf fast alle...

Samstag

Sat.1 16.59 So gesehen 17.00 Das Schnäppchen-Menü - Drei Gänge, fertig, los! 18.00 Das 1% Quiz...

Vox 16.50 Der Hundeprofi 17.55 hundkatzemaus - Das Haustiermagazin 19.10 Die schlaueren Tiere...

Kabel 1 16.25 News 16.35 Hawaii Five-0. David und Goliath / Jäger des verlorenen Grabes...

KIKA 16.40 Zoom - Der weiße Delfin 17.45 Mascha und der Bär 17.50 Pinocchio...

RTL 2 18.15 Bella Italia - Camping auf Deutsch 20.15 Robocop. 2. Amerik. Actionfilm...

Tele 5 16.30 Relic Hunter 20.15 Highlander II - Die Rückkehr. Amerik. Fantasyfilm...

NDR 17.15 Der Camping-Check 18.00 Nordtour 18.45 DAS! 19.30 Regionales...

WDR 17.15 Einfach und köstlich 17.45 Kochen mit Martina und Moritz 18.15 WestArt...



„TIGER & DRAGON“, SAT.1, SA., 0.55 UHR

Allein wegen der Kämpfe in luftiger Höhe muss man diesen preisgekrönten Film von Ang Lee mit Chow Yun-Fat und Michelle Yeoh über den Schwertkämpfer Li Mu Bai...

20.15 Die Bestatterin. Die unbekannte Tote. Deut. Krimireihe, 2021 21.45 Kommissar LaBréa...

BR 17.15 Blickpunkt Sport 17.45 Zwischen Spessart und Karwendel 18.30 BR24...

SWR 16.30 Offline on the Road 17.00 Die Fallers 17.30 Regionales 20.00 Tagesschau...

Hessen 17.20 Sommerinterviews im hr 20.24 17.45 maintower weekend 18.15 Das Abenteuer unse-

res Lebens 18.45 Der Camping-Check Tote. Deut. Krimireihe, 2021 21.45 Kommissar LaBréa...

MDR 18.00 Ehrensache - Unser Ort, unser Einsatz 18.15 Unterwegs in Sachsen-Anhalt...

RBB 18.30 rbbKultur 19.00 Heimatjournal 19.27 rbb wetter 19.30 Regionales...

KIKA 17.25 Shaun das Schaf 18.05 Nö-Nö Schnabbelier 18.20 Feuerwehram Sam 18.40 Löwenzähne...

Sonntag

Sat.1 16.30 Das große Backen 18.55 Julia Leischik sucht: Bitte melde dich...

Vox 18.10 Die Tuning Profis 19.10 Traumauser oder Luftschloss? - Normal wohnen kann jeder...

Kabel 1 16.10 Mein Lokal, Dein Lokal 19.10 Asbach Deutschlands beste Hammer-Party...

KIKA 17.25 Shaun das Schaf 18.05 Nö-Nö Schnabbelier 18.20 Feuerwehram Sam 18.40 Löwenzähne...

Sonntag

Sat.1 16.30 Das große Backen 18.55 Julia Leischik sucht: Bitte melde dich...

RTL 2 17.15 Mein neuer Alter 18.15 Grip 20.15 I Feel Pretty. Taiwan./ Amerik. Komödie...

Tele 5 16.25 William Shatners The Captains. Kanad. Doku-Film, 2011 18.25 Category 5...

NDR 18.00 Hasebnickl 18.45 DAS! 19.30 Regionales 20.00 Tagesschau...

WDR

17.15 Roadtrip durch Rumänien - Bären, Dracula und Bukarest mit Sarazar 17.45 Tiere...

BR 16.00 BR24 16.15 Unser Land 16.45 Alpen-Donau-Adria...

SWR 17.30 SWR Kultur 18.00 Regionales 18.15 Handwerkskunst...

Hessen 16.15 mex. das markt-magazin 17.00 Mittendrin - Flughafen Frankfurt...

MDR 17.25 Sandmännchen 17.30 Aktuell 17.35 Wetter...

RBB 19.00 Täter - Opfer - Polizei - 19.27 rbb wetter 19.30 Regionales...

Caption: Auf die Sprachpflegenheiten der Fernsehsender in ihren Programmen weisen hat die F.A.S. keinen Einfluss.

TELEDIALOG THEORIE

Im „beute-show spezial“ „Alkohol - Bier sind das Volk!“ geben Fabian Köster und Lutz van der Horst der Frage nach...

Köster: Herr Dr. Rücker, sie sind führender Experte im Bereich Freizeitdrogenkonsum. Das trifft sich gut, wir auch. Rücker: Hätte ich gedacht. Van der Horst: Wirklich? Köster: Wirklich naheliegend. Van der Horst: Trinken Sie Alkohol? Köster: Nein. Tatsächlich seit meinem 18. Lebensjahr. Ich habe zweimal in meinem Leben Alkohol angerührt...

Als würde der Brunnen einem zuwinken: Schon von Weitem ist die weiße Fontäne zwischen den hohen Lindenbäumen zu sehen, ein Willkommensgruß, der auch nach dem tausendsten Mal seine Wirkung nicht verfehlt. So wie der ganze Viktoria-Luise-Platz. Wer hier wohnt, zieht freiwillig nicht mehr weg.

Besucher, die das ruppige Berlin von seiner sanfteren Seite kennenlernen wollen: Kommt hierher! Ihr werdet ein Sommermärchen erleben. Mögen sich die Menschen auch überall, verbal oder real, die Köpfe einschlagen – hier, im Herzen von Schöneberg, pflügen sie ein friedliches Miteinander, über alle Grenzen hinweg. Am Tag der Einschulung kann es passieren, dass Oma, Opa und I-Dötzchen im Café „Viktoria“ neben schwulen Männern in Ketten und engen pofreien Lederhosen sitzen und alle ihr Eis genießen.

Ein herrschaftlicher Ort, mitten in der Stadt: im Zentrum der Brunnen mit gepflastertem Platz, gesäumt von Rasenflächen, Büschen, Blümchen, drum herum ein Parkweg, die dunkelgrünen Bänke zurückgesetzt im Schatten der Linden. Die Bäume umschließen den Platz wie eine Oase, nur leicht überragt von den Wohnhäusern dahinter, einige alt, andere Nachkriegersatz für zerstörte Gebäude. Kolonnaden auf der einen Seite, steinerne Pergola auf der anderen, in Form gestutzte Hecken und Büsche, Sichtachsen, historische Laternen – man könnte meinen, auf knirschenden Wegen durch einen Schlosspark zu wandeln.

Aber der Viktoria-Luise-Platz gehört zu keinem Schloss. Er gehört dem Volk. Das ihn auch ordentlich bevölkert, vom frühen Morgen, wenn die Hundebesitzer sich ihr Stelldichein geben, bis zum Picknick am Abend. Kinder spielen in den verkehrsberuhigten Straßenabschnitten, alte Herren drehen stoisch ihre Runden – Schritte sammeln. Genau so hatte Fritz Encke sich das auch gedacht: nicht nur als Augenweide, sondern als Vergnügen für alle. Der Königliche Gartenbaudirektor war Reformier, wollte soziales Grün in der Großstadt implantieren. Mit seinem Entwurf gewann er Ende des 19. Jahrhunderts den Wettbewerb für den Viktoria-Luise-Platz, an dem sich sagenhafte 66 Büros beteiligten, der Kaiser segnete den Plan ab.

Er gilt als einer der schönsten Plätze Berlins, neben dem vor allem von Touristen bevölkerten Pariser am Brandenburger Tor und dem steinernen Gendarmenmarkt. Und doch kennen selbst viele Berliner ihn nicht. Es ist ein Ort, an dem man verweilen möchte, sagt Stadtführerin Simonetta Paltrinieri. „Wo findet man das in Berlin schon?“

Normalerweise findet man nicht mal so ein Wort: Verweilen. Die Italienerin unternimmt regelmäßig Touren über den „festlich-frohen Gartenplatz“, wie er im Denkmalsbuch genannt wird, öffnet die Augen für den Kalksandstein des U-Bahn-Eingangs, die Reliefs an der Pergola, Allegorien für Kurzschluss und Funken. Auch auf die Gedenktafeln macht sie aufmerksam, wie die für Liane Berkowitz, von den Nazis hingerichtete blutjunge Widerstandskämpferin, die ebenso am Platz gewohnt hat wie Billy Wilder. Ein Leben als Untermitter: „Dritter Stock. Familie Yorck-Schulz. Eineinhalb Jahre. Ein winziges Zimmerchen mit düsterer Tapete. Wand an Wand mit einer ständigen rauschenden Toilette.“ Dort begann seine Filmkarriere, wie Wilder nur zu gern erzählte, als nämlich der Liebhaber seiner Nachbarin sich bei ihm verstecken musste und als Filmproduzent entpuppte. Aber das ist wieder eine andere Geschichte.

Eine Investition in die Zukunft, das war der Platz von Anfang an. Als Immobilienentwickler tat Georg Haberland in der boomenden Gründerzeit alles, um das neue Bayerische Viertel in Schöneberg, damals noch eine eigene Stadt, für eine wohlhabende Klientel attraktiv zu machen. Üppige Vorgärten gehörten ebenso dazu wie eine gute Anbindung; die eigens für die Anwohner gebaute U 4, vom Nollendorferplatz zum Innsbrucker Platz, ist bis heute die kürzeste U-Bahn Berlins. Als die grüne Piazza, benannt nach Kaiser Wilhelms kleiner Tochter, im Juni 1900 mit einem Sommerfest eröffnet wurde, illuminiert von Hunderten elektrischer Birnen, herrschte drum herum noch große Ode. Brachen und Baugruben satt, wo eben noch Ackerland gewesen war.

Obwohl das ganze Viertel in kürzester Zeit mit Wohnhäusern bebaut wurde, war es architektonisch keineswegs aus einem Guss. „Knuddelmuddel“ (sic) nennt Simonetta Paltrinieri das, was am



„Bin im Garten Eden“ heißt es bei der Berliner Band Sseed, die für das Video zu „Augenbling“ natürlich am Viktoria-Luise-Platz war.

Ein bisschen Frieden

Auf Berlins Straßen herrscht Ausnahmezustand? Von wegen! Ein Sommertag an Berlins schönstem und ruhigstem Platz
Von Susanne Kippenberger (Text) und Andreas Pein (Fotos)

Berliner Schwulenviertel, der in jedem Reiseführer angepriesene Winterfeldtmarkt, billige und bessere Lokale, Späts und Bars. Vor dem Metropol, dem alten Theater am Nollendorferplatz, stehen Jugendliche in langen Schlangen zum Feiern an. Diessits geht es leiser zu. „Ruhe“ wählte Fritz Encke als Arbeitstitel für seinen Platz.

Sehenswürdiges gibt es dennoch hier: das Leben. Das Betreten des Rasens ist untersagt, heißt es, ganz preußisch, am Eingang des Platzes. Auf dem Rasen selbst sind die Verbotsschilder längst verschwunden. Es hält sich eh niemand dran. Sommerhungrige lagern auf der Wiese, manche mit Campingstuhl, plaudern, lesen, braten sich, krabbeln ihren Kindern hinterher, spielen mit den Hunden, trinken, essen Eis. Gefühl hält jeder, wirklich jeder, eine Waffel von Viktoria in der Hand. Sommerferienfeeling forever. Für die Anwohner ist der Platz der Garten, den sie nicht haben.

Menschen (und ihre Tiere) bewegen sich über ihn wie über eine Bühne. Durch den großen Brunnen in der Mitte und die diagonalen Wege kann niemand schnurstracks geradeaus laufen. Das führt zu interessanten bewegten Bildern. Und das Publikum muss nicht mal Eintritt zahlen. Interessanterweise schaut kaum jemand aufs Handy. Die Menschen kommen, um miteinander zu reden, zu genießen. Und die meisten nehmen, in Berlin unerhört, am Ende sogar ihren Müll mit. Der gepflegte Platz färbt ab. Den Rest, wie Zigarettenkippen oder Taschentücher, hebt ein engagierter Herr auf seinen morgendlichen Runden auf.

Wer sich fürs Picknick eindecken will, geht zu Feinkost Lindner, am Bayerischen Platz oder am Wittenbergplatz, kauft gebratene Hühnerkeulen, Rote-Bete-Salat und, unbedingt, Mango-Vanillequark. Die Salumeria da Nino in der Geisbergstraße offeriert Antipasti auf großen Platten, alles hausgemacht. Wer's gern teurer hätte, geht ins KaDeWe. Das Edelkaufhaus liegt immer noch im Zehn-Minuten-Radius, wie so vieles, was man zum guten Leben braucht und was das Viertel rund um den Platz so lebendig macht: Kitas und Schulen, Ärzte und Apotheker, Schreibwarenläden und Schuster, Bäcker und Biomärkte, Gemüsehändler und Blumengeschäfte, Buchhandlungen und Spielplätze, Vintage-shops und Secondhandboutiquen, Sparkasse und Restaurants für jeden Geschmack. Gleich zwei gute Österreicher, ein Edelitaliener, in dem Ex-Kanzlerin

Merkel letztes Jahr mit Ex-Präsident Obama gespeist hat, kantonesische und Szechuan-Küche, deutsches Fine Dining und eine der letzten Altherliner Kneipen. In der Schöneberger Weltlaterne werden vom Aussterben bedrohte Speisen wie Hackepeter, Eisbein und Kohlroulade serviert. Direkt am Platz ein kleines Zimtschnecken-Café, neuerdings ein albanisches Restaurant und der Platzhirsch, die Osteria Ribaltona, die ihre Tische und Stühle immer weiter über den Bürgersteig wachsen lässt, italienische Fetzen schwirren durch die Luft, Trüffel wird auf Pasta gehobelt, der Brunnen rauscht. Mehr Italien geht in Deutschland nicht.

In der Zeit nach der Wende blickten die Neubewohner von Mitte, Prenzlauer Berg und Friedrichshain auf den alten Westen herab, der ihnen zu bürgerlich, nicht hip genug war. Heute suchen sie verzweifelt nach Wohnungen im unaufgeregten Schöneberg.

Das der Platz eigentlich oval ist, sieht man nur von oben. Von innen wirkt er wie eine Sonne mit Strahlen: Sternförmig gehen sechs statt der üblichen vier Straßen von ihm ab, von denen die Motzstraße die längste und schrägste ist. Je mehr Straßen, desto mehr Eckhäuser – die waren profitabler, wie Terrainentwickler Haberland verriet, der aber Spekulanten fernzuhalten wusste. Die Leute sollten kommen, um zu bleiben. Er musste nicht lange nach Interessenten für das Bayerische Viertel suchen. Neben betuchten Bildungsbürgern zogen vor allem Kulturschaffende in den Kiez. Claire Walldoff, Alfred Kerr, Gottfried Benn, Gisèle Freund, Egon Erwin Kisch, Franz Hessel...

In der später zerstörten Nummer 1 am Platz lebte Rudolf Bernauer, Theaterdirektor am Nollendorferplatz, Schauspieler, Regisseur und Librettist, in einer Zwölferzimmerwohnung. Seine Tochter schaute Albert Einstein beim Spazierengehen zu, Erich Kästner, der in der Nähe wohnte, ließ Emil und seine Detektive an der Nummer 1 vorbeiflitzen, auf der Jagd nach dem Dieb. Illustrator Walter Trier hielt die Szene samt Eckhaus fest.

Das Berlin Rudolf Bernauer Ohrwürmer wie „Das war in Schöneberg, im Monat Mai“ und „Untern Linden, Untern Linden“ verdankt, bewahrte den jüdischen Künstler nicht vor der Vertreibung. So wie Einstein und viele andere Bewohner des Bayerischen Viertels floh er ins Exil. Mehr als 6000 Schöneberger Juden wurden deportiert und ermordet.

Die Bürgersteige sind gepflastert mit Stolpersteinen. Der Anteil jüdischer Einwohner war fast doppelt so hoch wie im übrigen Berlin, schreibt Gudrun Blankenburg in ihrem Buch über das

Fortsetzung auf der folgenden Seite

PHÄNOMENOLOGIE



NO POLITICS

VON JÖRG THOMANN

Am ersten Abend, an dem unsere Reisegruppe im Besprechungsraum des Hotels in San José zusammenkam, ließ der Reiseleiter uns ein paar Ratschläge für unsere Costa-Rica-Tour zukommen. Zum Beispiel, dass wir stets pünktlich zur Abfahrt unseres Busses erscheinen und, selbstverständlich, Drogen und Prostitution meiden sollten. Außerdem: Möglichst niemals sollten wir mit unseren Mitreisenden über Politik reden. Politik nämlich, das zeige die Erfahrung, könne in der Gruppe schnell Zwietracht säen.

Kurze Zeit später sprach ich das erste Mal mit Sally.

Sally, die eigentlich anders heißt, kam aus einer Kleinstadt bei San Diego, war 68 Jahre alt und zum zweiten Mal in Lateinamerika. Zuvor hatte sie Mexiko bereist, doch dort, erzählte sie mir, habe es „nur Armut und Dreck“ gegeben. Probleme gebe es aber auch in ihrer kalifornischen Heimat, nämlich überall Obdachlose, denn die einheimischen Armen würden auf die Straße geworfen, um in den Asylen Platz „für Fremde“ zu schaffen. Überhaupt sei das ganze Land längst von Terroristen unterwandert.

Sally, nach wenigen Sätzen offensichtlich, war Trump-Fan. Den Rat unseres Reiseleiters im Ohr, beschloss ich, mit ihr nicht über Politik, ja am besten überhaupt nicht mehr zu reden. Als sie sich einmal beklagte, dass sich im Hotelzimmer außer dem – laut Sally – „Fake-News-Kanal CNN“ nur spanischsprachige Sender einschalten ließen, konnte ich mir zwar die Bemerkung nicht verkneifen, dass dies in einem spanischsprachigen Land nicht sonderlich überraschend sei, doch meine Frau rügte mich und meinte, ich sollte netter zu Sally sein. Ich verzweifelte es zu beherzigen. Als wir von einem tropischen Regenguss überrascht wurden, überließ ich Sally meine Regenjacke.

Im Laufe unserer Reise redete auch Sally selbst immer weniger über Politik. Stattdessen erzählte sie von ihrem heute 30 Jahre alten Papagei, den sie seinen Vorbesitzern, einem zerstrittenen Ehepaar, spontan auf der Straße abgekauft hatte, und von ihren über alles geliebten Hunden. Von ihrer ersten Ehe mit einem US-amerikanischen Ureinwohner, der zu viel trank und dann gewalttätig wurde, und von ihrer ebenfalls gescheiterten zweiten Ehe. Vom Krebs, der sie dreimal befiel und den sie dreimal besiegte. Wehleidig klang sie dabei nie, sondern ließ beiläufig einen Satz fallen wie: „Alle Fehler, die ich in meinem Leben gemacht habe, betrafen Männer.“ Und lachte dann bellend. Als ich in einem Lokal statt in einen vegetarischen Taco irrtümlicherweise in einen mit Fleisch biss, kommentierte sie trocken: „Die Kuh wird dir vergehen.“ Unsere Töchter begannen, Sallys Sprüche aufzuschreiben.

Eines Abends, als wir in einer einsamen Lodge im Regenwald von Sarapiquí zusammensaßen, begann Sally plötzlich zu singen. Mit rauher Altstimme trug sie einen Gospelsong vor, und als sie fertig war, erzählte sie, dass sie als junge Sängerin im Fernsehen aufgetreten sei und drei Alben aufgenommen habe. Nachdem ihr Bruder sie bedrängt habe, als junge Mutter einen ordentlichen Job zu ergreifen, habe sie mit dem Singen dann aufgehört und sei Maklerin geworden.

Eine historische Ungerechtigkeit, befand der Rest unserer Gruppe, der sich zur Wiederbelebung ihrer Karriere als Begleitchor anbot. Namensvorschlag: Sally and the Howler Monkeys. Sally und die Brüllaffen.

Erst am letzten Abend kamen wir doch noch kurz auf die US-Wahl zu sprechen. Den Vorschlag aus unserer Gruppe, sie möge sich um den 5. November herum einfach wieder auf Reisen begeben, kommentierte Sally mit ihrem bellenden Lachen.



Berliner Luft: Viktoria Eis (links) ist eine Institution am Viktoria-Luise-Platz, der von Linden umstanden ist.



Viktoria-Luise-Platz an Stilen entstand. Da Haberland ein Fan altfränkischer Architektur war, fühlt man sich an manchen Ecken nach Nürnberg versetzt. Das prächtigste Haus am Platz beherbergt bis heute den Lette-Verein, in dem Frauen schon damals eine Berufsausbildung machen konnten. Die Schüler, inzwischen auch Männer, sorgen nach wie vor für junges Flair. Alt werden die Anwohner ja von allein. Mit italienischem Tempo und Temperament führt Simonetta Paltrinieri auch in die grünen Höfe des riesigen Lette-Komplexes. Tagsüber kommt jeder hinein. Es lohnt sich.

Berühmt wurde der Lette-Verein vor allem für seine Mode- und Fotoausbildung. Die hat auch der Gründer des benachbarten Geschäfts Foto Meyer absolviert, eine Berliner Institution. Dort war das deutsch-englische Paar gerade eingekauft, ehe es sich an der Kolonnade mit seinem Baby niederließ. Die lange Steinbank macht sich gut als Wickeltisch. Sehenswürdigkeiten im engeren Sinne gibt es am Platz nicht, keine Schlösser, keine berühmten Kirchen – keine Touristenmassen. Jenseits der sechsspürigen Martin-Luther-Straße, die den Kiez wie eine Schneise durchschneidet, liegen das



Nicht im Freibad, sondern am Viktoria-Luise-Platz in Berlin-Schöneberg. Foto: Andreas Pein

FORTSETZUNG VON SEITE 41

Der Viktoria-Luise-Platz in Berlin

Bayerische Viertel, das auch „die jüdische Schweiz“ genannt wurde. „Wir waren Nachbarn“ heißt eine berührende Ausstellung im Rathaus Schöneberg, die an die Vertriebenen und Ermordeten erinnert.

Der „Ausgrenzung und Entrechtung, Vertreibung, Deportation und Ermordung von Berliner Juden“ widmet sich auch die Installation des Berliner Künstlerpaares Renata Stih und Frieder Schnock von 1993. Ein Denk-Mal, das diesen Namen wie wenige verdient. Neugierig, irritiert schauen die Passanten beim Gang durch die Straßen südlich des Viktoria-Luise-Platzes auf die Schilder, die an Laternenmasten hängen. Harmlos wirken die Bilder, gemalt im Stil von Schulbüchern, auf den ersten Blick. Auf der Rückseite entschlüsselt ein knapper Text ihre Bedeutung.

So sieht man auf der einen Seite ein schönes Brot – auf der anderen steht: „Lebensmittel dürfen Juden in Berlin

nur nachmittags von 4-5 einkaufen. 4.7.1940.“ Auf der einen Seite Musiknoten – auf der anderen: „Juden werden aus Gesangsvereinen ausgeschlossen. 16.8.1933.“ Ein Bund Radieschen – „Nur ehrbare Volksgenossen deutschen oder artverwandten Blutes können Kleingärtner werden. 22.3.1938.“ Eine Katze – „Juden dürfen keine Haustiere mehr halten. 15.5.1942.“ Eine Uhr – „Juden dürfen nach 8 Uhr (im Sommer 9 Uhr) ihre Wohnungen nicht mehr verlassen. 1.9.1939.“ Die Alltagslichkeit des Terrors trifft jeden, auch Kinder. Man begreift, wie der Boden den Menschen unter den Füßen weggezogen, das Leben unmenschlich, schließlich unmöglich gemacht wurde. Auch nach dem tausendsten Mal verfehlen die 80 Tafeln ihre Wirkung nicht. Erst recht in diesen ausgewählten Zeiten.

Der Viktoria-Luise-Platz selbst hat vergleichsweise Glück gehabt, wurde nur zum Teil in Trümmer gelegt. Vor

der Zerstörung durch die Nachkriegszeit hat ihn Klaus von Krosigk gerettet. Als der Gartenkmalpfleger Ende der 1970er-Jahre nach Berlin kam, war der Viktoria-Luise-Platz, Ergebnis einer „Modernisierung“, nur noch ein Bolzplatz mit zwei Wegen, wie von Krosigk erzählt. Bevor der grüne Ort, wie geplant, noch weiter verschlimmbessert werden konnte, stellte er ihn schnell unter Denkmalschutz; peu à peu wurde er wieder in seinen historischen Zustand versetzt. Seit Anfang der 1990er sprudelt auch das Wasser wieder.

Nur wenig könnte den Frieden stören. Eine fortschreitende Gentrifizierung zum Beispiel, der zuletzt ein Gartenlokal zum Opfer fiel. Oder wenn Sie jetzt anfangen, plump vertraulich vom „Vicky“ zu reden, wie es manche tun. Billy Wilder schauderte es vor solchen Berliner Abkürzungen, nicht mal Ku'damm ließ er gelten. Demnächst würden die Leute anfangen vom Potsdamer Platz als Po zu reden. Nein: Viktoria-Luise-Platz. So viel Zeit muss sein.

Führungen Im Oktober wird Simonetta Paltrinieri wieder über den Viktoria-Luise-Platz führen. Termine unter: www.stattreisenberlin.de/

Brendan Nash führt auf Englisch durch Christopher Isherwoods Berlin der 1920er- und 1930er-Jahre rund um den Nollendorfpark, wie der Brit in „Cabaret“ verarbeitet hat. www.isherwoods-neighborhood.com/

Auch das Museum Tempelhof-Schöneberg bietet Touren an, z.B. Alternatives Schöneberg (28. September) und am 22. September: Jüdisches Leben im Bayerischen Viertel. museen-tempelhof-schoeneberg.de/bezirkstouren/

Ausstellung Im Rathaus Schöneberg erinnert die Ausstellung „Wir waren Nachbarn“ an die vertriebenen und ermordeten jüdischen Anwohner. (wirwarennachbarn.de/)

Im Café Haberland über dem U-Bahnhof Bayerischer Platz widmet sich eine weitere Ausstellung der Geschichte des Viertels (quartierbayerischerplatz.de)

Mehr zu den Orten des Erinnerns unter www.stih-schnock.de/remembrance.html

Im Hotel Sachsenhof stieg der Dieb in „Emil und die Detektive“ ab, lebte Else Lasker-Schüler von 1924 bis zu ihrer Flucht 1933 – heute schlicht und praktisch. Motzstraße 7. Doppelzimmer ab 95 Euro. (hotel-sachsenhof-berlin.de)

F.A.Z.-Vorteilswelt
Exklusiv für Abonnenten



Hessens schönste Blütenpracht: Das Fürstliche Gartenfest 2024

Wir verlosen 25 x 2 Tickets für das Fürstliche Gartenfest auf Schloss Wolfsgarten vom 20. bis 22. September 2024.

Traditionen wollen gepflegt werden: Die Fürstlichen Gartenfeste zählen seit Langem zu den am schnellsten erwarteten Veranstaltungen im Eventkalender der Unternehmensgruppe Prinz von Hessen und gleichzeitig zu den renommiertesten Gartenschauen Deutschlands. Seit gut zwei Jahrzehnten sind sie nicht nur Treffpunkt für (Hobby-) Botaniker, Gärtner und Pflanzenliebhaber, sondern spenden auch wertvolle Inspiration für jeden grünen Daumen.

Gleich im Onlineservice anmelden und Angebot sichern: vorteilswelt.faz.net



DAS FÜRSTLICHE
GARTENFEST

In Kooperation mit:

*Sie sind noch nicht registriert? Unter faz.net/online-service erhalten Sie alle Informationen, die Sie für Ihre Erstanmeldung benötigen. Teilnahmeschluss des Gewinnspiels ist der 8. September 2024. Die Teilnahme ist ausschließlich über die F.A.Z.-Vorteilswelt unter vorteilswelt.faz.net möglich. Mitarbeiter der Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH und der beteiligten Kooperationspartner sowie deren Angehörige sind teilnahme-, aber nicht gewinnberechtigter. Keine Barabgeltung. Eigene An- und Abreise. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Wer sagt denn das?

Goethe, Kafka und Wilhelm Busch: In der Tourismuswerbung wird gern mit falschen Zitaten geworben. Und manchmal liegen Italien und Österreich in Slowenien. Ein Versuch der Klärung.

„Nur wo du zu Fuß warst, bist du wirklich gewesen“

Dieses Goethe-Zitat kennen wohl alle, die einmal etwas übers Wandern gelesen. Weise, weise, der Geheimrat. Aber wo hat er das wohl geschrieben? Im „Faust“? Im „Werther“? Oder hat Goethe das überhaupt nicht geschrieben?

Und siehe da, es ist ein sogenanntes Kuckuckszitat. Fein aufgedrösel hat das Gerald Kriehofers, ein österreichischer Karl-Kraus-Experte, der einen Blog zum Thema „Falschzitate“ führt; wissenschaftlich belegt und unterhaltsam. Kriehofers schreibt, das Bonmot sei erst im 21. Jahrhundert Johann Wolfgang von Goethe untergeschrieben worden. Es „ist in seinen digitalisierten Werken so wenig wie in relevanten Lexika zu finden“. Im Spiegel taucht es 2014 als Goethe-Zitat in einer Reportage über den Lahnwanderweg auf. Dieser habe Goethe einmal über Liebeskummer hinweggeholfen, schreibt die Autorin. Zwar räumt sie ein, Goethe sei diesen Weg auf keinen Fall gegangen, „denn die Klamm wurde erst 1910 begehbar gemacht. Doch ist man den Lahnwanderweg gegangen, versteht man den Satz von Goethe: „Nur wo du zu Fuß warst, bist du auch wirklich gewesen.“ „Anno dazumal“ habe das Goethe aufgeschrieben, hieß es 2015 in der „Stuttgarter Zeitung“, die „NZZ“ fällt 2017 darauf herein, die „taz“ 2020. Der österreichische Reiseveranstalter ASI machte sich das Motto „Nur wo du zu Fuß warst, warst du wirklich“ in den 1990er-Jahren zu eigen, entwickelt wurde es gemeinsam mit einer „Kreativagentur“, wurde uns auf Anfrage mitgeteilt. Bis heute steht es auf T-Shirts und Jacken der Wander- und Trekking-Guides – allerdings ohne die Goethe-Zuschreibung. Da kann man nur sagen: „Goethe war gut. Man der konnte reimen“ – das textete Rudi Carrell 1978. Wirklich.

„Wege entstehen dadurch, dass man sie geht.“

Inhaltlich ist dieser Satz richtig. Unstrittig sei, „dass dieser Satz von Kafka stammt“, heißt es in einem Blog. Aber recht verzweifelt fügt die Autorin an, sie habe nicht herausfinden können, „aus welchem Text oder Zusammenhang dieses Zitat von ihm stammt“. Und ob jemand helfen könne? Eine Nutzerin antwortet, sie habe „den Aphorismus in einer wissenschaftlichen Arbeit verwenden wollen und habe „selbst eine intensive Literaturrecherche betrieben“ und sich an die Deutsche Kafka-Gesellschaft gewandt. Ergebnis: Dieses Zitat sei an keiner Stelle schriftlich belegt und sei daher „als fiktionale Zuschreibung an Kafka zu verstehen“, aber nicht „echt“.

„Drum Mensch sei zeitig
weise! Höchste Zeit ist's!
Reise, reise!“

Dieser Satz, angeblich von Wilhelm Busch wird gern in Reiseblogs und Reisetexten zitiert. Die Satzmelodie stimmt, aber auch hier gilt: „Also lautet ein Beschluss: Dass der Mensch was lernen muss.“ Kriehofers hilft weiter. Seit 1962 werde dieser Spruch Wilhelm Busch untergeschoben, manchmal als Fortsetzung zweier Verse, die tatsächlich von ihm stammten: „Eins, zwei, drei im Sauseschritt läuft die Zeit, wir laufen mit.“ Danach folgen einige Klagen darüber, wie schnell das Leben vorbei sei, und zum Abschluss jene Aufforderung zum Reisen. Aber einen Beleg für die Richtigkeit des Spruchs gibt es nicht. Schade, er klingt aber auch zu schön.

„Die Gegenden von
Salzburg, Neapel und
Konstantinopel halte
ich für die schönsten
der Erde.“

Das soll der Vielreisende Alexander von Humboldt gesagt haben. So steht es jedenfalls geschrieben – auf einer Marmortafel am Mönchsberg in Salzburg. Jedoch: Das Zitat soll aus einem undatierten Brief an Bergrath Mielichhofer stammen. Aber dieser Brief wurde nie gefunden. Und Humboldt lebte

zwar ein halbes Jahr in Salzburg, war aber nie in Konstantinopel – es fehlte dem Wissenschaftler also der Vergleich. Und Kriehofers enttarnt auch den Satz „Die Welt ist ein Buch, und diejenigen, die nicht reisen, lesen nur eine Seite“ als ein Pseudo-Augustinus-Zitat.

„Real is Beautiful“

Gemogelt wird aber nicht nur bei Texten, sondern auch bei Fotos und Videos (und wir reden noch gar nicht von KI). Die staatliche Tourismusbehörde von Litauen warb mit Landschaftsbildern für das baltische Land – und fast die Hälfte der Bilder stammten aus anderen nordischen und osteuropäischen Ländern. Die Werbeagentur hatte sogenannte Stockfotos verwendet, also Archivmaterial, das irgendwie nor-



In der chinesischen Region Xiapu inszenieren Schauspieler für Touristen eine Art Authentizität, die Reisende offenbar reizt. Foto: Gilles Sabrie/NYT/Laif

den. Dabei gäbe es in Österreich genug Burgen und Schlösser. Slowenien jedenfalls muss offensichtlich keine Agentur beauftragen. Es wird auch ohne weitere Kosten beworben, mal in Italien, mal in Österreich.

Dabei sind solche Fehler leicht zu vermeiden. Und die Chinesen zeigen, wie es geht. Nicht nur dass sie reale Orte, wie etwa Hallstatt, einfach zu Hause nachbauen. Unlängst fand der Fotojournalist Gilles Sabrie einen Ort, der touristische Klischees in die Realität zurückführt. In der chinesischen Region Xiapu inszenieren Schauspieler für Touristen die Art von Authentizität, die Reisende offensichtlich suchen. Einheimische werden dafür bezahlt, Wasserbüffel über malerische Felder zu treiben, sie fahren als „Fischer“ mit Ruderbooten über Seen, und damit es auch romantisch wirkt, verbrennen Statisten Stroh, dessen Dunst über die Szene zieht. Ein bisschen Piefke-Saga auf Chinesisch, mit dem Unterschied, dass ganze Busladungen halb professioneller Fotografen dafür angekart werden, teilweise gegen Bezahlung.

Dasselbe passierte den Philippinen, das Tourismusministerium warb in seinem Video „Love the Philippines“ mit Aufnahmen aus anderen Staaten. Zu sehen waren laut eifriger Rechercheur Reisterrassen in Indonesien, die Silhouette eines Fischers in Thailand, die Landebahn eines Flughafens in der Schweiz und Sanddünen in den Vereinigten Arabischen Emiraten. Die Tourismusbehörde war „empört und zutiefst enttäuscht“ und kündigte der verantwortlichen PR-Agentur.

Bella Italia erzielte dasselbe Schicksal. Die Enit, das italienische Fremdenverkehrsamt, lancierte 2023 die Imagekampagne „open to meraviglia“. Offen für Wunder. Einige Betrachter wunderten sich nicht schlecht. Da prosteten sich junge Leute bei einer Weinprobe zu, typisch italienisch. Nur: Gedreht wurde in Slowenien, zugestrotzt mit slowenischem Wein. Auf der Website wurden die Namen der Städte ins Deutsche übersetzt. Brindisi in Apulien wurde zu Toast, also dem Zuprosten. Was besonders lustig ist, weil „fare un brindisi“ tatsächlich bedeutet, auf jemanden einen Trinkspruch ausbringen. Der Ortsname hingegen stammt von den Illyrern und heißt: Hirschkopf. Das toskanische Prato wurde zu Rasen und das apulische Salve zu, genau: Hallo. Weniger lustig: Für den Scherz hat eine PR-Agentur neun Millionen Euro bekommen.

Apropos Agenturen: Eine Salzburger Agentur hat für Obertauern einen Wintersportspot gedreht. James Bond mit Laiendarstellern, auf der Suche nach dem Schnee, „The Snow Hunt“ heißt der „90-Sekunden-Thriller“. „Im Herzen der österreichischen Alpen, tief verborgen vor den Blicken der Öffentlichkeit, existiert ein geheimnisvolles Ministerium. Das Ministerium für Schneesicherheit, das über das Schicksal der Wintersaison

im Land entscheidet.“ Und weiter heißt es in der Ankündigung: „Unter der Regie von Michael Plamberger wurden drei Nächte und Tage in Obertauern gedreht.“ Wir haben bei der Agentur nachgefragt: „Ja genau, die Kampagne haben wir komplett konzipiert und produziert. Die meisten Szenen haben wir direkt in Obertauern gedreht. Die Anfangsszene, der Sitz des „Ministeriums für Schneesicherheit“, haben wir in der Innenstadt von Salzburg gedreht.“ In Obertauern gedreht? Feixend meldete sich auf Social Media ein Nutzer mit einem Kommentar. Es sei ganz fantastisch, dass hier das Predjama-Schloss in Slowenien beworben werde. Auf Nachfrage räumt die Agentur ein: „Da wir nicht die richtige Location gefunden haben, haben wir tatsächlich für diesen einen Shot auf Stock Footage zurückgegrif-

fen.“ Dabei gäbe es in Österreich genug Burgen und Schlösser. Slowenien jedenfalls muss offensichtlich keine Agentur beauftragen. Es wird auch ohne weitere Kosten beworben, mal in Italien, mal in Österreich.

Dabei sind solche Fehler leicht zu vermeiden. Und die Chinesen zeigen, wie es geht. Nicht nur dass sie reale Orte, wie etwa Hallstatt, einfach zu Hause nachbauen. Unlängst fand der Fotojournalist Gilles Sabrie einen Ort, der touristische Klischees in die Realität zurückführt. In der chinesischen Region Xiapu inszenieren Schauspieler für Touristen die Art von Authentizität, die Reisende offensichtlich suchen. Einheimische werden dafür bezahlt, Wasserbüffel über malerische Felder zu treiben, sie fahren als „Fischer“ mit Ruderbooten über Seen, und damit es auch romantisch wirkt, verbrennen Statisten Stroh, dessen Dunst über die Szene zieht. Ein bisschen Piefke-Saga auf Chinesisch, mit dem Unterschied, dass ganze Busladungen halb professioneller Fotografen dafür angekart werden, teilweise gegen Bezahlung.

„Ich war noch nicht
überall, aber es steht auf
meiner Liste.“

Mit diesem schönen Zitat wollen wir enden. Es ist ausnahmsweise echt, nur kennt kaum jemand den Zusammenhang. Die US-amerikanische Intellektuelle Susan Sonntag, keine klassische Reiseautorin, hat diesen Satz geschrieben, der als die ultimative Bucket-Liste gilt. Als Reiseempfehlung wird Sonntag es nicht gemeint haben, aber wo ist es zu finden? 1977 schrieb Sonntag einen kurzen fiktionalen Text für den New Yorker. „Unguided Tour“ spielt in einer ungenannten europäischen Stadt, in der zwei Menschen ziellos herumstrawenzen. Es beginnt mit einer Aufbruchsstimmung: „I took a trip to see the beautiful things. Change of scenery. Change of heart.“ Die Autorin hat die Geschichte 1983 verfilmt als „Letter from Venice“. Im mühsam anzusehenden Beziehungsepos wird in Venedig bedeutungsvoll hin- und hergegangen. Mal getanzt, als wären wir beim Gattopardo. Und in der Schlusssequenz findet sich dieses Zitat: *Ever-ywhere. I've been every-where. I haven't been every-where, but it's on my list. Land's end. But there's water. O my heart. And salt on my tongue. The end of the world. This is not the end of the world.*

Die echten Zitate sind doch die schönsten. Barbara Schaefer

Eigentlich war ich fit und vorbereitet auf diese Tour. Und dann wird mir doch mulmig, als ich durch Cusco laufe. In der alten Inkastadt geht es viel auf und ab, durch enge Gassen, und die Luft ist dünn auf 3400 Meter Höhe. Jedem Cusqueño, der mich fragt, was ich vorhabe, erzähle ich stolz: Choquequirao. Die Reaktionen ähneln sich: ein prüfender Blick auf meinen Körper, ein halb bewundernder, halb mitleidiger Satz im Stile von „Na, da hast du dir ja was vorgenommen“. Aber da war es bereits zu spät für einen Plan B. Der Trek war gebucht.

Man sagt, Choquequirao sei die letzte Bastion der Inka gewesen. 36 Jahre bekämpften sie die spanischen Invasoren, bis der letzte Inkaherrscher, Túpac Amaru, 1572 gefangen genommen und öffentlich hingerichtet wurde. Doch Choquequirao blieb den Conquistadores verborgen, zumindest wird die Stadt nirgendwo in ihren Aufzeichnungen erwähnt. Hoch in den Bergen, einem Kondorhorst gleich, eigentlich ein Wahnsinnsbau. Terrassen krallen sich an Steilhänge. Dreitausend Meter tiefer brandet der Apurímac-Fluss durch eine enge Schlucht, tausend Meter höher thronen schneebedeckte Andengipfel. Am strahlend blauen, mit Schäfchenwolken getupften Himmel drehen Kondore ihre Runden, auf der Suche nach Kadavern von Tieren, die außer Tritt kommen und zu Tode stürzen.

Perus Tourismusbehörde Promperú, die den Besucherstrom im überlaufenen Machu Picchu etwas entzerren möchte, bewirbt Choquequirao als „kleine Schwester von Machu Picchu“. Das ist Unsinn: Choquequirao ist nicht kleiner, sondern größer als Machu Picchu. Die Stadt hat nichts von der verspielten Grazie Machu Picchus. Choquequirao strahlt eine archaisch anmutende Monumentalität aus und wirkt wie Stein gewordener Dialog zwischen der Macht der Natur und des Menschen. Und während täglich bis zu 4000 Menschen Machu Picchu besuchen, sind es in Choquequirao keine 30.

Promperú wollte vor 20 Jahren eine Seilbahn hinauf nach Choquequirao bauen. Die Investition war höchst umstritten – wegen der Kosten, wegen der Umweltfolgen und weil sich die bitterarmen Anwohner, die heute dank dem Trekkingtourismus ein Auskommen haben, heftig dagegen wehrten. Seither hatte Peru neun Präsidenten, irgendwann verschwanden die Pläne in einer Schublade. Und Choquequirao muss, wie zu alten Inkazeiten, zu Fuß erobert werden. Der Weg führt durch eine der tiefsten Schluchten der Erde, den Apurímac-Canyon.

Wir sind zu fünft, plus Koch mit Küchenhilfe und fünf Maultieren, die unser Gepäck tragen. Vorneweg: Wanderführer Juan Carlos. Am ersten Tag geht es steil bergab, bis zum wild rauschenden Apurímac-Fluss. Dann weiter über eine Brücke, die oft von eisigen Windböen durchgeschüttelt wird wie eine Hängebrücke. Und anschließend 2000 Höhenmeter wieder hoch. Tagtäglich rinnt der Schweiß in Strömen, in den sternklaren Nächten sinkt die Temperatur oft unter den Gefrierpunkt. Manchmal weicht der Regen die Erde so auf, dass Teile des Hangs mit großem Gerumpel in die Tiefe abrutschen. Kein Vergleich zu Machu Picchu, wo man bequem mit Zug und Bus hinkommt. Choquequirao muss man sich erkämpfen. Dabei kommt jeder irgendwann an seine Grenzen.

Die Brasilianerin Elizângela erwischte es am zweiten Tag. „Darauf war ich nicht vorbereitet“, sagt die korpulente Mittfünfzigerin und massiert ihren Fuß. Die Zehen rot, an der Ferse eine Blase. Den letzten halben Kilometer bergauf nach Marampata trug sie ein Maultier. Sonst



Choquequirao mit eigenen Augen zu sehen hat seinen Preis: Vier Tage anspruchsvolles Trekking durch die Berge Perus führen zu der Inkastadt.
Foto Sandra Weiss

Machu Picchu unbekanntes Schwester

Die Inkastadt Choquequirao in Peru besuchen nur wenige Touristen. Sie thront hoch über dem Apurímac-Canyon, und die viertägige Wanderung hat es in sich.

hätte sie es wohl nicht geschafft. Die Französin Audrey liegt derweil ausgestreckt und bewegungslos auf dem Boden vor ihrem Zelt. „Wir versuchen, mit ihr als Attrappe einen Kondor anzulocken für ein Foto“, scherzt Elizângela. Der Amerikaner Rob ist zerstoichen von Sandfliegen und Moskitos. Er hatte – im Vertrauen auf sein Insektenspray – beim Aufstieg das schweißnasse T-Shirt ausgezogen – trotz der Warnungen des Führers Juan Carlos.

Eric erwischte es am dritten Tag beim Abstieg von Choquequirao. Der durchtrainierte Anwalt aus den Vereinigten Staaten beißt die Zähne zusammen. Aber sein Knie schmerzt bei jedem Schritt, er fällt zurück. Juan Carlos kramt nach einer Salbe, die nach Kampfer und Eukalyptus riecht, und feuert Eric an. Wir alle wissen: Es gibt keinen Plan B. Nicht einmal Motorräder können die schmalen und steilen Geröll-Bergpfade bewältigen, und für einen Helikopter ist die Schlucht viel zu eng. Bergab darf man auch kein Maultier benutzen – das Sturzrisiko ist zu groß. Wer hier nicht mehr aus eigener Kraft herauskommt, muss getragen werden.

Meine Krise war gleich am ersten Tag. Beim Bergabwandern auf der schattenlosen Südsseite der Schlucht. „Easy peasy“ sei der erste Tag, hatte Juan Carlos gesagt. Von wegen. Es geht zwar nur acht Kilometer bergab, aber mit jeder halben Stunde knallt die Höhensonne unerträglich. Bald ist das Hemd durchgeschwitzt. Der helle Boden reflektiert die Strahlen, der Sand setzt sich in alle Poren. Das Geröll auf dem schmalen Pfad erfordert hohe Konzentration – dabei möchte man doch lieber die Landschaft genießen. Das um diese Jahreszeit rosa blühende Andragras, die schneebedeckten Gipfel des Padreyoc, den mäandernden Fluss tief unten in der Schlucht.

Irgendwann sind die zwei Liter Tagesvorrat Wasser aufgebraucht. Erschöpfung frisst sich in die Glieder, der Kopf wird heiß. Ich falle zurück; die anderen verlieren sich hinter den Haarnadelkurven. Der Bruchteil einer unkonzentrierten Sekunde reicht, um auf einem losen Stein abzurutschen und umzukicken. Zum Glück gibt es einen kleinen Wasserfall, in dem ich Arme und Gesicht benetze.



ze und den Hut mit dem eiskalten Gletschereiswasser durchtränkte. Eine halbe Stunde später bin ich im Zeltlager Chiquisca, dem Ziel der ersten Etappe. Dort gibt es Toiletten, zwei Duschen, einen überdachten Essplatz und sogar einen kleinen Kramladen – wahrer Luxus in der Wildnis.

Eine Schmerztablette, eine Dusche und Juan Carlos' Wundersalbe verschaffen Linderung. Ein Drei-Gänge-Menü, das Koch Roberto auf zwei Gaskochern in einem Schuppen zaubert, schmeckt nach dem anstrengenden Tag besser als jedes Sterne-Dinner in Lima. Alle sind

erschöpft, wir waren fünf Stunden unterwegs statt der geplanten drei. „In dem Tempo braucht ihr morgen acht Stunden“, sagt Juan Carlos. Ich verschlucke mich fast an der Schokobanane, die es zum Dessert gibt. Wir beschließen, am nächsten Morgen schon um fünf Uhr zu starten, um die Morgenkühle zu nutzen. Kurz vor dem Einschlafen verfluche ich meine Abenteuerlust.

Ein gut gelaunter Juan Carlos weckt uns am nächsten Morgen um 4.30 Uhr mit einem heißen Kokate. Der soll wach machen und kräftigen. Wir gießen ein kleines bisschen ins Gras, so wie es die Andenvölker bis heute tun, als Huldigung an Pachamama, Mutter Erde. Vielleicht beschwichtigt es ja auch die Apus, die mächtigen Berggötter der Inkas. Der Schmerz im Knöchel ist auf jeden Fall weg.

Als wir loslaufen, ist es noch dunkel, die Stirnlampen wippen wie Glühwürmchen durch die Nacht. Noch geht es bergab. An der Hängebrücke von Playa Rosalina dämmert es. Tief unter uns rauscht der Fluss durch den engen Canyon, die Strömung ist schwindelerregend. Bis vor ein paar Jahren musste man sich an einer Art Flaschenzug herüberhängeln, nachdem der Apurímac die alte, tiefer liegende Brücke weggerissen hatte.

Dann beginnt der Aufstieg. Jeder marschiert die Serpentin schweigend in seinem eigenen Rhythmus. Eine Art meditativen Gehen, immer wieder kurze Pausen, einen Schluck Wasser für die staubtrockene Kehle. Es zahlt sich aus, dass wir so früh losgegangen sind. Diese Seite des Berges liegt noch lange im Schatten. Erst kurz nach zehn, als wir das Etappenziel Marampata fast schon erreicht haben, holt die Sonne uns ein. Fünfeneinhalb Stunden sind wir an diesem Tag unterwegs. Viele Gruppen machen in Marampata nur eine kleine Pause und

wandern die fehlenden zwei Stunden bis zu den Ruinen von Choquequirao. Ich bin froh um den freien Nachmittag.

Marampata ist ein schmuckes Bergdörfchen. Mit seinen Holzhäusern und den blühenden Gärten erinnert es ein bisschen an die Alpen. Maultiere weiden an den Abhängen, Kinder spielen barfuß Fangen. „Mein Vater war einer der Letzten, die vor 30 Jahren hier weggingen“, erzählt Raúl, der Inhaber des Zeltplatzes. Er selbst wurde in Cachora groß, dem letzten Dorf im Tal vor Beginn des Treks. „Heute leben hier 32 Familien, es gibt Arbeit und sogar wieder eine Grundschule“, fährt der 39-Jährige fort, während er ein paar Bohnen ausspült. „Alles dank dem Tourismus.“ In den Achtzigerjahren herrschte in Peru ein blutiger Krieg zwischen der maoistischen Rebellenbewegung Leuchtender Pfad und dem Staat. Zwischen den Fronten aufgerieben wurde vor allem die Landbevölkerung. Diktator Alberto Fujimori besiegte den Leuchtenden Pfad, doch zum Preis einer kleptokratischen Autokratie. Erst im Jahr 2000 kehrte die Demokratie zurück – und mit ihr kamen auch die Archäologen zurück nach Choquequirao. Noch immer sind sie vor Ort. Gerade einmal ein Drittel haben sie bis heute freigelegt.

Und ja, es hat sich gelohnt, denke ich, als ich früh am nächsten Morgen auf dem kreisrunden Zeremonienplatz von Choquequirao stehe. Die Kulisse ist ein atemberaubendes natürliches Amphitheater: gegenüber schneebedeckte Andengipfel, tief unten der Apurímac, rechts die Paläste der alten Inkastadt im Morgendunst. Kurze Zeit später bahnt sich die Sonne ihren Weg und taucht den Ort in goldenes Licht. „Wiege des Goldes“ heißt Choquequirao übersetzt. Manche Forscher führen das auf die Goldminen zurück, die es in der Gegend gibt. Bis heute ist nicht klar, welche

Funktion die Stadt, die wahrscheinlich vom Inkaherrscher Pachacútec im 15. Jahrhundert erbaut wurde, wirklich hatte: War sie Residenz? Ein Marktplatz, ein Kontrollpunkt? Oder vielleicht astronomisches Observatorium und Zeremonienstätte, an der die Inka der Sonne und dem Wasser huldigten?

Wie in allen Inkastädten herrscht in Choquequirao Harmonie zwischen Natur und Architektur. Jeder Zentimeter bebaubarer Grund wurde klug genutzt. Es gibt Aquädukte und Brunnen für die Wasserversorgung. Terrassen zum Anbau – alle paar Höhenmeter herrscht ein Mikroklima, in dem andere Pflanzen gedeihen. Es gibt Getreidespeicher, in denen die Temperatur deutlich kühler ist als draußen. Und am Osthang die Lamaterassen, die einzigartig sind im Inkareich und wahrscheinlich von den Chachapoya gebaut wurden, einem unterworfenen Volk aus der Amazonasregion.

Es sind zwei Dutzend Lamas, jedes anders, ein Mosaik aus hellen Steinen, die sich klar vom dunkelgrauen Grund abheben. Das Lama ist den Andenvölkern heilig. Es trägt Lasten, gibt Milch, Fleisch und Wolle. Viele der Terrassenmauern sind bis heute überwuchert von Würgefeigen, Palmen und Baumfarn. Als die Inka besiegt waren, wurden ihre Städte verlassen. Erst drei Jahrhunderte später machten sich Abenteurer aus aller Welt wieder auf die Suche nach ihnen. Der erste, der 1909 in Choquequirao ankam, war der US-Amerikaner Hiram Bingham, der spätere Entdecker von Machu Picchu. Auch er litt, auch er war begeistert: „Keine Fotografie gibt auch nur einen schwachen Eindruck von der Schönheit und Großartigkeit dieses Ortes“, schrieb er.

Zwei Tage später ist unsere kleine Wandergruppe zurück am Ausgangspunkt. Stolz und erschöpft – und mit der Vorfreude auf eine heiße Dusche in Cusco, Internet und einen kalten Pisco Sour.
SANDRA WEISS

■ NACH CHOQUEQUIRAO

Anreise Transatlantikflug von Europa nach Lima mit ein oder zwei Zwischenstopps, ca. 1000 Euro/Person. Von dort weiter mit den Fluglinien Latam, Jet oder Sky nach Cusco, rund 200 Euro. **Choquequirao-Trek** Es gibt zwei Einstiege, Villa Los Loros oder Cachora (populärer). Sie sind rund drei Stunden Autofahrt von Cusco entfernt. Der Pfad ist gut erkennbar, hat kaum Abzweigungen und kann auch ohne Führer gegangen werden. Allerdings muss man dann die komplette Ausrüstung inklusive Zelt selbst tragen oder ein Maultier vor Ort dazubuchen. Organisierte Touren ab ca. 350 Euro/Person je nach Länge. Anbieter z. B. Salkan-tay-Trekking, Trexperience oder Apus Peru (meist englischsprachig). Am besten in der Trockenzeit von Mai bis September starten.

Unterkunft In Zelten. Nur in Marampata gibt es einfache Hütten (gegen Aufpreis). Manche Zeltplätze haben Solarstrom und warmes Wasser und Steckdosen zum Aufladen von Elektrogeräten. **Weitere Infos** Die Eintrittsgebühr beträgt 15 US-Dollar. Genaueres zur Route unter alltrails.com/lists/choquequirao-trek. Allgemeine Informationen zum Reiseland Peru unter promperu.de/tourismus/

Färben geht leider ein bisschen auf den Rücken“, sagt Tadaaki und schöpft mit einer Kelle etwas Schlamm aus dem Tümpel. Er tunkt eine Hand in die grauschwarze Masse, zerreißt sie. Mit dieser eisenhaltigen Substanz färbt er die langen Seidenfäden, aus denen später Amami Ōshima Tsumugi gewoben wird – ein federleichtes Gewebe mit filigranen Mustern, ähnlich berühmt wie persische Teppiche oder Gobelintapeten. Ein Stück dieser „wahren Seide“ (Shōken) wurde 1970 sogar in der Zeitkapsel zur Osaka Expo vergraben, 15 Meter unter der Erde am Osaka Schloss.

Wir stehen auf der Insel Amami Ōshima, hinter einem schlichten Holzhaus im Schilf. Es duftet nach Wald. Vögel piepen. Hier lebte einst der Maler Tanaka Isson, der „Gauguin Japans“. Heute ist dieser Ort die Färbestelle von Tadaaki. Er ist eine von nur 600 Personen, die überhaupt noch wissen, wie man Tsumugi – ein anderes Wort für Stoff – mit einer Methode herstellt, die bis zur Nara-Periode (710 bis 794) zurückreicht. Die meisten Weber und Färber sind über 70, er ist mit 42 Jahren einer der jüngsten.

Die Insel Amami-Ōshima liegt zwischen Kyūshū und Okinawa, der südlichsten der großen japanischen Inseln. Etwa 70.000 Menschen leben hier. Das Klima ist subtropisch, die Meeresregion

reich an Korallen, und aufgrund der von den Hauptinseln Kyūshū, Honshu oder Hokkaido abgeschiedenen Lage konnte sich eine eigene Kultur mit einmaligem Handwerk entwickeln, ähnlich reich wie die Flora und Fauna, die Amami den Spitznamen „Galapagos Japans“ einbrachte. Berühmtester Vertreter der endemischen Arten ist wohl das braunschwarze Amami-Kaninchen, ein nicht gerade mit Schönheit geschlagenes nachtaktives Geschöpf, das sich naturgemäß ungern zeigt.

Der Shimebata-Webstuhl rattert im hinteren Bereich des Ladens. Ganze zwei Wochen braucht Tadaaki, um einen Meter zu weben. Vor ihm saß hier sein Vater. Vorletztes Jahr feierte das Familienunternehmen 40. Jubiläum, das Handwerk wird seit acht Generationen in der Familie ausgeübt. Trotzdem studierte Tadaaki zunächst Computergrafik an der Universität, bevor er mit 21 das Digitale gegen das Analoge tauschte. „Alles, was ich tue, ist Handarbeit“, sagt er, auf einem Klavierhocker sitzend. „Ich liebe es. Ich webe jeden Tag bis Mitternacht.“ Zahlreiche Arbeitsschritte, insgesamt über 50, sind notwendig, bis er sich an einen der über 70 Jahre alten Webstühle setzen kann. Da wäre der Farbplan, Sekkeizuan, der festlegt, wo genau die bis zu einer Million Punkte auf dem Seidenfaden sitzen müssen, damit die komplexen Muster entste-

Feiner gehts nicht

Tadaaki Hajime bewahrt auf der japanischen Insel Amami-Ōshima ein sehr altes Handwerk – die Herstellung von Tsumugi, einer der edelsten Seidensorten der Welt.



Präziser kann Handarbeit kaum sein: Tsumugi
Foto Hajime-Shoji

hen. Der Färbeprozess, der mittels Abbinden und Eintunken der Fäden vollzogen wird, muss bis 80 Mal wiederholt werden, damit die Farben Silber bis Schwarz entstehen. Auch andere Stoffe kommen zum Einsatz, etwa brauner Zucker, was den Fäden goldene Farbe verleiht, oder Guave, Wein oder die Blätter der heimischen Momotana-Pflanze. Die Seidenfäden werden aus Kyoto importiert, mehr noch als sie schätzt Tadaaki allerdings Kaschmir. Er webt traditionelle Muster wie etwa das Fischaugenmotiv mit vielen kleinen Kreuzen oder das der Schneekristalle, das blumenhaft aussieht, oder er erfindet neue. „Ich stelle sie mir vor, wenn ich die Natur ansehe.“

Lisa Onaga, Wissenschaftshistorikerin mit Schwerpunkt Biologie und Technik-

geschichte, verbrachte 2022 Zeit auf der Insel und forschte für das Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte über diese besondere Seide. Sie sagt: „Auf der einen Seite zeugen die floralen, tierischen und grafischen Muster der Textilien von der reichen Blüte der Natur und dem Ökosystem der Insel. Auf der anderen Seite folgen die Textilproduzenten strikten Vorgaben, um technische Standards zu erhalten, doch die Designs werden auch durch ihre Kreativität am Leben gehalten, denn nichts steht still in der Zeit.“

War Tsumugi ursprünglich ausschließlich für Kimonos gedacht, findet Tadaaki neue Verwendungen für das alte Handwerk. Er zeigt die Arbeiten für ein Kunstprojekt, für das er Seide mit Washi-Papierstreifen verwebt. Einen Schal aus Sute-Mimi-Leinen, Webänder, die eigentlich „Abfall“ sind. In seinem Laden finden sich Tsumugistoffe unter Glas. 2022 wurde er eingeladen, in New York die Bezüge für einen personalisierten Ferrari Roma herzustellen. Tadaaki benutzte antike Kimonos, zerschnitt sie, färbte mit Indigo. Diese traditionelle Form des Upcyclings wird Sakiori-Stoff genannt oder auch Amamifuru.

Amami-Ōshima ist reich an Geschichten. Eine davon besagt, dass die Kimonos von dort die Seele ihres Trägers schützen. „Die Schlammfarbe hat zumindest

den Effekt, das Gemüt zu beruhigen. Sie ist gut für Unterwäsche oder in Pyjamas“, sagt Tadaaki lächelnd. Wir gehen durch das kleine Ladengeschäft, betrachten die Ballen Stoff, die Portemonnaies und Schlipse, die Schalen. „Das da hinten sind iPad-Hüllen“, sagt er. „Es gab auch mal einen Weber, der hat Handtaschen gemacht. Aber der hat nach Corona aufgegeben.“ Die Muster der Stoffe müssten jeden Mathematik- oder Mosaikfreund beglücken; sie sind präzise, als stammten sie von einer Maschine, aber sie sind von Menschen gemacht.

Als wir gehen, senkt sich der goldene Dunst über die Insel. Tadaaki setzt sich wieder an seinen Webstuhl. Er wird bis Mitternacht dort sitzen. Am Haus des berühmten Malers ist es still. Schilf wiegt sich im Wind. Vielleicht lässt sich das Kaninchen blicken. Vielleicht.
Arezu Weitholz

Anreise Auf Kyūshū mit dem Shinkansen-Zug zur südlichsten Station Kagoshima und von dort mit dem Flugzeug für umgerechnet etwa 250 Euro. Oder mit der Fähre, die täglich abends ab 18 Uhr fährt und 11 Stunden braucht, für umgerechnet etwa 70 Euro.

Seide Hajime Shoji, 30-1 Nazeariyachi, Amami, Kagoshima 894-0062, hajimeshoji.com

Ōshima Tsumugi Village (Textilmuseum), 1945 Tatsugō-cho Akaogi, Ōshima-gun, Kagoshima 894-0411

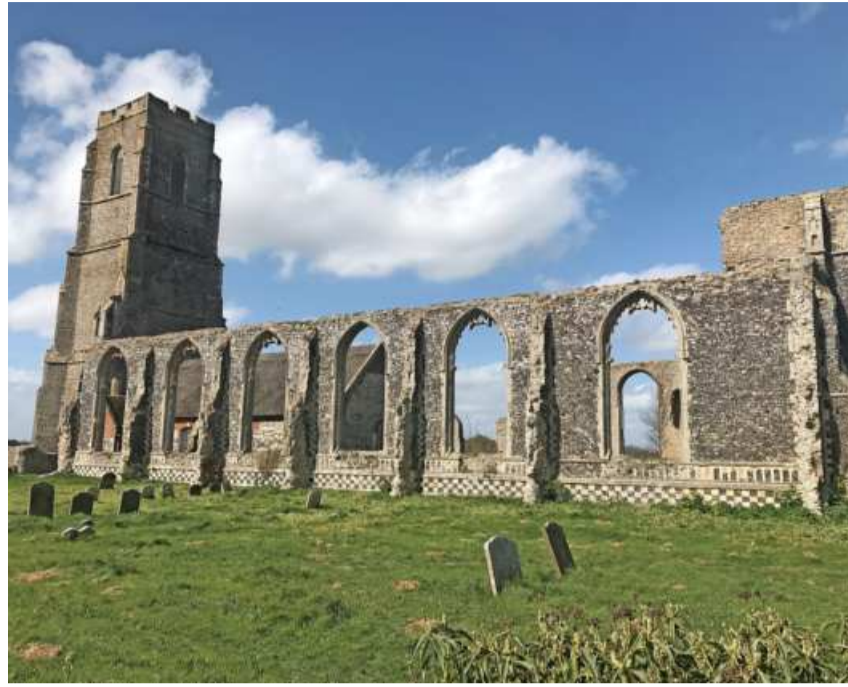
Weitere Infos unter www.amami-tourism.org/en/

Treffpunkt ist am Samstag um 12 Uhr vor der Kathedrale in Norwich. Hier beginnt W. G. Sebalds Reisebericht „Die Ringe des Saturn“. Eine englische Wallfahrt“, 1995 erstmals erschienen und seitdem in zahllosen Auflagen nachgedruckt. Kurz vor dem Abitur las ich das Buch zum ersten Mal und war hingerissen von dem einsamen Wanderer, der sich die Zerstörungsszenarien der Geschichte vor Augen führt und dabei jedem Genre zu verweigern scheint. 25 Jahre später sollen die „Ringe“ endlich wieder gelesen und gemeinsam mit meinen beiden alten Freunden M. und A. vier Tage in Suffolk erwandert werden.

Mit M. und A. teile ich die bildungs-bürgerliche Herkunft, wir sind alle drei Lehrerkinder und im Berlin der Jahrtausendwende ausgebildet und erwachsen geworden. M. hatte früher tatsächlich immer einen Baedeker dabei und nimmt noch heute lieber Wanderkarten mit – anstatt sich seines Handys zu bedienen, das er, in eine alte Socke eingewickelt, unten in seinem Rucksack verstaut hält. A. hingegen, Dichter und Doktor der Philosophie, läßt permanent sein akkurates Handy auf, sodass unsere Gespräche regelmäßig unterbrochen werden vom Signalton der Powerbank. Viel Zeit wird vergehen, während A. auf sein Handy starrt und M. ihn sanft davon zu überzeugen versucht, dass man sich nicht an Maps orientieren dürfe, wenn man die schönen Wege suche. An einem wild befahrenen Kreisverkehr in Norwich warte ich einfach darauf, dass M. und A. sich geeinigt haben, welches der uns umgebenden Gebäude das Krankenhaus gewesen sein könnte, in dessen 8. Stock die „Ringe“ ihren Anfang nehmen. Aber was, frage ich mich, während wir die mehrstöckigen Gebäude der Umgebung mit Sebalds verschwommenem Foto eines Himmelsausschnitts abgleichen, wollen wir eigentlich herausfinden? Ob die Topographie knapp 30 Jahre nach Sebalds Wanderung noch an Ort und Stelle ist? Wie es mit Fakt und Fiktion hält? Und selbst wenn der Landstrich so düster wäre, wie von Sebald geschildert: Was wäre im Hinblick auf die Lektüre damit gewonnen?

Am Bahnhof von Lowestoft herrscht jedenfalls eine textgetreue Stimmung der Verlorenheit. Außer einem nahezu irren Möwengeschrei auf der verlassensten Hauptstraße ist nichts zu hören als der Wind, der vom Meer kommt. „Es zeigte sich keine lebende Seele, und je mehr ich dem Zentrum mich näherte, desto mehr bedrückte mich, was ich sah.“ Wir sind begeistert. Bei June und Jake nehmen wir Quartier – A. hatte das mit seiner Airbnb-App klagemacht – und machen die Probe aufs Exempel: Ob Sebald ihnen ein Begriff ist? Natürlich. Der Schriftsteller, 1944 im Allgäu geboren, lebte seit 1970 in Norwich, wo er als Dozent für Neuere Deutsche Literatur an der Universität lehrte. Er starb 2001 bei einem Autounfall, lebte also gut 30 Jahre in Suffolk. June und Jake sind beide Künstler, ihre drei Katzen heißen Hemingway, Barnes und Murdoch, und wir schlafen neben ihrer Druckerwerkstatt. Sie erzählen uns von einer Kneipe, die als Hairdresser getarnt ist, um nicht zu viel Kundschaft anzulocken. Hier trinken wir das erste Pint und treffen zwei weitere Sebald-Leser, die aber auch kaum Details ihrer Lektüre preisgeben – und ich frage mich, ob „Sebald“ nach dem Hype der Jahrtausendwende vielleicht zu einer bloßen Chiffre für „Ich bin literarisch bewandert“ geworden ist.

Von Lowestoft wollen wir an der Küste entlang südlich gen Southwold wan-



Literarisch bewandert

W. G. Sebald revisited: Auf den Spuren des deutschen Schriftstellers verfallen drei Literaturwissenschaftler der Magie der englischen Küste.

dern und müssen dafür den Gezeitenkalender studieren, ob der Weg passierbar ist. Die Küste ist menschenleer, auch hier hält sich die Landschaft an Sebald. Bei der Rast kurz vor Covehithe, wo wir uns im Naturschutzgebiet Benacre Broad in einem Hain etwas vor dem Wind schützen, kriegen wir uns erstmals über die „Ringe“ in die Haare. Wir haben das Buch hervorgeholt, und A. liest das III. Kapitel vor, in dem, mit vielen Exkursen, der von uns zurückgelegte Weg bis zum Benacre Broad geschildert ist:

„Es war, als sei die Welt unter einen Glassturz gerückt, bis aus dem Westen mächtige Quellwolken heraufkamen und langsam einen grauen Schatten über die Erde zogen. Vielleicht ist es diese Verdüsterung gewesen, die mich daran erinnerte, dass ich vor mehreren Monaten aus der Eastern Daily Press einen Artikel ausgeschnitten hatte über den Tod des Majors Georg Wyndham Le Strange, dessen Domizil das große steinerne Herrenhaus von Henstead jenseits des Brackwasserteiches gewesen war. Le Strange habe (...) während des letzten Krieges in dem Panzerabwehrregiment gedient, das am 14. April 1945 das Lager von Bergen-Belsen befreite, sei aber, unmittelbar nach dem Waffenstillstand, aus Deutschland zurückgekehrt, um die Verwaltung der Güter seines Großonkels in der Grafschaft Suffolk zu übernehmen.“

Damals fand ich diese assoziativen Verknüpfungen, aus denen Sebald seine historisch-biographischen Vignetten herausmeißelt – neben Le Strange auch Joseph Conrad, Kaiserin Cixi und Algeron Swinburne –, poetisch und tiefgründig, jetzt erscheinen sie mir beliebig, ja fast geschmacklos. Was soll Bergen-Belsen in unmittelbarer Nachbarschaft zu Großonkel, Gutsverwaltung, Grafschaft? Mit Paraphrase und Einschub wird ein Zusammenhang generiert, der bei näherer Betrachtung gar nicht da ist. Diese Erkenntnis behalte ich nicht für mich,



Auf den Spuren von W. G. Sebald in Suffolk: St. Andrew's in Covehithe, die Küste beim Benacre Broad und zwei Wanderer bei Southwold
Foto Asmus Trautsch

vor allem um M. zu provozieren, der der viel bessere Literaturwissenschaftler ist, sich aber nicht gerne streitet. Das übernimmt A. für ihn: Was ich für Beliebigkeit hielt, sei ein Abbild der Kontingenz unserer Welt, die nun mal keinem stringenten Plot folge, genauso wenig wie unsere Wahrnehmung, auch wenn ich das gerne so hätte. Ha! Ich schlage das Buch auf und markiere die angeblich unsichtbaren Übergänge auf der Textoberfläche: Topographie wird abgelöst von einer Erinnerung oder einem Traum oder einer Lektüre und morpht dann wieder in die Gegenwart der Wanderung. So funktioniert das, schreie ich durch den Wind, nachdem wir uns wieder auf den Weg gemacht haben, schön, aber in den jeweiligen Verknüpfungen beliebig, hört ihr: be-lie-big!

Mehrfach werden wir uns auf dieser Reise über Sebald streiten und uns ärgern, dass die anderen so unbelehrbar sind, und doch: Wie lange ist es her, dass wir so ausdauernd unsere Lektüre verhandelt haben? Dass wir textsicher genug sind, um unsere Unterhaltung mit parodistischen Sebald-Sentenzen auszuschnüffeln? Beim Wandern übers Lesen sprechen, etwas Schöneres ist ja kaum denkbar, und hätte vielleicht auch den „Ringen“ gutgetan: Warum, frage ich M. und A., gibt der Ich-Erzähler so wenig preis über das „Jähmende Grauen“, das Grundvoraussetzung, ja Treibstoff des Erzählens ist und

dazu führt, dass die Gegenwart der Wanderung dieser Wahrnehmung unterworfen wird. Warum erzählt er nicht von seiner Depression, anstatt alles in die Perspektive der Zerstörung zu rücken? Sag doch, was ist, Sebald!

Hier geraten wir, Southwold schon dicht vor Augen, an einen reißenden Priel, der weder bei Sebald noch bei Maps noch in M.s. Wanderkarten vermerkt ist. M. will in einem Anfall von Tollkühnheit den Priel durchschwimmen, A. verbindet im Sandsturm sein Handy mit dem Computer, um vielleicht einen Weg aufzutun, von dem M. nichts weiß, es endet damit, dass wir mit einem freundlichen Einheimischen und seinem Hund eine gute Stunde zurück durchs Naturschutzgebiet laufen und schließlich über die Landstraße nach Southwold gelangen, wo A. nicht müde wird, die bei Sebald abgebildete Perspektive auf den Leuchtturm zu suchen. Er verschwindet dafür dauerhaft in

den Gässchen, während ich die vielen Fenster mit der Annonce „Stay here“ betrachte: In kaum einem der hübschen Häuschen scheint noch jemand zu wohnen, alle liegen, komfortabel ausgestattet, brach für die Buchungssapps. Auch Gunhill liegt verlassen, der Rasenplatz, von dem aus Sebald die Seeschlacht zwischen holländischer und englischer Flotte imaginierte; und das unbehagliche Gefühl nimmt zu, nur eine Liste unterstrichener Ortsnamen abzuarbeiten. Die Wanderung, denke ich, ist nur die Form, in der Sebald seine Themen, die Zerstörung der Natur und den Zweiten Weltkrieg, unterbringt, mit der Gegenwart hat das wenig zu tun.

Während wir weiter nach Dunwich wandern, scheinen wir uns entsprechend immer weiter von Sebald zu entfernen, auch wenn die Brücke über den Blyth wiedererkennbar ist, genau wie die exzessiv aufgestellten, unbeschrifteten Wegweiser, die zu A.s. Google-Maps-Hörigkeit und M.s. Wanderkartenfetisch eine unterhaltsame dritte Dimension hinzufügen. Das Franziskanerkloster finden wir, die „belgische Villa“ nicht, was auch mit botanischer Unkenntnis zusammenhängt. Wo ist sie denn, die Heide? A. kann eine Schlehe nicht von Jasmin unterscheiden, ich zweifle die Existenz von Rhododendron an, woraufhin M. sagt, dass, wenn er eine Pflanze zweifelsfrei erkenne, dies Rhododendron sei, beide halten hingegen ein brandgerodetes Feld für den Beginn der Heide, weil die Erika, deren Duft Sebald als so betörend beschreibt, im April noch nicht blüht und somit sicher vor der Entdeckung durch M. und A. ist.

Ich habe zu diesem Zeitpunkt so viel gelacht wie sonst in einem ganzen Jahr und vermute, dass auch das der Lektüre der „Ringe“ abträglich ist: Vermutlich muss man allein wandern, auf keinen Fall aber in der Gesellschaft von M. und A., die nun, im strömenden Regen, mit am Kopf klebenden Kapuzen, „Old Joe Has Gone Fishing“ aus „Peter Grimes“ intonieren und ein letztes Mal aus den „Ringen“ deklamieren: „Auf einer Insel draußen auf dem fahlen Meer zeichnen die Umrisse des einem Mausoleum gleichenden Magnox-Blocks des Kraftwerks von Sizewell sich ab, dort, wo man die Doggerbank vermutet, wo einst die Heringsschwärme laichten, wo früher noch, vor langer Zeit, das Rheinstromdelta war und wo im Schwemmsand grüne Auen wuchsen.“

Unsere Reise endet im Pub von Snape Maltings, wo just an diesem Abend „Open Microphone“ annonciert ist. Nach insgesamt knapp 100 Kilometer Wanderung – das hat A.s. Handy erfasst, allerdings nur ungefähr, weil zwischen durch ausgefallen – machen wir uns, mit großen Burgern und Pints vor uns, schläfrig auf etwas Lokalkolorit gefasst. Stattdessen werden wir zwei Stunden lang verzaubert von einer so musikalisch geschulter wie herzlichen Dorfbewölkerung. Wir fragen nicht, wer Sebald gelesen hat, wir singen und tanzen mit.

JANIKA GELINEK

Anreise per Flug nach London Stansted, von dort mit dem Zug nach Norwich und dann weiter nach Lowestoft (die „Ringe“-Route) über Booking und Airbnb buchen.

Unterkünfte kann man in Lowestoft, Walberswick, Dunham und Snape Maltings (das ist allerdings nicht mehr auf der „Ringe“-Route) über Booking und Airbnb buchen.

Literatur W. G. Sebald: Die Ringe des Saturn, Hanser Verlag, 24,90 Euro; Suffolk Coast and Heath Walks: 3 long-distance routes in the AONB: the Suffolk Coast Path, the Stour and Orwell Walk and the Sandlings Walk, Ciccone, 2017; Sabine Gilcher: Wanderführer England Ost, Rother, 2018.

Hotels zum Wohlfühlen

Zillertal/Tirol

Urlaub auf dem Bauernhof – wo sich dein Herz wohl fühlt.

Appartements Hochfeldhof

Erlebe unvergessliche Ferien auf dem Hochfeldhof in ruhiger Lage inmitten des Zillertals. Genieße die komfortable und gemütlich eingerichteten Appartements mit Bergblick. Perfekt für Familien und Naturliebhaber mit vielen Freizeiterlebnissen direkt vor der Haustür.

Diese Highlights warten auf dich:

- In- und Outdoor Pool, Sauna, Infrarotkabine und Ruheraum, Fitnessraum
- Spielmöglichkeiten für Kinder im Außenbereich und Kinderspielraum innen
- Hofeigene Produkte wie Eier, Kräuter, Speck... eine kleine Hofkapelle
- Einzigartiger Bauernhof - Rehe, Hirsche, Kühe, Hühner, Hasen, Katzen...

Lass dich von unserer Gastfreundschaft verzaubern.

Hochfeldhof
Fam. Brindlinger Josef
Hochfeldweg 33
6280 Rohrberg
Telefon +43 5282 2452 34
oder +43 676 847717709
info@hochfeldhof.at | www.hochfeldhof.at

Allgäu

Natürlich erholen im Allgäu

Biohotel Eggensberger ****

Beste Aussichten für eine Auszeit: Panoramalage mit Blick über den Hopfenfelder, die nahen Berge und Königsschlösser; Frisches aus der Bio-Küche und wohlthuende Wellness; Aktiv-Touren ab der Hoteltüre; Entspannung in Hallenbad und Garten-SPA mit Saunen, Ruhebereichen u. Natur-Schwimm-Pool z.B. Wander-/Rad-Vergnügen

5 x ¼-Bio-Pension ab € 949 p. P./DZ

Biohotel Eggensberger ****med.well
EGGENSBERGER OHG
GF: A. Eggensberger
Enzensbergstraße 5
87629 Füssen-Höfen am See/Allgäu
Telefon 08362/9103-0 | Fax 08362/9103-478
info@eggensberger.de | www.eggensberger.de

Reise

Deutschland

Herbstidylle im 5-Seenland bei München
bezaub. Fehls dir. a. See: Kamin, Sauna, Boot
www.seeschloessel.de Tel. 08906 7056

Ausland

Südtirol - Dolomiten
www.anton-luxurystay.com
Ihr privates Hideaway

Meerblick Villa auf Kreta
Für 8 Pers. mit hochw. Ausst. und gr. Inf. Pool a. Kreta zu verm. Wohnfl. 220qm, 4 Sz mit jew. Bad, mod. Küche, Ess- Wohnz. Outdoor Gym. Details auf www.Villa-Pirgos.com. Frei ab 01.10.2024. Preis p. W € 2.500. Bei weniger Pers. Discount: 0151 50597107.

Klingt interessant: die F.A.Z. zum Hören.
faz.net/audio-angebot

Reisefreudige Zielgruppen erreichen

Mit Ihrer Traumreise im Reisemarkt der F.A.Z. und F.A.S.

Jetzt ansprechen über anzeigenannahme.faz.net

SYLT
ZU JEDER JAHRESZEIT

Anzeigen: lachschulz.de

360 exklusive Feriendomizile!
Last Minute: 7 Tage Urlaub 20% Rabatt
(jeweils 1 Tag vor Anreise buchbar)
www.wiking-sy.lt • Tel. 0 46 51 / 8 30 01

HOTEL ROTH am Strande
gegenüber Freibad „Syler Weller“ (Eintritt inkl.) u. d. Wellness Center, Komfort-Zimmer und App. zum gr. Teil mit Loggia u. Seeblick, großer Tagungsbereich, Hotelrestaurant, umfangreiches Frühstücksbuffet, Bierstube, Bistro-Café, Tiefgarage, Sauna und Massagen, z. Zt. 7 U/F p. P. € 1.113,-* oder 7 U/H p. P. € 1.239,-* (kein EZ-Zuschlag)
1 Zi. App. (1-2 P.) ab € 133,- / Tag, 2 Zi. App. (2-4 P.) ab € 279,- / Tag
Attraktive Nebenzimmer- und Außenbereichspreise
Hotel Roth GmbH & Co. KG, Strandstr. 31, 25980 Sylt/Westerland
Tel. 04651/92 30, Fax 50 95, info@hotel-roth.de, www.hotel-roth.de



„Sie versuchen, den Wolf im Schafspelz in Vereinen, nicht nur denen des Sports, zu platzieren“: Kreisliga-Fußball in Thüringen

Foto Christian A. Werner

„Der Sport liegt richtig, wenn er sich gegen die AfD positioniert“

Benny Folkmann, 2. Vorsitzender der Deutschen Sportjugend und Geschäftsführer des FC Bayern München e.V., über die Gefahren für den organisierten Sport, wehrhafte Vereine und persönliche Angriffe

Herr Folkmann, können Sportverbände und -vereine Personen mit Ämtern in als extremistisch eingeschätzten Parteien ausschließen?
Ja, man kann das tun. Ich finde auch, man sollte das tun.

Sportfunktionäre treten gerne mit der Forderung auf, Sport müsse unpolitisch sein ...

... ich kann die Aussage nicht mehr hören. Der Sport hat als wichtiger Teil der Zivilgesellschaft in meinen Augen sogar die Pflicht, sich politisch zu äußern, und zwar gesellschaftspolitisch. Viele machen den Fehler, dass sie nicht trennen zwischen gesellschaftspolitischen und parteipolitischen Aussagen.

Wo trennen Sie?

Vereine und Verbände sind in der Regel, das gibt ihre Satzung vor, parteipolitisch neutral. Das ist auch gut so, weil sie ja unabhängig von jeder Parteipolitik agieren sollen. Das Grundgesetz garantiert in Deutschland, dass der Sport die Verbandsautonomie genießt. Das wird gerne ins Feld geführt. Aber sobald Parteien den Boden unserer Verfassung verlassen, bietet sich die Möglichkeit, eine Grenze zu ziehen. Das ist nicht so leicht festzustellen. Verfassungsschutzberichte können beispielsweise eine sehr gute Hilfe sein, das zu erkennen.

Um etwa AfD-Politikern den Zugang in Vereine und Verbände zu verwehren?

Es geht ja nicht allein um die AfD. Rechtsextreme Politik ist meiner Meinung nach nun schon seit einiger Zeit die größte Gefahr für unsere Gesellschaft. Seit Jahren versucht die AfD, die Gesellschaft zu spalten. Der Verfassungsschutz hat sie in drei Bundesländern und ihre gesamte Jugendorganisation bundesweit als gesichert rechtsextrem eingestuft. Sie steht also in großen Teilen nachweislich nicht mehr auf dem Boden unserer Ver-

fassung. Auch deshalb liegt der Sport richtig, wenn er sich gegen die AfD positioniert.

Positioniert sich der organisierte Sport gegen extremistische Parteien?

Die Deutsche Sportjugend hat nicht symbolisch Parolen rausgehauen, sondern 2020 eine fundierte Position erarbeitet. Auch auf der Grundlage eines wissenschaftlichen Gutachtens entschieden wir unter anderem, AfD-Funktionäre nicht mehr zu unseren Veranstaltungen einzuladen, nicht in unsere Gremien zu berufen. Wir haben die AfD nicht namentlich genannt, sondern sprechen von Vertretern rechtsextremer oder rechtspopulistischer Parteien und Positionen. Diese Positionen entsprechen nicht den Werten des Sports. Wir haben damals erkannt, dass etwa die AfD versucht, den Sport zu instrumentalisieren. Sie versucht das, indem sie ihre Mitglieder in Vereinen wie der Wolf im Schafspelz auftreten lässt. Hierzu gibt es sogar ein AfD-Strategiepapier. Gleichzeitig agiert sie mit parlamentarischen Initiativen.

Wie geschieht das?

In unserer Jugendarbeit bemühen wir uns viel um die Stärkung der Demokratie. Dabei werden wir seit Jahren gezielt von den Fraktionen der AfD mit Anfragen und mit Attacken konfrontiert. Der AfD passt unsere Arbeit nicht, weil sie weiß, dass sie eine Wirkung entfaltet, die nicht zu ihrer Strategie passt.

Haben Sie ein konkretes Beispiel?

Leider viele. Schon 2019 hat beispielsweise die AfD-Fraktion in Brandenburg das Instrument der „Kleinen Anfrage“ missbraucht, um die demokratie-stärkende Bildungsarbeit der Sportjugend Brandenburg in Sportvereinen gezielt anzugreifen. Es wurde unterstellt, dass Berater „ideologisiert“ würden, um gegen freundeindliche und rechtsextreme Menschen in Sportvereinen zu intervenieren. Mit solchen Mitteln wird konkret versucht, unsere Arbeit zu diskreditieren und mittelbar sogar demokratiefeindliche Aktivitäten in Sportvereinen zu stärken.

An diesem Sonntag wird der Landtag in Thüringen und Sachsen gewählt. Sollte auch der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) als Dachverband des organisierten Sports dazu raten, nicht die AfD zu wählen?

Ja, das würde ich so sagen, weil diese Partei eben zum großen Teil nicht mehr auf dem Boden unserer Verfassung agiert. Ich führe diese Diskussionen auch dort, wo es wehtut, also am Stammtisch, im Sportverein. Häufig höre ich dann das Gegenargument, diese Partei sei in einem demokratischen Verfahren in die Parlamente gewählt worden.

Das stimmt doch.

Ja, aber die Wahl in einem demokratischen Verfahren sagt noch nichts darüber aus, ob die gewählte Partei auch für die Demokratie und ihre Werte eintritt. Das hatten wir ja schon, über 30 Prozent

wählten eine Partei (die NSDAP bei den Reichstagswahlen 1932/d. Red.), die uns dann in die dunkelste Geschichte führte.

Wie reagierte der organisierte Sport auf die Positionierung der Sportjugend?

Es war ein ziemlicher Kampf, dieses Papier 2020 durchzubekommen. Das ist nicht unbedingt negativ zu sehen. Im Sport herrscht in Teilen noch immer das Mantra, unpolitisch zu sein oder sein zu müssen. Dann ist es für die Verantwortungsträger im Sport nicht so leicht, sich so weit aus dem Fenster zu lehnen, Partei zu ergreifen, diese Haltung zu zeigen.



Benny Folkmann gehört seit 24 Jahren dem Vorstand der Sportjugend an. Beim FC Bayern arbeitet der 45 Jahre alte Diplombjuroist seit 2014.

Foto Imago

Wir haben das über Monate diskutiert, das Papier dann verabschiedet und auch den DOSB (unter Alfons Hörmann/d. Red.) zunächst überzeugen können mitzumachen. Und heute sehen wir in Landesverbänden, Sportkreisen und Vereinen, dass unsere Position als Grundlage für ihre Positionierung dient.

Wie hat die AfD reagiert?

Drei Tage nach der Veröffentlichung gab es ein Schreiben von den Herren König und Chrupalla (Jörn König, stellv. Fraktionsvorsitzender der AfD/Tino Chrupalla, AfD-Bundessprecher/d. Red.). Sie seien sehr irritiert, und sie würden gerne mal ein Gespräch führen mit der Verbandsspitze. Dann ging die Diskussion los.

Welche Diskussion?

Es kam damals die Frage im DOSB auf, was geschieht, wenn die AfD mal in die Regierungsverantwortung kommt. Ich kann das verstehen. Die Sportverbände sind größtenteils abhängig von öffentlichen Mitteln, von der Höhe der Zuwendungen, sei es im Bund, im Land oder in der Kommune. Führungskräfte tragen Verantwortung, es geht um ihre Mitarbeitenden, es geht um Arbeitsplätze. Käme eine rechtsextreme Partei an die Macht, gegen die man sich vorher gestellt hat, dann könnte weniger oder gar kein Geld fließen. Darüber ist diskutiert worden. Es ging um Haltung und Rückgrat.

Zu welcher Antwort kam es?

... für mich war die Antwort klar. Der DOSB unter seiner heutigen Führung hat sich hier mittlerweile auch klar positioniert. Aber wir müssen uns auch in den Vorsitzenden eines Vereins hineinversetzen, in dessen Kommune möglicherweise 30, 40 Prozent Wähler leben, die einem Rechtsextremisten wie Björn Höcke folgen.

Fortsetzung auf der folgenden Seite



Die eigene Bühne ist entscheidend

Von Alexander Davydov

Die beste Leistung auf der größten Bühne: Superlative gelten für die Paralympics wie für die Olympischen Spiele. Para-Athleten zeigen derzeit in Paris wieder, wie viel mit einer Beeinträchtigung möglich ist. Sie können Millionen Menschen weltweit inspirieren. Was aber passiert, wenn die Bühne Paralympics manchen Para-Athleten nicht mehr groß genug erscheint? Wenn sie so dominant in ihrer Disziplin sind oder ihre Leistungen so überragend, dass sich die Frage stellt: Wie würden sie bei Olympischen Spielen abschneiden? Aus der Antwort lassen sich Chancen und Risiken ableiten.

Neroli Fairhall schrieb 1984 in Los Angeles Geschichte, als sie von ihrem Rollstuhl aus den Sportbogen spannte. Sie war die erste Para-Athletin bei Olympischen Spielen. Die UNESCO nahm die Neuseeländerin in ihre Liste von Athleten auf, die die Welt veränderten. Para-Sportler eiferten ihr nach. Para-Leichtathletin Marla Runyan nahm 2000 in Sydney als erste blinde Läuferin an Olympischen Spielen teil. Acht Jahre später schwamm Natalie du Toit in Peking im Wettbewerb über zehn Kilometer mit nur einem vollständigen Bein.

Problematisch wurde es, sobald es um Prothesen ging. Der Para-Sprinter Oscar Pistorius und der Para-Weitspringer Markus Rehm klagten beide beim Internationalen Sportschiedsgericht CAS auf eine Teilnahme bei Olympischen Spielen. Beide Para-Athleten sahen die Carbon-Federn, die ihnen das Laufen und Springen ermöglichen, als Teil ihres Körpers an. Pistorius wurde zugelassen, Rehm nicht. Die Prothese des Deutschen, hieß es, sei ein unzulässiges Hilfsmittel. Athleten wie Rehm und Pistorius, die dank ihrer Leistung die Olympianorm hätten erreichen können, sind so selten im Paraspport, dass es keine pauschale Regelung geben kann. Es wird auch künftig auf komplexe Individualentscheidungen hinauslaufen. Sie werden Gewinner und Verlierer produzieren. Für Pistorius und Rehm hatten die Klagen negative Folgen. Der Südafrikaner wurde des „technischen Dopings“ bezichtigt, Rehm hatte wegen seiner Abweisung emotional zu kämpfen.

Der Wunsch eines Spitzensportlers, neue Hürden zu überwinden, ist verständlich. Für die Entwicklung des Paraspports ist aber die Wirkung wichtiger: Wenn jemand wie Rehm sich bei den Paralympics peu à peu der Neun-Meter-Marke im Weitsprung nähert, sie als erster Mensch gar überspringt, würde der Weltrekord als Sensation gepriesen. Gelänge es ihm bei Olympischen Spielen, nähmen Beobachter dieselbe Leistung im Wettbewerb mit nicht beeinträchtigten Athleten unter Hinweis auf die Federkraft der Prothese als wenigstens fragwürdig wahr. Der paralympischen Bewegung, die um Anerkennung kämpft, täte man keinen Gefallen.

■ ERGEBNISSE AUF FAZ.NET



Immer aktuell: Mit Ihrem Handy finden Sie an dieser Stelle jederzeit Sportresultate aus aller Welt.

faz.net/ergebnisse

Erfolg in der Eredivisie ist keine Garantie für Erfolg in der Premier League. Für Arne Slot, den Nachfolger Jürgen Klopps beim FC Liverpool, bedeuten die Siege in Ipswich und gegen Brentford zum Auftakt der neuen Saison nicht mehr als sechs Punkte aus zwei Spielen. Aber wer wissen will, was die Eigentümer des FC Liverpool in Slot gesehen haben, der erkennt bei einem genaueren Blick auf dessen Arbeit bei niederländischen Vereinen, dass Slot regelmäßig mehr erreicht hat, als zu erwarten war. Das ist auch Marco van Basten aufgefallen. „Ich habe ein paar Mal mit ihm gesprochen“, sagte der berühmteste niederländische Stürmer im Frühjahr in der Talkshow „Rondo“ beim Sender Ziggo Sport. „Was er macht und sieht, ist sehr gut. Er schafft Vertrauen im Kader, er ist taktisch sehr scharfsinnig, erklärt gut und ist ruhig und intelligent. Wer es schafft, AZ und Feyenoord Fußball spielen zu lassen, wird es schaffen, große Vereine Fußball spielen zu lassen.“ Van Basten spricht von gutem Fußball. Von der Spielweise, mit der Slot beim AZ Alkmaar und Feyenoord Rotterdam Erfolg hatte. Van Basten glaubt, dass Slots Aufgabe beim FC Liverpool leichter wird. „Bessere Spieler werden schneller verstehen, was er will“, sagt van Basten. „Sie sind eigensinniger, aber ich denke, Slot ist schlau genug, das zu managen.“

Der Fußball, den Slot spielen lässt, erinnert an die Spielidee von Klopp: Hohes Pressing überall auf dem Platz, kluges Ballbesitzspiel, Überzahlspiel als unvorhersehbares Element. An diesem Sonntag wird das erste Mal besonders genau hingehaut werden, wenn Slot mit Liverpool in Old Trafford bei Manchester United antritt. Im Kontext der Premier League wird Slots Fußballgedanke allerdings besonders deshalb interessant, weil er über das Spiel wie Pep Guardiola denkt.

Bryan Linssen hat vor zwei Jahren unter Slot bei Feyenoord gespielt. Er erinnert sich, dass Slot Zusammenschnitte verschiedener angrißorientierter Mannschaften aus Europa zeigte. Die Mehrzahl der Clips kam aus Manchester. „Er hat auch Napoli-Videos vorgespielt, aber es kamen vor allem Guardiola-Clips: wie sie spielten, wie sie pressten. Es gab ein Video, das Raheem Sterling im Champions-League-Finale zwischen City und Chelsea (2021, Anm. d. Red.) zeigte. Er sprintet 70 Meter zurück, um mit einer Defensivaktion ein Tor zu verhindern. Es ging darum, uns zu zeigen, dass es für Stürmer nicht nur um Angriff geht, dass auch Stürmer 70 Meter zurück gehen müssen. Slot zeigte uns das, um uns klarzumachen, was er mit uns erreichen will und wie fit wir dafür sein müssen.“

Slot selbst hat verschiedentlich erklärt, wie Guardiola ihn inspiriert. „Ich will mich sicher nicht mit Pep vergleichen, aber er ist ein Kontrollfreak wie ich“, sagte Slot im Interview mit „Voetbal International“ im Mai 2023. „Ich will ein Spiel in der Woche bevor es gespielt wird gewinnen, indem ich das Training, die Mannschaftsbesprechung und die Taktik den Spielern so perfekt wie möglich vermittele. Pep Guardiola gibt mir die ultimative Freude am Fußball. Es gibt keine Mannschaft, der ich lieber zuschaue, als Manchester City. Dann folgen Napoli, Arsenal und Brighton. Aber City – und noch mal, ich will uns nicht mit ihnen vergleichen – hat einen ähnlichen Spielstil wie jenen, den wir bei Feyenoord spielen wollen: 4-3-3, Spielaufbau aus der Abwehr, unmittelbares Pressing.“

Bei allen Guardiola-Analogien sind es allerdings zwei Spiele gegen Atlético Madrid unter Diego Simeone, die verdeutlichen, was Slot bei Feyenoord er-

Der Taktiker

Viel Guardiola und ein bisschen Klopp: Arne Slot, der neue Trainer des FC Liverpool, orientiert sich an den ganz Großen der Branche und weiß, wie begeisternder Fußball gespielt wird. *Von Arthur Renard*



reicht hat und was ihn für Liverpool interessant gemacht hat. 2021, als er in Rotterdam gerade übernommen hatte, war es ein 2:1-Sieg in einem Testspiel gegen Atlético, der einen Maßstab gesetzt hat.

Linssen, inzwischen als Stürmer in Japan bei Urawa Red Diamond, spielte damals für Slots Feyenoord. „Das hat die Marke gesetzt, nach der es bergauf ging. Es gab ein Handgemenge auf dem Spielfeld, und wir haben füreinander eingestanden, das hat echt eine Flamme in der Mannschaft entzündet. Danach hat sich ein Mannschaftsgeist entwickelt, der allen das Gefühl gab: Okay, wir sind wie eine Familie, wir gehen füreinander durchs Feuer. Und der Sieg hat uns Selbstvertrauen gegeben. Anschließend hat Slot immer wieder gesagt: Jungs, wenn was passiert: Wir sind füreinander da. Das hat er ständig wiederholt. Es entstand ein brüderlicher Geist.“

Das zweite Spiel gegen Atlético ging verloren, 2:3 in Madrid, am zweiten Spieltag der Champions-League-Gruppenphase in der vergangenen Saison. Trotz der Niederlage bestätigte sich, dass sich Feyenoord weiterhin in die richtige Richtung entwickelte. Slots Mannschaft machte mit ihrem Offensivfußball das Spiel, mehr als sieben Torschüsse waren in der Champions League gegen Atlético zuletzt Real Madrid im Jahr 2015 gelungen. Feyenoord spielte das erste Mal seit sechs Jahren wieder Champions-League-Fußball, aber sie sicherten sich den Ball weit in der gegnerischen Hälfte. In sechs Gruppenspielen gelang das 59 Mal, nur vier Teams kamen laut Datendienstleister Opta auf einen besseren Wert. Der internationalen Fußballwelt wurde spätestens in den sechs Gruppenspielen im Herbst 2023 klar, für welchen Fußball Arne Slot steht.

Oussama Idrissi hat Slot sowohl in Alkmaar als auch in Rotterdam zugehört. „Damals hat uns Arne Clips aus Liverpool und auch von Atlético gezeigt. Es ging darum, wie skrupellos man sein muss, dass man auch tief stehen können muss in bestimmten Spielphasen. Er schaut immer auf die Entwicklungspunkte einer Mannschaft, darauf beziehen sich seine Schulungen. Arne hat uns ein Champions-League-Viertelfinale von Atlético gezeigt, in dem die Flügelspieler Defensivaufgaben hatten, aber einer von ihnen letztlich trotzdem das erste Tor geschossen hat. Das sind kleine Details, darin ist Arne sehr gut.“

Idrissi hatte bei AZ Alkmaar bereits ein- einhalb Jahre unter Slot gearbeitet, als dieser noch Assistenzcoach im Klub war, und ein gutes persönliches Verhältnis zu ihm entwickelt. Im Sommer 2019 übernahm Slot als Cheftrainer. „Die Debütsaison war unglaublich. Wir haben eine Menge Spitzenmannschaften geschlagen. Uns hat er Videos gezeigt, wie wir uns in individuellen Bereichen verbessern könnten. Dann haben wir die entsprechenden Trainingseinheiten gemacht. Die wurden

„Ich will ein Spiel in der Woche bevor es gespielt wird gewinnen, indem ich das Training, die Mannschaftsbesprechung und die Taktik den Spielern so perfekt wie möglich vermittele“: Arne Slot

Foto EPA

dann auch wieder analysiert, er hat uns Feedback gegeben und uns aufgefordert, das in Spielen anzuwenden. Das hat er dann wieder analysiert. Diese Wiederholungen haben Kraft entwickelt, und so hat er uns nach und nach verschiedene Möglichkeiten der Spielentwicklung aus der Verteidigung eröffnet, unterschiedliche Routen nach vorne zu gehen. Diese Automatismen schult er sehr gut, er macht seine Spielidee trainierbar. Darin ist er außergewöhnlich, absolutes Topniveau.“ Alkmaar stand punktgleich hinter Tabellenführer Ajax Amsterdam auf Platz zwei der Eredivisie, als die Saison im Frühjahr 2020 wegen der Corona-Pandemie abgebrochen wurde.

Bryan Linssen erinnert sich an Slots Trainingseinheiten in Rotterdam. Um das Fitnessniveau zu erreichen, das für seinen Fußball nötig ist, waren sie Voraussetzung. „Wir sind nicht wirklich nur des Laufens halber gelaufen. Man hat zum Beispiel einen Ball von der Mittellinie zurück zum Torhüter gespielt, die Verteidiger sind 40 Meter zurück gesprintet, bekamen den Ball zurück und sollten dann das Spiel aufziehen. Die Stürmer mussten sie unter Druck setzen. So wurden gleichzeitig der Spielstil verfeinert und die Ausdauer gestärkt.“ Bei Feyenoord Rotterdam zeigte das ziemlich schnell Wirkung: Der Spielstil veränderte sich. „Wir waren ein defensives Team“, sagt Linssen, „und wurden ein offensives Team. Das haben wir von Tag eins an trainiert. Und damit wuchs die Intensität automatisch.“

Abgesehen von taktischer Expertise und detaillierter Vorbereitung hat Slot in Rotterdam bewiesen, dass er in der Lage ist, mit weniger Geld als die Konkurrenz mehr Erfolg zu haben. Sieben Spieler, die im Sommer 2022 in der Startelf des Europa-Conference-Finals gegen die AS Rom standen, verließen anschließend den Kader. Slot baute eine neue Mannschaft auf, die 2023 die niederländische Meisterschaft gewann. Wieder gingen anschließend wichtige Spieler, Feyenoord wurde Zweiter und gewann den Pokal. All das mit einem Budget, das deutlich unter jenem lag, das Ajax Amsterdam zur Verfügung hatte. Während Ajax nach Darstellung von „Voetbal International“ in der Saison 2022/23 99,2 Millionen Euro in Spielergehältern investierte, wurde Feyenoord mit 58,3 Millionen Euro Meister. Nicht unwesentlich für die Eigentümer des FC Liverpool. Die Fenway Sports Group gibt nicht das meiste Geld aus unter den Eigentümern von Premier-League-Klubs.

Entscheidend für den Erfolg in Liverpool wird sein, ob es Slot gelingt, seinen Spielern zu vermitteln, was ihm in Rotterdam und Alkmaar gelang. „Jeder kannte seinen Platz in der Mannschaft“, erinnert sich Oussama Idrissi. „Er ist zu jedem offen. Das ist das wichtigste Attribut für einen Trainer. Die elf Spieler der Startformation zu motivieren ist nicht schwierig. Es geht um Nummer 12 bis 25. Und darin ist er wirklich gut. Ich glaube, dass es ihm gelingen wird, auch die Spieler in Liverpool zu motivieren, die schon die Champions League gewonnen haben.“ Bryan Linssen ist ähnlich optimistisch: „Slot passt nach Liverpool. Feyenoord und Liverpool haben eine ähnlich fanatische Anhängerschaft und Stadien mit phantastischer Atmosphäre. Klopp hat ein Meisterwerk hingeleistet in Liverpool. Aber ich glaube, dass auch Arne dort wunderschönen Fußball spielen lassen kann. Er weiß, wie man mit seiner Mannschaft das Publikum begeistert.“

Übersetzt aus dem Englischen von Christoph Becker.

FORTSETZUNG VON SEITE 45

„Der Sport liegt richtig, wenn ...“

Kann die Sportjugend helfen?

Ja. Wir können Antworten geben auf Rechtsfragen, die unter solchen Konstellationen entstehen. Wir haben Gutachten erstellen lassen, haben Informationen zusammengestellt, die hilfreich sein können. Etwa an wen man sein Vereinsheim vermieten muss, wie man das unterbinden kann.

Was rät die Sportjugend, wenn eine Vereins- oder Verbandsführung fälschlicherweise rechtlich, Funktionäre rechts- oder linksextremistischer Parteien könnten Aufgaben übernehmen, politisch agieren? Wir raten dazu, sich etwa die Satzung eines Vereines oder eines Verbandes anzuschauen und bieten an zu prüfen, ob der Verein gewappnet ist. Sonst kann es passieren, dass man das Richtige will, aber nicht handeln darf.

Was müsste drinstehen, wenn man Funktionäre extremistischer Parteien aus dem Spiel halten will?

Es gibt glücklicherweise eine sehr junge Rechtsprechung bis hin zum Bundesverfassungsgericht. Im Norden Deutschlands ist jemand zunächst erfolglos ausgeschlossen worden, weil die Satzung solch einen Ausschluss nicht vorgesehen hatte. Daraufhin hat der Verein die Satzung geändert, hat explizite Regelungen mit aufgenommen, die es dem Verein ermöglicht haben, einen NPD-Funktionär oder einen Funktionär einer anderen gesichert rechtsextremen Partei auszuschließen. Der Vereinsausschluss ist das schärfste Schwert. Das muss funktionieren, sonst öffnet man Türen. Wir beim FC Bayern haben unsere Satzung entsprechend geändert mithilfe von anerkannten Sportrechtlern. Die Satzung muss wasserdicht sein. In ihr muss konkret aufgenommen werden, was der Verein schützen will.

Was wollen Sie schützen?

Die Werte des Sports. Wir beim FC Bayern sind gegen Antisemitismus, gegen Rassismus, gegen Diskriminierung jeglicher Art. Wir sind gegen jegliche Art von Gewalt, sei es körperliche oder seelische. In der Satzung muss das sehr konkret drin stehen wie in einem Katalog. Dazu müssen dann auch die entsprechenden Sanktionen fixiert werden, die bei einem Verstoß gegen die Satzung umzusetzen sind. Die Sportjugend bietet hier Materialien und Unterstützung an. Damit lässt sich ein Fundament schaffen für die Aufstellung des Vereins oder Ver-

bandes mit einer klaren, einklagbaren Haltung.

Es gäbe keinen Spielraum mehr für Ausweichmanöver nach dem Motto, wir sind ja dagegen, aber ...?

Genau. Das ist sehr wichtig, weil wir häufig Fälle haben, in denen die Unterwanderung eines Vereins oder Verbandes wegen einer unklaren Satzung möglich ist.

Haben Sie ein Beispiel?

Nehmen Sie den Fall des netten Vaters, der zuverlässig und halbwegs ordentlich den Jugendtrainer mimmt, weil kein anderer kann. Gleichzeitig kandidiert er im Kreisrat im Namen einer Partei, die als extremistisch gilt. Die meisten Eltern der Kinder stört das nicht weiter, weil er auf dem Platz nur der Trainer ist und beteuert, mit der Jugendmannschaft nicht über Politik zu reden. Alle kennen sich.

Was soll ein Vereinsvorstand machen?

Ihm sollte bewusst werden, dass es häufig zur Strategie etwa der AfD gehört, so vorzugehen. Dass es langsam anfängt und der nette Vater irgendwann kommt und fragt, ob denn seine kleine Gruppe mal eine Parteiversammlung im Klubheim abhalten könne. Dazu muss man wissen, welche Rechte man als Vereinsvorstand hat. Gleichzeitig wäre es fatal, von oben herab die Eltern, die nichts Problematisches sehen, Pragmatismus fordern, weil ja sonst keiner da ist, zu belehren, dass es

so nicht geht. Man muss den Verein, die Mitglieder sensibilisieren für die Strategien extremistischer Parteien, die über die Jugend Einfluss nehmen wollen auf lange Sicht. Dazu gehört neben dem juristischen Rüstzeug die Überzeugungsarbeit: dass zum Beispiel die AfD letztlich von Ideen besessen ist, die im Widerspruch zu den Werten des Sports stehen.

Funktioniert es in der Praxis?

Ja. Die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts (02.02.2023, Az. 1 BvR 187/21/d. Red.) gegen die Beschwerde eines landesweit bekannten NPD-Funktionärs spricht dafür. Das Gericht hat sinngemäß gesagt: Wenn er sich in der Öffentlichkeit als Funktionär so äußert, dann muss er sich das auch zurechnen lassen. Als Trainer eines Klubs besteht quasi ein Vertrag mit dem Verein. Wenn die Vereinsatzung eindeutig ist, wenn darin steht, dass nur Mitglied sein kann, wer sich zur freiheitlich-demokratischen Grundordnung bekennet, dann kann jemand ausgeschlossen werden, der einer Partei angehört, die mit Worten und Taten gegen die dort fixierten Werte verstößt, sie mit Füßen tritt.

Sollten auch AfD-Wähler ausgeschlossen werden?

Menschen, die sich extremistisch äußern, Menschen, die sich antisemitisch äußern, die Gewalt anwenden zur Durchsetzung ihrer abstrusen Gedanken, haben im

Sportverein nichts zu suchen. Ich würde dieses Ausschlusskriterium also nicht auf Funktionsträger und Wähler von rechtsextremen Parteien reduzieren. Auch der Wähler einer demokratischen Partei, der sich rassistisch äußert, hat im Verein nichts verloren. Den kann ich auch als Ultima Ratio ausschließen. Das ist ja das Entscheidende. Es geht nicht darum, eine Satzung gegen die AfD zu schreiben, sondern eine für die Werte, die entscheidend sind für die Stabilität einer Demokratie. Wer sich nicht daran hält, den kann ich sanktionieren. Allerdings bietet der Sportverein immer noch die Chance, über Diskussionen und das gemeinsame Erlebnis Menschen von den Werten zu überzeugen, die uns wichtig sind.

Für eine Satzungsänderung braucht man eine Zweidrittelmehrheit ...

... ja, das ist zweifellos keine einfache Aufgabe. Man kann und sollte auch niemandem dazu zwingen. Aber man könnte, analog zum Anti-Doping-Kampf, die Vergabe von Fördermitteln durch den Bund oder die Weitergabe dieser Gelder davon abhängig machen, ob die Satzungen so formuliert sind, dass Feinde der Werte einer Demokratie ausgeschlossen werden können.

Wie reagieren extremistische Parteien auf das Programm der Sportjugend? Sie schauen nicht tatenlos zu. Sie antizipieren die Entwicklung bei uns und be-

reiten sich vor. Sie versuchen, wie gesagt, den Wolf im Schafspelz in Vereinen, nicht nur denen des Sports, zu platzieren. Sie versuchen, mit parlamentarischen Instrumenten die Programme zur Bildungs- und Demokratieförderung auch im Sport gezielt zu hinterfragen, zu deformieren. Und drittens gehen etwa Politiker der AfD aggressiv vor gegen alles, was ihnen nicht passt. Sie versuchen, jegliche unabhängige Institution, die ihnen gefährlich werden könnte, zu delegitimieren. All das ist Strategie.

Sind Sie in den Fokus geraten?

Ja. Ein Screenshot meines Social-Media-Profiles ist mit Zitaten und anderem von mir in einem offiziellen Organ der NPD gezeigt worden. Es wird versucht, die Menschen, die solche Parteien bekämpfen, öffentlich zu brandmarken. Als Familienvater fängt man dann an, darüber nachzudenken, was noch passieren könnte. Das ist genau das Ziel dieser Agitation.

Ist der organisierte Sport gewappnet?

Ich fürchte nicht ausreichend, auch aufgrund mangelnder Ressourcen und weil niemand weiß, was noch kommt. Die Bundesverbände, Landessportbünde und die Landessportjugenden sind stark engagiert, auch viele weitere Verbände, Vereine. Die Lage ist ernst. Mit Blick auf die Wahlen wird mir angst und bange.

Das Gespräch führte Anno Hecker.

Die „Formel 1 auf dem Wasser“ fliegt über das Mittelmeer. Seit Donnerstag läuft vor Barcelona die als „Louis Vuitton Cup“ betitelte Vorrunde zum America's Cup – der Königsklasse des Segel-sports. Fünf Teams kämpfen auf einem etwa drei Kilometer langen Kurs darum, welches Team vom 12. Oktober an gegen den zweimaligen Titelverteidiger aus Neuseeland im Finale um den America's Cup antreten darf. Das erstmals 1851 ausgetragene Rennen um die fast 70 Zentimeter hohe Silberkanne „aud mug“ gilt als einer der ältesten Sportwettbewerbe der Welt. Hunderttausende Besucher erwarten die Veranstalter in den kommenden Wochen im Hafen der katalanischen Hauptstadt, fast 1,5 Milliarden Menschen sollen sich weltweit die Rennen ansehen. Neben dem direkten Herausforderer-Team Ineos aus Großbritannien hoffen das Schweizer Team Alinghi Red Bull, Luna Rossa aus Italien, das Team American Magic vom New Yorker Yacht Club und das französische Team Orient Express auf den begehrten Platz im Cup-Finale. Im Schnitt um die 60.000 Stunden Arbeit haben die Designer, Ingenieure, Elektriker, Bootsbauer und Hydrauliker der sechs Teams in den vergangenen drei Jahren in die Entwicklung, den Bau und die Optimierung der mehrere Millionen teuren AC75-Yachten gesteckt. Die F.A.S. blickt auf die Bestandteile, auf die es beim Kampf um den Cup am meisten ankommt.

Die Foils

Bei einer Sache sind sich alle Experten einig: Die Bedeutung der Foils für die Performance der Hightech- und Highspeed-Yachten kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die links und rechts am Rumpf angebrachten tragflächenähnlichen Flügel haben das Highspeed- und das Hochseesegeln revolutioniert. Beim America's Cup werden die AC75-Boote von den mit einer Spannweite von 4,50 Metern ausgestatteten Foils bereits ab einer Windgeschwindigkeit von gerade einmal sechs Knoten (etwa 11 Kilometer in der Stunde) aus dem Wasser gehoben und fliegen nahezu – getragen vom Wind und mit nur wenigen Quadratcentimetern Kontakt zur Meeresoberfläche. Je schneller und länger eine Yacht über dem Wasser fliegt, umso größere Geschwindigkeitsvorteile hat sie. Das Problem: Mehr Wind bedeutet mehr Wellen – und die erschweren es bereits ab einer im Revier um Barcelona zu erwartenden Höhe von einem halben bis einem Meter, die Kontrolle über die Yachten zu behalten. Die Teams nutzen in ihrer Länge, Breite und Größe ziemlich ähnliche Foils. Allein der Winkel der wie ein umgekehrtes T geformten Flügel variiert leicht. Das Ziel, das beispielsweise Ineos mit ihrem als „Flügelpaps“ bezeichneten Chefdesigner Martin Fischer dabei verfolgt: weniger Auftrieb verlieren, sollten die Foils bei Wellengang einmal den Kontakt zur Wasseroberfläche verlieren.

Das Segel

Das bis zu 145 Quadratmeter große doppelseitige Großsegel der AC75-Yachten ist an einem 26,5 Meter hohen Mast aus Kohlefaser gehisst und damit das wichtigste Element an Bord, um die Kraft des



Flug über das Wasser: Das Schweizer Team Alinghi Red Bull vor Barcelona
Foto AmericasCup

Etwa 60.000 Stunden später

Wer fliegt am besten? Es gibt im Segeln nichts Größeres als den America's Cup. Worauf es vor Barcelona nun ankommt.

Von Sebastian Reuter

Windes in Geschwindigkeit umzusetzen. Das sogenannte „Soft Wing“-System besteht aus einzelnen Kohlefaserfäden mit einer Gesamtlänge von etwa 20.000 Kilometern und hat mit einem herkömmlichen Segel nur noch mittelbar zu tun. Vorn am Boot befindet sich zudem das mit 90 Quadratmetern deutlich kleinere Focksegel, das wie das Großsegel nach jeder noch so kurzen Trainingseinheit penibel auf mögliche Risse oder Löcher untersucht wird. Von Bedeutung für die Performance ist zudem noch die als „Schlitz“ bezeichnete Lücke zwischen Groß- und Focksegel und die Frage, wie und wie viel Luft dort hindurchfliegen darf, soll und muss, um beispielsweise die Wirkung des Windes zu verstärken. Im Großen und Ganzen ähneln sich die Segelsysteme der Teilnehmer stark, doch versprechen sich die Teams von einzelnen minimalen Anpassungen eine Menge. So achtete das Alinghi-Team bei seinen Trainingsfahrten im Frühsommer darauf, dass Konkurrenten und Journalisten keine Chance bekommen, die Yacht frontal von hinten zu beobachten oder gar zu fotografieren.

Die Crew

Eine entscheidende Rolle spielen die Zusammensetzung und das Zusammenspiel der Crew. Im Gegensatz zum vergangenen America's Cup sind in Barcelona jeweils nur noch acht statt elf Teammitglieder an Bord, die zu vier Personen aus einer Steuer- und einer Kraftgruppe bestehen. Aus jeder Gruppe sitzen je zwei

Segler in den beiden steuer- und backbordseitig vom Segel gelegenen Cockpits. Die Steuergruppe um Skipper, Taktiker, Trimmer und den Flight-Controller bestimmt den Kurs der Yacht und kümmert sich um die Trimmung der Segel und den Winkel der Foils. Die Powergruppe ist für die Krafterzeugung an Bord zuständig, damit die hydraulischen Systeme zur Steuerung und Trimmung genutzt werden können. Werden auf „normalen“ Segelbooten dazu eigentlich immer Kurbeln mit der Hand bedient, sind beim America's Cup nun zum zweiten Mal nach 2017 Räder an Bord erlaubt, auf denen durch das Treten in die Pedalen für Power gesorgt wird. Neben der Kraftausdauer der zumeist aus professionellen Radfahrern, Ruderern oder Bobsportlern bestehenden Powergruppe und dem seglerischen Verständnis der Steuergruppe sind die kognitiven Fähigkeiten entscheidend. Bei zu erwartenden Höchstgeschwindigkeiten von mehr als 50 Knoten (bis zu 100 Kilometer in der Stunde), blendender Sonne, aufgewühltem Meer oder einem auf Konfrontationskurs befindlichen Konkurrenzboot kommt es auf Sekundenbruchteile an. Jede Crew hat die Kommunikation an Bord deswegen über Monate geübt und bestenfalls auf wenige Codewörter reduziert. Neben Fitness und Taktik wurden auch Reaktionsschnelligkeit und Entscheidungsfindung trainiert und psychologische Tests durchgeführt, um unter größtem Druck bestmögliche Entscheidungen zu treffen. 2024 müssen erstmals alle Teammitglieder aus dem eigenen Land stam-

men oder dort seit längerer Zeit ihren Lebensmittelpunkt haben. Zu den bekanntesten Seglern zählen – wie bei den vergangenen Cups – der neuseeländische Titelverteidiger Peter Burling, der Brite Sir Ben Ainslie und der für das italienische Team startende Australier Jimmy Spithill.

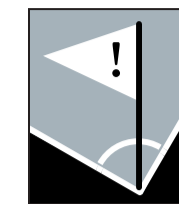
Der Rumpf

Weil in Barcelona keine ganz neue Bootsklasse an den Start geht, sondern die zweite Generation der schon 2021 in Auckland gesegelten AC75-Yachten, ist der Rumpf weiterhin 20,7 Meter lang. Insgesamt sind die neuen AC75-Yachten mit einem Gesamtgewicht von 6,5 Tonnen fast 900 Kilogramm leichter als ihre Vorgänger von 2021 – was auch an der Verkleinerung der Crews liegt. Generell sind die Vorgaben für die Teams beim Rumpf ähnlich streng wie beim Mast, sodass die Designmöglichkeiten begrenzt sind. Insgesamt setzen alle Teams auf einen im unteren Bereich scharf geschnittenen Rumpf, um nach dem Foilen beim Wiedereintauchen ins Wasser möglichst wenig Widerstand zu erzeugen. Doch: „Wer sich die Boote nebeneinander ansieht, erkennt schon Unterschiede – vor allem was die Breite und die Aerodynamik angeht“, sagt der für das Schweizer Alinghi-Team arbeitende Bootsbauer Ties Rabe im Gespräch mit der F.A.S. So können auf America's-Cup-Niveau minimale Änderungen entscheidend sein – weswegen Alinghi eng mit dem Formel-1-Team von Red Bull zusammengearbeitet hat. Die Schweizer und auch die Italiener von Luna Rossa haben sich bei ihrem Design stark an neuseeländischen Modell von vor drei Jahren orientiert, wobei das Alinghi-Team einen leicht geschwungenen Rumpf nutzt, der zur Schiffsmitte hin schmaler wird. Deutlich flacher und minimalistischer als die Konkurrenz kommt der Entwurf des US-Teams daher. Die Amerikaner haben für ihre Kraftgruppe sogar Liegeräder im Cockpit eingebaut, um die Oberseite des Rumpfes näher an die Wasseroberfläche zu bekommen und Aerodynamikvorteile zu erzielen.

Das Cockpit

Eines der größten Geheimnisse machen die Teams bis zuletzt aus den Bestandteilen ihrer Yachten, die nicht von außen direkt einsehbar sind. Über auf dem ganzen Boot verteilte Sensoren erhalten die steuernden Segler Daten ins Cockpit geliefert, die sie bestenfalls in Sekundenschnelle verarbeiten und per Knopfdruck oder minimalem Joystick-Dreh in Entscheidungen ummünzen. „Wer heute im Highspeed-Segeln erfolgreich sein will, muss mit einer Playstation aufgewachsen sein“, sagt Alinghi-Trainer Nils Frei in Anlehnung an die vielen Elemente mit denen die einzelnen Controller der Segler ausgestattet sind. Zwar bestehen die Cockpits ebenso wie der Rest der Yachten im Großen und Ganzen aus den gleichen Bestandteilen, doch arbeiteten Designer, Elektriker und Hydrauliker teilweise monatelang mit Steuerern und Trimmern an der Anordnung der Cockpit-Elemente und deren technischen Übergängen zu Foils, Segeln und dem Ruder, um auch unter größtmöglichem Zeitdruck und möglicherweise widrigen Bedingungen punktgenaue Entscheidungen treffen zu können.

KURZE ECKE



McEnroe

VON MICHAEL EDER

Haben Sie vergangene Woche das Interview mit Björn Borg und John McEnroe in der F.A.Z. gelesen? Starke Typen. Borg, der schwedische Eisberg, nicht mehr so wortkarg wie früher. Und McEnroe? Immer noch große Klappe, witzig, frech, aber sehr entspannt, zumindest an diesem Tag. Man weiß ja nie bei ihm. Sein größtes Match gegen Borg habe er 1980 in Wimbledon gespielt, erzählte er, und fast jeder Amerikaner erinnere sich daran. Allerdings nicht, wie die Partie ausgegangen ist. Deshalb sage er jedem, der danach frage, das sei ein wirklich tolles Match gewesen, und den fünften Satz, den habe er gewonnen. Das stimme zwar nicht, der Gewinner damals hieß Borg, aber die Leute seien alle begeistert, von diesem großen Sieg zu hören. Great Job! So schreibe man Geschichte, sagte McEnroe, in der Politik sei das ja gang und gäbe. Trump lässt grüßen. Man muss kleine Unwahrheiten oder auch große Lügen nur ständig mit Inbrunst wiederholen, früher oder später glauben es die Leute. Deshalb ist vielen Amerikanern auch klar: Trump hat die letzte Präsidentenwahl gewonnen, und McEnroe hat Borg 1980 in Wimbledon besiegt.

Nun wollen wir die großen Lügen mal beiseite lassen und uns lieber an McEnroe und seine kleine Unwahrheit halten. Können wir von ihm etwas lernen für die Geschichte unserer eigenen Sportkarriere? Aber ja. Ich zum Beispiel habe vor langer Zeit mal an Ironman-Triathlon auf Hawaii teilgenommen. Macht immer was her, wenn ich das nebenbei erwähne. Aber wenn man mich nach der Zeit fragt, die ich dafür gebraucht habe, stehe ich immer recht dumm da. Ich war nämlich ziemlich lange unterwegs, bis ich in Kona über die Ziellinie lief. Ein bisschen zu lange, um damit anzugeben. Immerhin kann ich anführen, dass dies eines der härtesten Rennen auf Hawaii war, die es bis heute gegeben hat. Extreme Hitze, extremer Wind, extreme Luftfeuchtigkeit. Und dass ich, während die meisten im Sanitätszelt noch an der Infusion hingen, mich eine Stunde nach dem Zieleinlauf hingesetzt habe, um eine Reportage für die Zeitung zu schreiben. Nicht schlecht, die Geschichte, aber wenn ich meinen Enkeln mal davon erzähle, dann werde ich das anders aufziehen. Im McEnroe-Style. Wisst ihr was, Kinder, werde ich sagen, ich habe das Ding damals auf Hawaii gewonnen. So wie McEnroe 1980 gegen Borg gewonnen hat in Wimbledon. Das waren noch Zeiten! Ach, von McEnroe und Borg habt ihr noch nie gehört? Macht nichts, das waren zwei der größten Tennisspieler, die es jemals gab. Nein, auf Hawaii waren die beiden nie am Start, das haben sie sich nicht getraut. Wobei, bei McEnroe bin ich mir nicht so sicher. Kann sein, dass er 1980 nicht nur Wimbledon, sondern auch Hawaii gewonnen hat. Bei dem weiß man nie.

KOPF DER WOCHE NAOMI OSAKA

Die Königin und ihr Puzzle

Der Auftritt der früheren Nummer eins bei den US Open zeigt, was allen anderen Tennisspielerinnen fehlt. Von Klaus Bellstedt, New York

Rüschchen, riesige Schleifen, ein Tutu: Das Fashion-Statement von Naomi Osaka bei den US Open war das Gesprächsthema in der ersten Woche des Grand-Slam-Turniers von New York. Die ehemalige Nummer eins der Frauen-Weltrangliste trug selbst an ihren Tennischuhen Schleifen. Sie hatte an den Entwürfen mitgearbeitet. Ihr Super-Anzug erinnerte an das Outfit japanischer Manga-Figuren. Naomi Osaka ist Japanerin, auch wenn sie schon lange in den Vereinigten Staaten lebt. Mit ihrer Heimat verbindet sie immer noch viel. Von Beruf ist die Fashion-Stilikone Osaka vieles: Medienmanagerin, Start-up-Unternehmerin, Spielerberaterin und ja, auch Tennisspielerin, nach wie vor.

Das vergisst man schnell, wenn man sie noch nie auf dem Court hat spielen sehen.

Naomi Osaka war die Nummer 1 der Weltrangliste, sie hat vier Grand-Slam-Titel gewonnen, zweimal die US Open, zweimal die Australian Open zwischen 2018 und 2021. Damals war Naomi Osaka das neue Gesicht des Damen-Tennis. Aber dann gab es Brüche. Im vergangenen Jahr bekam Osaka ein Kind. Im Ranking fiel sie wegen der Pause weit nach hinten. Schon vor der Geburt hatte sie sich immer wieder Verletzungen, mentalen Herausforderungen und Depressionen zu kämpfen.

Im Januar in Australien kehrte sie schließlich auf die große Tennisbühne zurück. Aber die prägenden Figuren waren jetzt andere. Iga Swiatek hatte die Regenschaft übernommen. Die Polin ist das Gegenteil von Osaka: sachlich, unprätentiös. Ein Anti-Star. Swiatek ist eine

Schnell-Spielerin, die ihre Gegnerinnen regelmäßig im Rekordtempo bezwingt. Ihre Stimme überschlägt sich, wenn sie vor Publikum spricht. Im Juni trafen die beiden bei den French Open in Paris aufeinander: dort die etablierte Erledigungs-Modus-Spielerin Swiatek. Auf der anderen Seite des Netzes die schillernde Rückkehrerin, die während der Seitenwechsel schon mal ihre Gedanken in ein kleines Büchlein schreibt. Viele Spieler meinten hinterher, und teilten das auf ihren Kanälen, dass das Match wohl das Beste der jüngeren Geschichte im Frauen-Tennis gewesen sei. Das Spiel der vielen Wendungen endete mit einer überraschenden Siegerin. Swiatek, die Weltranglistenersche, war wie immer die große Favoritin. Aber die Polin war eigentlich schon ausgeschieden. Sie hatte einen Matchball gegen

sich. Dann versagten Naomi Osakas Nerven. Mit einfachen Fehlern schenkte die Japanerin den Sieg her. Das Drama war vollkommen. Bis auf die Box von Swiatek schien das ganze Stadion aufseiten der 26-jährigen Außenseiterin. Zu gerne hätten die Fans in Paris Naomi Osaka länger in diesem Turnier gesehen. Genau diese Typen fehlen dem Sport.

Die Letzte mit so viel Charisma auf der Tour vor ihr war die große Serena Williams. In New York sah man in dieser Woche, dass die Strahlkraft der Japanerin ungebrochen ist. Genauso wie die Sehnsucht der Fans nach einem globalen Tennistar. Einem, der auch abseits des Tennisplatzes immer wieder für Aufmerksamkeit sorgt. Naomi Osaka nutzt zum Beispiel ihre Popularität und Reichweite, um Rassismus offen anzuprangern. Sie ist auch die

Geschäftsführerin einer millionenschweren und bestens florierenden Ich-AG, die auf dem Court ein Tutu trägt, weil sie es eben kann. Trotz all dem wirkt sie, auch wenn alle Spots auf sie gerichtet sind, bescheiden, beinahe demütig. Vielleicht ist das, neben ihrem Tennistalent, ihr größtes Geschenk. Die US Open waren für Naomi Osaka nach der zweiten Runde beendet. Raus gegen die Tschechin Karolina Muchova. „Obwohl ich in kein Finale gekommen bin“, sagte Naomi Osaka anschließend mit Blick auf ihr Comeback, „habe ich den Gedanken im Kopf, dass ich diese Turniere gewinnen kann. Es fühlt sich an, als setzen sich die Teile irgendwann zusammen. Das mag nicht in der Zeit passieren, in der ich es mir wünsche. Aber irgendwann passiert es.“



Foto AFP

So entspannt kann Bahnfahren sein. Oder wieder werden. Dafür will Hans Peter Lang sorgen.
Fotos Daniel Pilar

Wie ein Patient, der sich alle paar Jahre zur Darmspiegelung aufruft, müssen sich auch Züge regelmäßig untersuchen lassen. Der Arzt klickt sich durch die elektronische Patientenakte, der Eisenbahner durch das elektronische Regelwerk. Dieses entstammt meist der Feder der DB Systemtechnik, ein Tochterunternehmen der Deutschen Bahn. Seit 2011 als eigenständige GmbH der Mutter erwachsen, versorgt die Systemtechnik nationale und internationale Kunden im Schienenbereich mit Ingenieurs- und Prüfdienstleistungen aller Art. Von der Akustik über die Elektrik im Zug bis hin zu Radsätzen und dem Fahrverhalten in Kurven, die Systemtechnik prüft Schienenfahrzeuge auf Herz und Nieren.

Am Mindener Standort versammeln sich eigene Prüfstände, etwa eine Klimakammer, Aufprallwaggons und eine Radsatzwerkstatt. Mittendrin steht der ehemalige Chef, seit August Rentner. Einer, der die Debüts fast aller ICE-Modelle aus nächster Nähe erlebt hat und die Bahn in den nächsten vier Jahren bei der Einführung des europäischen Zugsicherungssystems ETCS beraten soll. Hans Peter Lang geht schnell und redet noch schneller. Während er schon wieder losleitet, telefoniert, mit Kollegen schwatzt, eine Leiter für den Fotografen organisiert und sie kurzerhand selbst trägt. An diesem Montag im Juli führt er über das Mindener Gelände. Noch hängen seine Fotos an der Wand, darunter steht ein Korb mit bayerischen Bieren, ein Geschenk der Kollegen zum Abschied.

Die Klimakammer der Systemtechnik ist im leeren Zustand eine unspektakuläre helle Halle. An den Wänden hängen in ungeordneter Reihenfolge Fotos und Erklärtexte von bekannten Schienenfahrzeugen, die sich in diesen vier Wänden schon einmal die Ehre gegeben haben. Hans Peter Lang staunt noch immer über eine Besuchergruppe aus Osteuropa: ein russischer Schlafwagen im Test, unbeeindruckte Vertreter der russischen Bahn. „Dann wurde die Klimakammer auf -25 Grad runtergekühlt, und die sind da im Hemd reingegangen.“ Die Zusammenarbeit mit den kälteerprobten Russen wurde nach dem Kriegsbeginn in der Ukraine gekündigt, sagt eine Bahnsprecherin. Auf dem Gelände finden sich außerdem alte, beachtlich gefüllte Güterwaggons. Sie dienen der Messung von Auflaufstößen, da es während des Rangierens durchaus mal rumsen kann. Die Arbeiter ziehen den Testzug einen Ablaufberg hoch, lassen ihn auf die Güterwagen auffahren und messen die entstehenden Kräfte.

Hans Peter Langs neues Büro liegt neben der Halle für Schienenmessfahrzeuge. Er widmet sich seit dem Ausscheiden aus seinem alten Job ausschließlich der Einführung von ETCS. Das System soll Bahnfahrern das Leben erleichtern, Zeit einsparen und durch Digitalisierung Abläufe optimieren, damit Aussagen wie „Der vor uns liegende Streckenabschnitt ist noch durch einen anderen Zug belegt“ zukünftig der Vergangenheit angehören. Wer regelmäßig mit der Bahn fährt, kann diese Lautsprecherdurchsage fehlerfrei mitsprechen. Zugsicherungssysteme verzeichnen generell, wann ein Zug in einen Abschnitt fährt, wie schnell er ist, wann er und ob er vollständig wieder herausfährt. Ist der Zug zu schnell, bremsst ihn das System auf die zulässige Geschwindigkeit ab. Achszähler im Gleisbett zählen die vorbeifahrenden Radsätze. Das kommende ETCS kann noch mehr, etwa virtuelle Abstände und den Bremsweg zum anderen Fahrzeug jederzeit genau berechnen. Dadurch soll die Kapazität des vorhandenen Schienennetzes besser genutzt werden können. Die Deutsche Bahn erwartet eine Steigerung von bis zu 30 Prozent.

Das neue System flächendeckend bis 2030 einzuführen heißt nicht, es per Dekret zu verkünden. Zuvor müssen unzählige Gespräche und Abstimmungen zwischen den Akteuren des Eisenbahnsektors erfolgen, darunter die Netzbetreiber, die Aufsichtsbehörden und 364 Eisenbahnverkehrsunternehmen, die 304 verschiedene Loktypen im Einsatz haben. Nach heutigem Regelwerk, so Lang, brauche jeder einzelne Typ eine eigene Zulassung. Der Aufwand, für die ETCS-Einführung mehrere Hundert einzelne Projekte auf die Beine zu stellen, wäre kaum zu stemmen, unübersichtlich und unwirtschaftlich



Die Leichtigkeit des Bahnfahrens

Hans Peter Lang war viele Jahre Chef der DB Systemtechnik. Jetzt ist er Rentner. Eigentlich. Nun packt er zwei Dauerbrenner der Bahn an: Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit. *Von Julia Fietz*



Alles digital, auch die automatische Kupplung zwischen den Waggons. Ob's hilft?

noch dazu. Das zu verhindern, darin sieht Lang seinen zukünftigen Job: „Es muss eine koordinierende Stelle geben, die vom gesamten Eisenbahnsektor mitgetragen wird. Das voranzutreiben ist meine Aufgabe.“

Das Gesamtprojekt ETCS hat im Juni dieses Jahres aus Langs Sicht einen entscheidenden Schub bekommen. Die Bundesregierung verabschiedete eine Änderung des Schienenwegebaugesetzes, nun finanziert der Bund den Eisenbahnunternehmen einen Teil der Umrüstung auf das neue Sicherungssystem. Eine gute Nachricht für die Verkehrsunternehmen, die unter den hohen Kosten des Projekts stöhnen. Denn nicht nur Neufahrzeuge müssen mit der Technik ausgestattet werden, sondern auch der komplette Bestand mit teils zehn, zwanzig Jahren auf dem Buckel und einer Lebenserwartung, die noch ein paar Jahrzehnte andauern soll. Geld werde wegen der angespannten Haushaltssituation der Ampelregierung wohl erst einmal nur schrittweise fließen, sagt Hans Peter Lang. Über die Förderrichtlinie und die Höhe der Finanzierung verhandelten aktuell die Netzbetreiber und das Verkehrsministerium.

Bevor die Eisenbahner überhaupt mit der Umrüstung der Fahrzeuge beginnen können, müssen die Stellwerke modernisiert werden und die Strecken auf den neuen technischen Stand gebracht werden. Im Zielzustand sind keine physischen Signale an den Strecken mehr notwendig. Leitsicherungstechnik im Gleis überträgt fortwährend Signale an das Fahrzeug. Ist die Ausrüstung der Strecken abgeschlossen, bräuchten die Züge auch keine Gleisfreimeldeinrichtungen mehr, sagt Lang. Nach der Umrüstung der Strecken sind die Fahrzeuge dran. Für jeden Fahrzeugtyp muss eine Lok mustergültig mit großem Aufwand umgerüstet werden, sie dient als Vorbild für alle folgenden. „Wenn man das vereinfacht betrachtet, ist ETCS eine Verlagerung von Funktionen, die früher die Infrastruktur hatte, in das Fahrzeug.“

Die Kosten für die ersten Musterfahrzeuge belaufen sich je nach Typ auf dreieinhalb bis 20 Millionen Euro, schätzt er. Auch an dieser Stelle des Prozesses will er ansetzen. Alle Bahnunternehmen mit den gleichen Fahrzeugtypen sollten auf die einmal gefundene technische Lösung zurückgreifen dürfen. Ungefähr 13.500 Schienenfahrzeuge seien in Deutschland auf ETCS umzurüsten, sagt Hans Peter Lang. Seit Einführung des ICE 3 in den Hochgeschwindigkeitsverkehr ist ETCS die technisch größte Veränderung des deutschen Schienenverkehrs, die Lang in seiner Karriere miterlebt hat. An dem europaweit standardisierten System führt kein Weg vorbei. Die Fahrzeughersteller wollten von den Dreißigerjahren an die alten Technologien nicht mehr weiterentwickeln, erklärt Lang, die europäische Gesetzgebung ließe das auch gar nicht zu.

Um diesen Umstellungsprozess zu begleiten, ist Lang fachlich gut gerüstet. Nach einem Studium der Schienenverkehrstechnik an der RWTH Aachen entschied sich Lang für die Industrie. Aus der Tätigkeit als Entwicklungsingenieur bei der MBB wurden Aufbau und Leitung dynamischer Berechnungen in der AEG. Das Fahrverhalten hätten Lang und seine Mitarbeiter damals noch durch selbst geschriebene Rechenprogramme berechnet, eine sehr zeitaufwendige Arbeit. Heute stehen den Bahnangestellten fertige Simulationsprogramme zur Hand. Später arbeitete er zusammen mit Siemens an der Entwicklung des ICE 3.

Nach dem Rundgang über das Gelände in Minden holt Lang seinen Laptop hervor und zeigt ein skurriles Foto aus früheren Tagen. Bahntechniker, umgeben von Werkzeugkästen, leiten durch eine offene Toilette Kabel für die Messtechnik nach unten. Heute bauen sie einen Teil des Fensters aus und eine Holzverkleidung ein, versichert Hans Peter Lang und lacht. Die Erprobung der Fahrwerke des ICE 3, ebenfalls fotografisch dokumentiert, mutet abenteuerlich an. Einen Wagen hätten sie zur Testfahrt zugelassen, eingegliedert in einen Regelzug. Einen Innenausbau habe er nicht gehabt, nur Ballastgewichte, und schon ging es, um Kilometer zu machen, zwischen München und Hamburg hin und her, immer und immer wieder.

Der Einstieg in den Bahnkonzern erfolgte 1999, Lang übernahm Fachbereich fünf, denjenigen für Fahrtechnik und deren Überprüfung. Die Vorläuferorganisation der Systemtechnik, das Forschungs- und Technologiezentrum, verantwortete er vom Jahr 2000 an. Die DB Systemtechnik gründete sich 2011 als eigenständige GmbH, Hans Peter Lang wurde Geschäftsführer und hatte von 2018 bis 2024 außerdem die Rolle des Technikchefs der Deutschen Bahn inne. Im März 2024 hat Lang die Geschäftsführung der Systemtechnik an Hiie-Mai Unger abgegeben.

Mit einem 80-Prozent-Vertrag bleibt Hans Peter Lang noch bei der Systemtechnik und will erst mal nicht kürzertreten: „Rosen züchten oder Rasen mähen wäre mir zu langweilig.“ Er will einen Beitrag zur Zukunft des Unternehmens leisten. Das aufwendige, bürokratische, komplizierte System Eisenbahn in Deutschland müsse sich ändern: „Es ist in den letzten Jahren immer komplexer geworden. Für mich hat das an vielen Stellen nichts mehr mit der gewollten Leichtigkeit des Eisenbahnsystems zu tun.“ Leichtigkeit ist ein Begriff, den wohl kaum jemand mit der Deutschen Bahn in Verbindung bringen würde. Tatsächlich heißt es im Eisenbahngesetz unter anderem: „Bei dem Bau oder der Änderung von Eisenbahnanlagen sollen (...) diese Anlagen für die Erzeugung erneuerbarer Energien genutzt werden, wenn die Sicherheit und Leichtigkeit des Verkehrs hierdurch nicht beeinträchtigt wird.“ Eine Ermahnung, auf unkomplizierten Wegen für möglichst unkomplizierte Ergebnisse zu sorgen.

Hans Peter Lang witzelt: „Ich habe schon einigen jüngeren Kollegen gesagt, euch verabschiede ich auch noch in die Rente.“ Erst wenn er das Gefühl habe, er könne nichts mehr kreativ beitragen, wolle er gehen. Wenn Lang bis dahin Erfolg hat, dann könnten Menschen wie er, die mangels Führerschein auf die Bahn angewiesen sind, in Zukunft wieder entspannt die Leichtigkeit des Bahnfahrens genießen.

SCHLUSSLICHT



LEE(H)R FAHRT

VON JOHANNES WINTERHAGEN

Wer eine Reise tut, hat etwas zu erzählen. Wobei, die schönsten Geschichten schreiben sich buchstäblich vor der eigenen Haustür. Zum Beispiel am Mittwochabend in einer Anliegerstraße im Frankfurter Stadtteil Sachsenhausen. Eng geht es da auf der Straße zu, rechts und links parkende Autos, üblicherweise weicht man einander zwischen den Engstellen höflich aus. Um zehn Uhr abends hält ein Linienbus vor der Haustür, nicht etwa weil da eine Haltestelle wäre, sondern weil er nicht weiterkommt. Dass der Bus überhaupt diese Straße benutzt, ist der vorausschauenden Planung des städtischen Amts für Straßenbau und Erschließung zu verdanken. Denn das lässt, es wurde an dieser Stelle bereits beschrieben, eine zentrale Kreuzung im Viertel in einen Kreisverkehr umbauen, schlappe anderthalb Jahre soll das dauern. Ein Umweg über eine Landesstraße war bislang dafür in Kauf zu nehmen, durchaus zu verschmerzen. Nun aber wird diese Hauptverbindung infolge der vorausschauenden Planung des Bauamts ebenfalls gesperrt, der komplette Verkehr führt plötzlich über die Wohnstraße. „Was soll ich machen, etwa fliegen?“, meinte ein Autofahrer mit fremdem Kennzeichen. Das dürfte sich auch der Busfahrer der Linie M36 gedacht haben, der arme Mann wollte mit seiner Leerfahrt nur rasch in den Feierabend. Nun steht er da, eingekeilt zwischen korrekt parkenden Autos, und weiß sich nicht zu helfen. Anderthalb Stunden später bugsiert ein erfahrener Kollege das zwölf Meter lange Gefährt rückwärts zur nächsten Kreuzung. Fahrerisch ein Glanzstück, das die Minderleistung kommunaler Koordination mit Bravour ausgleicht.

Nun liegt die Planung städtischer Mobilität auch anderswo im Argen, deshalb ist die Freude zunächst groß, als wir per Zufall auf das uns bislang nicht bekannte „Mobilitätsforum Bund“ stoßen, organisiert von einer ursprünglich für die Überwachung des Straßengüterverkehrs zuständigen Bundesbehörde. Doch um ein nahtloses Ineinandergreifen verschiedener Verkehrsträger geht es hier nicht, man sieht sich allein im Dienste des abstrakten Ziels „Fahrradland Deutschland 2030“. Dafür betreibt das Forum unter anderem einen täglichen Newsletter zur Medienlage. Dass Medienbeobachtung zu einem Fachthema den aus Steuermitteln zu finanzierenden Staatsaufgaben zuzurechnen ist, war uns unbekannt. Angesichts knapper Kassen, das Amt erhält im laufenden Haushaltsjahr 60 Millionen Euro Bundesfinanzierung, sollte besser früher als später die Durchsage kommen: Endhaltestelle, bitte aussteigen!

SCHLAGLICHT



20.800

Menschen kam im vergangenen Jahr durch einen Sturz zu Tode. Durch Verkehrsunfälle starben 2830 Menschen.

Quelle: Statistisches Bundesamt

HINWEIS DER REDAKTION

Ein Teil der in Technik & Motor besprochenen Produkte wurde der Redaktion von den Unternehmen zu Testzwecken zur Verfügung gestellt oder auf Reisen, zu denen Journalisten eingeladen wurden, präsentiert.

In der Debatte um Künstliche Intelligenz (KI) scheint es auf den ersten Blick zwei extreme Positionen zu geben: Die einen erhoffen sich dadurch ein Produktivitäts- und Wachstumswunder, die anderen fürchten um Arbeitsplätze und sehen den Wert des Menschen und der Arbeit infrage gestellt. Tesla-Chef Elon Musk hat KI sogar als „eine der größten Bedrohungen“ für die Menschheit bezeichnet. Und immer wieder tauchen Studien auf, die solche existenziellen Ängste befeuern. Eine viel zitierte und zugleich kritisierte Untersuchung der US-Großbank Goldman Sachs aus dem vergangenen Jahr stellte eine Prognose auf, die für Aufsehen sorgte: Weltweit könnten 300 Millionen Vollzeitarbeitsplätze durch den Einsatz von generativer KI verschwinden.

Doch eine Diskussion, die sich vor allem um den Abbau von Arbeitsplätzen dreht, führt für Florian Kunze ins Leere. Er ist Professor für Organisationsverhalten an der Universität Konstanz und leitet dort das Konstanz Future of Work Lab, das sich Zukunftsthemen der Arbeitswelt widmet. „Wenn wir herausfinden wollen, wie wir KI am besten nutzen, sollten wir auch auf die Unterschiede zwischen einzelnen Gruppen von Menschen schauen“, sagt er. Um genau diese Unterschiede herauszufinden, hat er gemeinsam mit Ann Sophie Lauterbach mehr als 2000 Beschäftigte nach ihrer Einstellung zu KI befragt. Die Studie liegt der F.A.S. vorab vor.

Eine zentrale Botschaft: Zwischen den verschiedenen Bildungsniveaus und Berufsgruppen klappt in vielen Fragen eine erhebliche Lücke. Während 37 Prozent der Befragten mit hohem Bildungsniveau (abgeschlossenes Studium) KI-Anwendungen bei der Arbeit nutzen, sind es nur 8 Prozent der Befragten mit einem niedrigen Bildungsniveau (weder Schulabschluss noch abgeschlossene Berufsausbildung). Zudem sind Hochqualifizierte deutlich motivierter als Geringqualifizierte, an KI-Weiterbildungen teilzunehmen. Und sie schätzen ihre eigenen



Durch Künstliche Intelligenz unterstütztes Taktiktraining für angehende Polizistinnen an der Hochschule Mühlheim. Foto Ben Kieß

Die große KI-Kluft

Wer gering qualifiziert ist, nutzt KI selten. Das könnte ein Problem werden.

Von Felix Schwarz

KI-Kompetenzen höher ein. All das führt zu einer optimistischen Haltung zu KI: Während fast die Hälfte der befragten Akademiker einen positiven Einfluss von KI sieht, sind es unter den Geringqualifizierten nur 16 Prozent.

Der Grund aus Kunzes Sicht: Akademiker sind nicht nur motivierter, Weiterbildungsmaßnahmen wahrzunehmen, sondern nutzen diese auch tatsächlich öfter als Beschäftigte mit geringerer Qualifikation und können häufiger auf Führungskräfte setzen, die sie dabei unterstützen. Das findet er problematisch: Wenn Beschäftigte mit

schlechteren Voraussetzungen in die Arbeitswelt eintreten, müssten sie seiner Meinung nach eigentlich mehr Weiterbildung und Unterstützung bekommen, um diese Ungleichheiten auszugleichen. Aber: „Das Gegenteil ist aktuell der Fall“, sagt Kunze.

In anderen Studien liegen die Unsicherheitswerte zum Teil deutlich höher. Laut einer Studie der Boston Consulting Group (BCG) aus dem Juni 2023 befürchten 40 Prozent der 1000 befragten Deutschen, durch den Einsatz von KI ihren Job zu verlieren. Im weltweiten Vergleich von BCG landete Deutschland

bei der KI-Begeisterung im hinteren Mittelfeld. Dennoch zieht Kunze ein klares Fazit aus seiner Umfrage. „Wie viele Menschen wirklich arbeitslos werden, hängt auch von den Weiterbildungsmöglichkeiten ab“, sagt er.

Angesichts dieser Unterschiede drängt sich die Frage auf: Fühlen sich Menschen mit niedrigem Bildungsniveau durch KI stärker verunsichert? Schließlich liegt die Vermutung nahe, dass sie sich mehr Sorgen um ihre berufliche Zukunft machen, wenn sie beim Thema KI vergleichsweise hinterherhinken. Doch Kunzes Umfrage spricht eine andere Sprache: Bezogen auf den aktuellen Beruf, ist die Unsicherheit fast gleich groß. Elf Prozent der Befragten mit niedrigem Bildungsniveau sprechen von Unsicherheit durch KI, unter denjenigen mit hohem Bildungsniveau sind es mit zehn Prozent kaum weniger.

Was die Umfrage auch zeigt: Unsicherheit ist keineswegs gleichbedeutend mit Stress. Kunze vermutet: Wer sich mit KI auseinandersetzt, muss Geld und Zeit investieren. „Und das kann zu einem erheblichen Stress führen“, sagt er. So geben 13 Prozent der Befragten mit hohem Bildungsniveau an, unter sogenanntem Technostress zu leiden. Unter den Befragten mit niedrigem Bildungsniveau sind es lediglich neun Prozent. Vergleicht man die Tätigkeiten, ergibt sich allerdings ein anderes Bild: 30 Prozent der Beschäftigten in Büro- und Wissensberufen nutzen KI, aber nur neun Prozent leiden unter Technostress. Unter den Produktionsarbeitern ist dieser Wert in etwa gleich, sie nutzen KI jedoch seltener (17 Prozent). Insgesamt ist der Einsatz von KI noch wenig verbreitet, nur 24 Prozent aller Befragten nutzen KI-Anwendungen oder -Tools schon in ihrer täglichen Arbeit.

Wenn so wenige Menschen KI nutzen: Ist Ungleichheit dann überhaupt ein Problem? Sollte nicht jeder genau das tun, was er am besten kann? Manche können eben besser mit KI umgehen als andere, ließe sich ja argumentieren. Kunze entgegnet: „Es geht hier um

Chancengleichheit.“ Einen bereits vollzogenen oder geplanten Stellenabbau hat laut der Studie bisher nur eine deutliche Minderheit der Befragten in ihrem Unternehmen wahrgenommen. Auch wenn sich Prognosen über groß angelegte Entlassungsprogramme nicht bewahrheiten sollten: Die in der Studie festgestellte Ungleichheit stellt für Kunze eine enorme Gefahr dar. „Wenn Menschen das Gefühl haben, abgehängt zu werden, wächst die Unzufriedenheit und damit die Gefahr von politischer Radikalisierung.“ Ungleichheit sei ein Nährboden für Rechtspopulismus, ist Kunze überzeugt.

Deshalb sieht er großen Handlungsbedarf in den Unternehmen. „Wir brauchen bessere und mehr Weiterbildungsprogramme, vor allem für Mitarbeiter mit niedrigem Bildungsniveau und in kleineren Unternehmen“, sagt er. Denn auch zwischen den Unternehmen tut sich laut der Studie eine große Lücke auf. Dass KI Teil der Unternehmensstrategie ist, berichten elf Prozent der Beschäftigten in kleinen Unternehmen mit bis zu 50 Mitarbeitern. In großen Unternehmen mit mindestens 250 Mitarbeitern sind es dagegen doppelt so viele.

Die größte Verantwortung für den Abbau von Ungleichheit sieht Kunze bei der Politik. Zugleich schränkt er ein: Neben den Zahlen sei Ungleichheit immer auch ein philosophisches Thema mit offenem Ende und daher mit viel Diskussionspotential. Fest steht für ihn: „Auch die Unternehmen und die Beschäftigten müssen sich bewegen.“

Damit sich mehr Menschen mit dem Thema auseinandersetzen, braucht es aus Kunzes Sicht eine bessere Kommunikation in den Unternehmen – oder genauer gesagt: überhaupt Gespräche darüber. In mehr als 80 Prozent der Unternehmen sprechen laut der Umfrage weder die Geschäftsführung noch die Führungskräfte über KI. Stress und Unsicherheit seien auch immer individuell. Deshalb sei Fingerspitzengefühl der Führungskräfte gefragt.



75 Jahre
Frankfurter
Allgemeine

Zukunft braucht Denkanstöße — wir liefern sie seit 1949

Feiern Sie mit uns 75 Jahre Qualitätsjournalismus und lesen Sie die Frankfurter Allgemeine Zeitung **4 Wochen mit 75 % Rabatt!**

75 Jahre –
75 Preise



KIA

Sichern Sie sich die Gewinnchance auf einen vollelektrischen Crossover **Kia Niro EV*** und viele weitere Jubiläums-Gewinne.

*Kia Niro EV 64,8-kWh-Batterie (Strom/Reduktionsgetriebe); 150 kW (204 PS); Stromverbrauch kombiniert 16,2 kWh/100 km; CO₂-Emission kombiniert 0 g/km; CO₂-Klasse A.

PR24052

Jetzt Jubiläumsangebot sichern: (069) 75 91-33 59 oder faz.net/75jahre

Stellenangebote



Bundesanstalt für
Immobilienaufgaben

Labore
Gewerbeflächen
Bibliotheken
Wohnungen
Bunker
Kasernen
Truppenübungsplätze
Schlösser
Museen
Wälder
Leuchttürme
Ministerien
und vieles mehr auf www.bundesimmobilien.de

Die Bundesanstalt für Immobilienaufgaben – Anstalt des öffentlichen Rechts – Direktion Freiburg sucht für den Geschäftsbereich Verkauf am **Arbeitsort Mannheim ab sofort unbefristet** eine/einen:

Referentin/Referenten operativer Verkauf (w/m/d)

(EG 14 TVöD Bund/A 14 BBesG, Kennung FRVK6061)

Zur vollständigen Stellenausschreibung gelangen Sie über unsere Homepage in der Rubrik Karriere.

Nutzen Sie die Möglichkeit einer Onlinebewerbung über die zentrale Bewerbungsplattform auf www.interamt.de unter der Stellen-ID 1180689.

Ihre vollständige Bewerbung (insbesondere mit Lebenslauf und Zeugnissen) sollte bis spätestens **29. September 2024** eingegangen sein bei der

Bundesanstalt für Immobilienaufgaben
Direktion Freiburg
Hauptstelle Organisation und Personal
Stefan-Meier-Straße 72 • 79104 Freiburg
Herr Waldvogel, +49 761 55770-108



www.bundesimmobilien.de



Frankfurt am Main | Redaktion | Vollzeit | ab 1. April 2025

Volontäre (m/w/d)

Bei der F.A.Z. haben Sie die Möglichkeit, über ein Volontariat in den Journalistenberuf einzusteigen. Der nächste Volontariatsjahrgang beginnt am **1. April 2025** und ist crossmedial ausgerichtet.

Ihre 24-monatige Ausbildung findet sowohl in den Redaktionen der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung als auch in unserer Onlineredaktion statt. Sie erlernen praxisnah das Handwerk für verantwortungsvollen Journalismus und haben anschließend das Rüstzeug, um als Redakteurin oder Redakteur bei einem Qualitätsmedium zu arbeiten.

Von Anfang an arbeiten Sie an facettenreichen Themen, von der Recherche bis hin zur Veröffentlichung, und können sich durch Stationen in verschiedenen Ressorts sowie kontinuierliches Feedback gezielt weiterentwickeln.

Ergänzende Kurse bieten Ihnen die Möglichkeit, Ihr journalistisches Know-how theoretisch zu fundieren und bereiten Sie auf eine journalistische Zukunft vor.

Bitte bewerben Sie sich bis zum **15. September 2024** über die entsprechende Stellenausschreibung in unserem Bewerbungsportal – wir freuen uns darauf, Sie kennenzulernen.



Weitere Informationen unter
[frankfurterallgemeine.de/
volontariat](http://frankfurterallgemeine.de/volontariat)

Ihr Kontakt für Rückfragen:

Peter Machka
Zentralbereich Personal
Telefon: +49 69 7591 2390
E-Mail: p.machka@faz.de

Heute schon die F.A.Z. gehört?

Jetzt Reinhören: der F.A.Z. Podcast für Deutschland.

Von montags bis freitags widmet sich unser täglicher Podcast umfassend Themen aus Politik, Wirtschaft, Kultur, Sport oder Wissen.

Jetzt anhören unter faz.net/podcast



Die Bundesanstalt für Gewässerkunde (BfG) sucht für das Referat U3 „Vegetationskunde und Landschaftspflege“, zur Wahrnehmung der übertragenen Aufgabe, zum nächstmöglichen Zeitpunkt, unbefristet, eine/einen

Wissenschaftliche Mitarbeiterin/ Wissenschaftlichen Mitarbeiter (Uni-Diplom/Master) (m/w/d) Fachrichtung Biologie, Gewässerökologie oder Geo-/Umweltwissenschaften

Der Dienort ist Koblenz.

Referenzcode der Ausschreibung 20242079_9441

Fühlen Sie sich angesprochen?

Dann bewerben Sie sich bitte bis zum **28.09.2024** über das Elektronische Bewerbungsverfahren (EBV) auf der Einstiegsseite: <http://www.bav.bund.de/Einstieg-EBV>

Wählen Sie dort „Bewerbung mittels Referenzcode“ aus und geben Sie bitte im Verlauf Ihrer Bewerbung den Referenzcode 20242079_9441 ein. Die Benutzerdokumentation finden Sie über den oben genannten Link.

Fachliche Auskünfte erteilt Ihnen Dr. Peter Horchler, Tel.: 0261 1306-5177, oder Herr Uwe Schröder, Tel.: 0261 1306-5140, Auskünfte zur Bewerbung erhalten Sie unter Personalgewinnung@bafg.de

<http://www.bafg.de>

<http://www.bav.bund.de>

Für lebendige Wasserstraßen



WSV.de
Wasserstraßen- und
Schifffahrtsverwaltung
des Bundes

Das Wasserstraßen- und Schifffahrtsamt Main sucht für seine Außenbezirke in Frankfurt, Hanau, Erlenbach, Gemünden, Volkach und Haßfurt zum 01.09.2025

Auszubildende zur/zum Wasserbauerin/Wasserbauer (m/w/d)

Ausbildungsorte sind Frankfurt, Hanau, Erlenbach, Gemünden, Volkach oder Haßfurt.
Die Ausbildungsdauer beträgt 3 Jahre.

Referenzcode der Ausschreibung 20242060_9441

Fühlen Sie sich angesprochen?

Dann bewerben Sie sich bitte bis zum **04.10.2024** über das Elektronische Bewerbungsverfahren (EBV) auf der Einstiegsseite <http://www.bav.bund.de/Einstieg-EBV>

Hier geben Sie bitte den oben genannten Referenzcode ein.

Als Ansprechperson steht Ihnen beim Wasserstraßen- und Schifffahrtsamt Main Frau Martina Scheuring, Tel.: 09721 206-3124, gerne zur Verfügung.

Ausführliche Informationen zum Stellenangebot erhalten Sie unter <http://www.wsa-main.wsv.de> und <http://www.bav.bund.de>

Stellengesuche

Maschinenbau ist sexy!

Biete Ihnen meine Unterstützung in
Ihrem Beirat u. Aufsichtsrat an.
>25 Jahre GF-Erf.,
Umsatzportfolio >2 Mrd. €
Kontakt: beirat2024@gmail.com



Bei der Stadt Recklinghausen ist zum 1. April 2025 die Stelle der

Fachbereichsleitung (m/w/d) Jobcenter

zu besetzen. Die Vergütung richtet sich nach EG 15 TVöD bzw. A 15 LBesG NRW.

Bewerbungsfrist: 30. September 2024

Details unter:

www.recklinghausen.de/stellen
oder

Telefon: 0 23 61 / 50 11 20

0 23 61 / 50 13 00



Frankfurter
Allgemeine
Buch

Arbeitgeber- Attraktivität erhöhen

Der demografische Wandel ist allgegenwärtig. Arbeitgeber-Attraktivität wird zu der zentralen Erfolgsvoraussetzung für Organisationen. Sie setzt gute Führung voraus. Beide sind untrennbar miteinander verbunden.



ARBEITGEBER-ATTRAKTIVITÄT UND FÜHRUNG
Cornelius Riese
112 Seiten – 22 Euro – ISBN 978-3-96251-206-4
www.fazbuch.de – 0711-7899 2044
faz@zeitfracht.de



Jetzt, am Ende des Sommers, fahren die Landmaschinen wieder über die Felder: Sie lockern den Boden auf, verteilen Mist, Gülle oder Kügelchen aus Kunstdünger – alles, um das Feld für die Aussaat vorzubereiten. Ein neuer Zyklus beginnt, denn im nächsten Jahr soll wieder Weizen, Gerste oder Roggen wachsen. Die sich aufheizende Atmosphäre ist für die Landwirtschaft dabei ein zunehmendes Problem, gleichzeitig spielt diese selbst eine bedeutende Rolle – sie ist Opfer wie Täter. Denn über das ganze Jahr setzt sie Treibhausgase frei. Und das nicht nur aus den Auspuffen der Traktoren, sondern auch aus den Bodenporen.

Nach den Sektoren Energiewirtschaft, Industrie, Gebäude und Verkehr sind Ackerbau und Viehzucht der fünfgrößte Emittent von Treibhausgasen. Sie verursachen jährlich 52 Millionen Tonnen Kohlendioxid-Äquivalente. Das sind rund sieben Prozent der nationalen Gesamtemissionen, wie aus dem Emissionsbericht des staatlichen Thünen-Instituts hervorgeht. Die gute Nachricht: Landwirte können mit ihrer Arbeit auf dem Acker Emissionen vermeiden und sogar Treibhausgase aus der Atmosphäre binden.

Etwa die Hälfte der Treibhausgase aus der Landwirtschaft kommt aus der Tierhaltung: Rinder, Schafe und Ziegen stoßen beim Wiederkäuen Methan aus – ein Gas, das 28-mal stärker auf das Klima wirkt als Kohlendioxid. Auch bei der Lagerung des Mists, auch als Wirtschaftsdünger bezeichnet, entweichen klimaschädliche Gase. Weniger Tiere zu halten nützt dem Klima, das ist bekannt. Weniger bekannt sind Maßnahmen, die den Ackerbau klimafreundlicher machen können, dabei können sie einiges bewirken. Rund 30 Prozent der landwirtschaftlichen Treibhausgase stammen schließlich aus den Böden.

Generell gilt: Immer, wenn Äcker bewirtschaftet werden, wird Treibhausgas frei, ganz gleich ob die Böden sandig oder tonig sind, im Norden oder Süden des Landes liegen, biologisch oder konventionell bewirtschaftet werden. Die Böden emittieren Kohlendioxid und Lachgas, erläutert Roland Fuß, der sich am Institut für Agrarklimaschutz des Thünen-Instituts mit Emissionen aus der Landwirtschaft beschäftigt. Beide Treibhausgase entstehen durch natürliche biogeochemische Prozesse in der Schicht unter unseren Füßen. Unzählige Lebewesen, darunter Bakterien, Pilze und Algen, wandeln organisches Material im Boden um. Es entstehen chemische Verbindungen mit Kohlenstoff oder Stickstoff. Wenn diese nicht an Bodenteilen hängen bleiben oder Pflanzen sie nicht aufnehmen, gelangen sie in tiefere Bodenschichten oder werden von Mikroben zu Gasen zersetzt. Als Kohlendioxid oder Lachgas steigen sie dann durch Bodenporen an die Erdoberfläche und gelangen von dort in die Atmosphäre.

Die meisten Kohlendioxidemissionen im Ackerbau entstehen laut Fuß durch die Nutzung trocken gelegter Moorböden. Treibhausgase werden aber auch verstärkt frei, wenn Bauern Wiesen umbrechen oder Wälder roden, um an gleicher Stelle Felder anzulegen. Diese Praxis wurde bereits vor zehn Jahren so reglementiert, dass Landwirte heute nur noch eingeschränkt Ackerflächen ausweiten dürfen.

Die wichtigste Quelle von Lachgas aus Böden, die anders als die Moorböden vor allem aus mineralischem Material bestehen, also etwa aus Sand, Lehm oder Ton, ist die Stickstoffdüngung. Im Jahr 2022 gelangten auf diesem Weg acht Millionen Tonnen an Kohlendioxid-Äquivalenten in die Atmosphäre. Das Gas ist 265-mal so klimaschädlich wie Kohlendioxid. Mit 78 Prozent ist hierzulande die Landwirtschaft der Hauptemittent. Die Freisetzung von Lachgas zu vermeiden ist schwierig. Eine Möglichkeit wäre es, komplett auf Düngemittel zu verzichten. Das würde jedoch dazu führen, dass irgendwann nichts mehr wächst.

Ob organische oder synthetische Düngemittel mehr Lachgasemissionen verursachen, ist in der Wissenschaft umstritten. Während der Weltklimarat auf frühere Studien verweist und organische Düngemittel empfiehlt, kamen dänische Wissenschaftler in einer Veröffentlichung im Fachjournal *Agriculture, Ecosystems & Environment* zu einem anderen Ergebnis. In einem Feldexperiment stellten sie fest, dass Felder, die mit Kunstdünger behandelt wurden, weniger Lachgas freisetzen, als wenn sie organisch gedüngt wurden. Studienleiter Søren O. Petersen von der Universität Aarhus erklärt: „Beide Befunde können durchaus richtig sein, da sie auf unterschiedlichen Datensätzen beruhen. Das zeigt, wie wichtig Studien sind, die die lokalen Bedingungen abbilden.“

Egal, ob organisch oder synthetisch: Bei allen Düngemethoden gehen Nährstoffe in die Umwelt verloren, die die



Gut für die Ernte, schlecht fürs Klima? Ein Bauer lockert mit dem Grubber den Boden.

Foto Franz Bischof

Richtig ackern fürs Klima

Beim Pflügen und Düngen entweichen Treibhausgase. Mit der passenden Strategie ließe sich das vermeiden. Mehr noch: Der Boden könnte die Gase sogar speichern.

Von Alina Schäfer

Pflanzen nicht aufnehmen. Um die Emissionen zu reduzieren, könne das „4R“-Prinzip helfen, sagt Roland Fuß. Diese Bewirtschaftungspraktik wurde bereits vor über zehn Jahren von der International Fertilizer Association eingeführt, einem Verband, der sich für die nachhaltige Nutzung von Düngemitteln in der Landwirtschaft einsetzt. Das Prinzip beruht auf vier Grundsätzen: Bauern sollten den richtigen Dünger, die richtige Menge, zur richtigen Zeit und am richtigen Ort verwenden. Ausbildung und Beratung der Landwirte sind wichtig, denn nicht jeder Acker ist gleich.

„Auch der Einsatz von Techniken der Präzisionslandwirtschaft kann unter-

stützen“, sagt Fuß. Mithilfe von Kameras oder Satellitenbildern sollen die Landmaschinen erkennen, an welchen Stellen des Ackers Pflanzen mehr oder weniger Stickstoffdüngung benötigen. So kann die Düngermenge angepasst werden. Nach einer Umfrage des Verbands der deutschen Informations- und Telekommunikationsbranche „Bitkom“ und der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft nutzt etwa ein Drittel der Bauern solche oder ähnliche Technik.

Lachgasemissionen lassen sich aber auch mithilfe der Biologie verhindern. Eine Forschergruppe um Elisabeth Hiis von der Universität für Umwelt- und Biowissenschaften im norwegischen Ås erforscht dazu *Cloacibacterium sp. CB-01*.

Es ist ein Bakterium, das den Prozess, in dem Treibhausgas entsteht, einfach umdreht: Aus Lachgas macht es wieder elementaren Stickstoff, wie er in der Luft vorliegt.

Cloacibacterium sp. CB-01 ist ein natürliches Bakterium, also nicht gentechnisch verändert. Nun hat Hiis' Forschungsteam eine Methode entwickelt, mit der diese Bakterien auf Felder ausgebracht werden können und dort lange genug überleben, um möglichst gut zu wirken. Wie Hiis im Fachmagazin *Nature* kürzlich berichtete, senkte der Bakterienstamm die Lachgasemissionen auf dem Versuchsfeld um 50 bis 95 Prozent, je nach Art des Bodens. Hochoberflächen könnte diese Bakterienart die

Lachgasemissionen in Europa um bis zu 24 Prozent reduzieren, wenn die Organismen dem Stickstoffdünger zugesetzt werden.

Das setzt allerdings voraus, dass die Bakterien mit sämtlichen Formen organischer und synthetischer Düngemittel kombiniert werden können. Außerdem müssen noch Wechselwirkungen mit unterschiedlichen Bodentypen, Bewirtschaftungspraktiken sowie sich ändernde biogeochemische Eigenschaften getestet werden. So könnten schwankende Klima- sowie Wetterverhältnisse und beispielsweise der Säuregehalt des Bodens die Wirkung beeinflussen. Es bleibt also fraglich, ob und wann die Bakterien großflächig eingesetzt werden können.

Die Landwirtschaft kann auch auf andere Weise zum Klimaschutz beitragen. Statt nur den Ausstoß von Treibhausgasen zu reduzieren, kann der Boden zu einem Kohlenstoffspeicher verwandelt werden. Kohlendioxid soll gar nicht erst entstehen.

Wenn Mikroben im Boden organisches Material zersetzen, wandeln sie es nicht vollständig in Treibhausgase um: Ein Teil des Kohlenstoffs setzt sich im Boden als Humus fest. Das ist die vorwiegend organische Substanz der obersten Bodenschicht, die Pflanzen mit Nährstoffen versorgt und Wasser speichert. Rund sechzig Prozent seiner Masse besteht aus Kohlenstoff. Ackerböden enthalten in vielen Regionen der Welt 1,5 bis 3 Prozent Humus, so auch in Deutschland. Die landwirtschaftlichen Flächen speichern dadurch hierzulande etwa 2,4 Milliarden Tonnen Kohlenstoff – das ist doppelt so viel wie der gesamte Baumbestand deutscher Wälder, die nicht zu den landwirtschaftlichen Flächen gerechnet werden.

Der Anteil an Humus im Boden ist von vielen Faktoren abhängig, darunter wie viel Sand oder Ton er enthält, wie viel Regen auf ihn niederfällt und welche Temperaturen auf ihn wirken. Auch wie ein Landwirt den Acker bewirtschaftet, beeinflusst den Humusgehalt. Endlos steigern lässt sich die organische Masse im Boden nicht. „Entscheidend ist, wie viel Kohlenstoff in Form von Wirtschaftsdünger, oberirdischen Ernteresten wie Stroh und durch abgestorbene Wurzeln zugeführt wird“, erklärt Fuß.

Auch der Anbau von Zwischenfrüchten wie Ölrettich oder Gelbsenf über den Winter zeige eine positive Wirkung. Wenn die Bauern die Pflanzen im Frühjahr in den Boden einarbeiten, produzieren Mikroorganismen aus dem Blatt- und Wurzelwerk Humus und tragen so Kohlenstoff in den Boden ein. Ein Hektar Ackerland kann jährlich etwa 40 bis 60 Kilogramm Kohlenstoff binden, wie eine Studie von Fuß und seinem Team im Fachjournal *Agriculture, Ecosystems and Environment* zeigt. Dafür haben die Wissenschaftler zwei Jahre lang Daten zu Versuchsfeldern in Norddeutschland gesammelt und ausgewertet. Dabei haben sie berücksichtigt, dass Bauern nicht jedes Jahr Kulturen anbauen, die erst im Frühjahr ausgesät werden; nur dann kommen Zwischenfrüchte überhaupt infrage.

Diese nehmen außerdem Stickstoffverbindungen aus dem Erdboden auf, die anderenfalls als Nitrat ins Grundwasser oder als Lachgas in die Atmosphäre übergehen könnten. Berechnungen einer Forschergruppe der Hochschule Weihenstephan-Triesdorf und der Universität Hannover zufolge könnte die Nutzung von Zwischenfrüchten europäische Emissionen aus der Landwirtschaft um 13 Prozent verringern, wenn Bauern diese Pflanzen allein auf Flächen einsetzen, auf denen Mais wachsen soll. Dieser ist mit 517 Tausend Hektar das am meisten angebaute Sommergetreide auf deutschen Feldern.

Zwischenfrüchte sind für Landwirte in vielen Regionen Deutschlands bereits Praxis. Die neuen Regeln der gemeinsamen europäischen Agrarpolitik, die seit verganginem Jahr in Kraft sind, setzen nun finanzielle Anreize, damit noch mehr Bauern im Herbst Zwischenfrüchte säen.

„Carbon Farming“ wird ein anderes Anreizsystem genannt, das Bauern dazu bewegen soll, mehr Kohlenstoff im Boden zu speichern. Spezialisierte Firmen wie Indigo, CarboCert oder Klim messen, wie viel Kohlenstoff ein Acker bindet, und belohnen Landwirte dafür mit Zertifikaten. Bei Klim sind inzwischen mehr als 3000 Landwirte registriert. Sie können die Zertifikate an Unternehmen verkaufen, die ihre eigenen Treibhausgasemissionen kompensieren wollen, etwa um ihre Produkte als „klimaneutral“ vermarkten zu können. „Letztlich wird das Konzept allein aber nicht ausreichen“, sagt Roland Fuß. Es erfordert zudem eine kluge Umsetzung, um „Green-Washing“ zu vermeiden. Und um zu verhindern, dass gewonnener Humus nach dem Ende solcher Maßnahmen wieder verloren geht.

WOCHENSCHAU

Seltsame Schattenwelt

Was steckt hinter der mysteriösen Dunklen Materie, die den Hauptbestandteil des Universums bildet und auch die Milchstraße umhüllt? Sind es unbekannte massive Elementarteilchen oder schwarze Löcher, die bereits in der Frühphase des Kosmos entstanden sein sollen? Doch diese massereichen Objekte scheiden als Kandidaten aus, berichtet ein Astronomenteam in *Nature*. Fast 20 Jahre haben die Forscher um Przemek Mróz von der Universität Warschau nach primordialen Löchern im Halo der Galaxis gesucht. Dazu nahmen sie das Licht von 80 Millionen Sternen ins Visier. Schwarze Löcher hätten sich durch ihre Gravitationswirkung verraten. *mli*

Vorab gegen Migräne

Von Migräne betroffene Menschen, die bereits die Vorboten der Anfälle spüren, könnten deren Ausmaß künftig womöglich vermindern. Laut einer im Fachblatt *Neurology* veröffentlichten Studie ist das für die Behandlung der akuten Migräne zugelasene Mittel Ubrogapant dazu in der Lage, sofern es vor Beginn der Symptome eingenommen wird. Für die vom Pharmahersteller Abbvie finanzierte Untersuchung bekamen rund 500 Probanden bei Auftreten von Migräne-Vorboten entweder den Wirkstoff oder ein Placebo. Forscher des Albert Einstein College of Medicine schreiben, dass Patienten häufiger berichteten, keine Einschränkungen gehabt zu haben, wenn sie den Wirkstoff erhalten haben. Das Medikament Ubrogapant zugebunden an den Rezeptor für ein bei Migräne involviertes Protein namens Calcitonin Gene-Related Peptide (CGRP). *bfd*

Im Paarungsrausch

Paaren sich Fruchtfliegen, nehmen Männchen Risiken in Kauf, die sie sonst kaum tolerieren würden. Ein Team von Forschenden der Universität Birmingham, der FU Berlin und der Charité untersuchten bei den Insekten neuronale Vorgänge, die laut ihrer Veröffentlichung in *Nature* dazu führten, dass diese Gefahren weniger stark wahrnehmen. Für ihre Experimente nutzte das Forscherteam spezielle Mikroskope. Mit ihnen lässt sich die Aktivität einzelner Nervenzellen im Fliegenhirn erkennen. Mittels eines Lichtreizes als simulierter Gefahr stellten sie fest, dass dieser zu einem Abbruch des Paarungsverhaltens führt, wenn die Fliegen dieses gerade noch anbahnen – nicht jedoch, wenn es schon weit fortgeschritten ist. Dies hänge mit der Menge des Botenstoffs Dopamin zusammen, der während des Paarungsprozesses zunehme und dafür Sorge, dass ablenkende Reize zunehmend ignoriert würden. Ob derartige Zielkonflikte auch im menschlichen Gehirn ähnlich entschieden werden, sei im Detail noch unverständlich, schreibt das Forscherteam. *bfd*

Selektives Mitgefühl

Im Alltag werden häufig Probleme als psychische Krankheit bezeichnet. Doch eine Diagnose hat gemischte Wirkung auf die Mitmenschen, berichten Psychologen der University of Melbourne in *Plus Mental Health*: 950 Erwachsene bekamen in ihrer Studie unterschiedliche Beschreibungen einer Person vorgelegt, die milde psychische Probleme hatte. Die eine Hälfte erhielt zusätzlich die Information, an welcher Krankheit die jeweilige Person leidet. Dann wurden sie zu ihren Gefühlen ihr gegenüber befragt. Getestet wurde die Reaktion auf eine Depression, Angststörung und bipolare Störung. Die Befragten empfanden zwar etwas mehr Empathie für die Person mit Diagnose, hielten sie aber auch für kränker. In einer zweiten Studie wurde die Reaktion auf die Diagnosen posttraumatische Belastungsstörung (PTBS), Zwangsstörung und Binge-Eating-Störung getestet. Bei allen drei Leiden steigerte die Diagnose nicht das Mitgefühl für die Kranken im Vergleich zur reinen Beschreibung ihrer Situation. Man glaubte aber eher, dass sie ihre Probleme nicht in den Griff kriegen werden. Am meisten Empathie gab es insgesamt für Personen, die unter PTBS oder Depression leiden, auch ohne Diagnose. *kuvo*

Die Freude war groß: Im Vereinigten Königreich gab es in der vergangenen Woche grünes Licht für eine Therapie, auf die viele Menschen hoffen. Der Antikörper Lecanemab kann das Fortschreiten einer der gefürchtetsten Krankheiten der Welt bremsen: Alzheimer.

Noch größer wog aber die Enttäuschung darüber, dass die Therapie von Arzneimittelbehörde zwar zugelassen wurde, im staatlichen Gesundheitsdienst NHS aber nicht angeboten werden wird. Die Wirkung sei nur mäßig, die Nebenwirkungen seien teilweise schwer. Zudem ist die Therapie insgesamt teuer. Im Klartext: Wer Lecanemab im Vereinigten Königreich nehmen möchte, muss die Therapie selbst bezahlen.

„Es ist der Start einer therapeutischen Ära“, sagt Jörg Schulz, Sprecher der Kommission Kognitive Störungen und Demenzen der Deutschen Gesellschaft für Neurologie (DGNe). Ein Start, der nicht nur im Vereinigten Königreich ein halbjahr ist. Die USA haben die neue Antikörpertherapie zuerst zugelassen, es folgten Japan, China, Südkorea und Israel. In Europa aber hat die Europäische Arzneimittelagentur (EMA) vor wenigen Wochen den Daumen gesenkt: Das Risiko schwerer Nebenwirkungen des Antikörpers sei höher zu bewerten als der zu erwartende Nutzen.

Verpasste Chance?

In einigen Ländern wird Alzheimer schon früh erkannt und mit neuen Wirkstoffen behandelt. In Deutschland geht das vorerst nicht. Woran das liegt. Von Juliette Irmer

Die Alzheimerkrankung ist Ursache für etwa zwei Drittel aller Demenzfälle. In Deutschland erkranken jährlich rund 260.000 Menschen neu, weltweit sind laut des Deutschen Zentrums für Neurodegenerative Erkrankungen (DZNE) 55 Millionen Menschen betroffen. Wie alle neurodegenerativen Erkrankungen beginnt Alzheimer schlechend und endet in völliger Hilflosigkeit. Betroffene erkennen ihre Angehörigen mit der Zeit nicht mehr, sie verlieren ihre Orientierung und die Kontrolle über Blase und Darm. In ihren Gehirnen entwickeln sich zunächst Plaques, Anhäufungen aus klebrigen Amyloid-Beta-Proteinen, die sich um die Nervenzellen herum ablagern. Dann entstehen fadenförmige Tau-Fibrillen im Inneren der Nervenzellen. Beides führt dazu, dass Nervenzellen absterben und die Gehirnmasse abnimmt. Der Antikörper Lecanemab bekämpft die Amyloid-Ablagerungen.

Eine Schwierigkeit bei der Therapie von Alzheimer ist der sehr langsame Krankheitsverlauf: Die Erkrankung wird meistens erst nach zehn bis 20 Jahren erkannt, wenn das Gehirn bereits schwer geschädigt ist. Zu spät für die neuen Anti-Amyloid-Antikörper. Damit sie wirken können, müssen Betroffene viel früher identifiziert werden, und zwar zu einem Zeitpunkt, zu dem sie noch keine oder nur leichte Symptome haben.

Zuverlässig und früh diagnostizieren lässt sich Alzheimer bislang nur mithilfe der PET-Bildgebung (Positronen-Emissions-Tomographie) und der Untersuchung des Nervenswassers (Liquor). Für ein breites Screening taugen die Methoden nicht, weil sie zeitaufwendig und teuer sind. Umso größere Hoffnungen setzen Experten deshalb auf Bluttests: Der Hausarzt würde eine Blutprobe entnehmen, und wenig später käme das Ergebnis aus dem Labor. Alzheimer könnte somit in wenigen Jahren ähnlich einfach früh erkannt werden wie ein erhöhter Cholesterinspiegel.

Die Bluttests sind kein Luftschloss, denn es werden immer mehr Moleküle gefunden, die eindeutige Hinweise auf die Erkrankung geben. „Biomarker werden das Forschungsfeld ganz massiv auf“, sagt Christian Haass vom DZNE und der LMU München. Er befasst sich seit mehr als 30 Jahren mit Alzheimer und ist führend in der Erforschung der Amyloid-Plaques. Biomarker sind Moleküle, oft Proteine, im Blut oder Gewebe, die den Gesundheitszustand einer Person anzeigen können, meist schon im frühen Erkrankungsstadium, wenn Symptome fehlen. Für Hirnerkrankungen gab es lange Zeit keine Blutmarker: In den fünf Litern Blut, die

jeder Erwachsene hat, schwimmen Zehntausende Proteine aus allen Teilen des Körpers. Eindeutige Alzheimermarker zu finden war schwieriger als die Suche nach der berühmten Nadel im Heuhaufen.

Doch neue Zeiten sind angebrochen: Inzwischen gibt es hochempfindliche Nachweistechiken, mit denen auch geringste Mengen von Proteinbruchstücken im Blut aufgespürt werden können. So war es nahelegend, nach Fragmenten der Alzheimer-Plaques und -Fibrillen als frühe Anzeichen für die Erkrankung zu suchen. Nach Biomarkern, die eine Demenzerkrankung eindeutig und sehr früh anzeigen. Die Forscher stießen bei ihrer Suche auf p-Tau17, ein Tau-Protein, das an der Aminosäure 17 eine Phosphorgruppe trägt. Seine Konzentration im Blut spiegelt die Amyloid- und Tau-Situation im Gehirn wider. Für die Forschung existiert seit Jahren ein Test des US-Unternehmens ALZpath, eine Zulassung für den klinischen Einsatz ist im Gespräch.

Anfang des Jahres hatten Forscher vier verschiedene Studienergebnisse publiziert: Der P-Tau-127-Test erkannte bei 80 Prozent der Studienteilnehmer Alzheimer eindeutig. „Alle Studien, die mit diesem Marker durchgeführt werden, zeigen eine sehr hohe diagnostische Genauigkeit“, bestätigt Frank Jessen vom DZNE und der Uniklinik Köln.

Für viele Menschen ist es frustrierend, dass die EMA Lecanemab nicht wie erwartet zugelassen hat. Ein Grund waren die teils erheblichen Nebenwirkungen. Es kam zu Hirn-schwellungen und Mikroblutungen kommen, während der Zulassungsstudien starben sogar drei Patienten. „Ich bin massiv enttäuscht und habe überhaupt kein Verständnis für diese Entscheidung“, sagt Haass. Er bekomme immer wieder Telefonanrufe von Angehörigen, die nach der Antikörperbehandlung fragten. „Die EMA-Entscheidung bedeutet für Patienten, die momentan im Zeitfenster für eine Behandlung wären, dass sich das Fenster für immer schließt. Das ist unfassbar.“

Die Deutsche Gesellschaft für Neurologie kritisiert die EMA-Entscheidung: „Ein Teil der Betroffenen könnte bereits jetzt profitieren, und die Therapien sind ein Etappenziel auf dem Weg, Alzheimer für alle Betroffenen therapierbar, eines Tages vielleicht sogar heilbar machen zu können“, sagt Schulz. Nun könnten in Deutschland keine Real-Life-Daten erhoben und Erfahrungen mit der neuen Therapie gesammelt werden.

Jedoch hatten sich Allgemeinmediziner bereits vor der EMA-Ablehnung kritisch gegenüber einer schnellen Einführung der Antikörpertherapie geäußert. Ende 2023 war die neue S3-Leitlinie zu Demenzen erschienen, die erstmalig die Möglichkeit bietet, Alz-

heimer früh zu diagnostizieren. Bisher musste dazu der deutliche Verlust an Selbstständigkeit im Alltag erfüllt sein, ein Kriterium, das eine frühe Diagnose quasi unmöglich macht. Jetzt können Patienten mit leichten Gedächtnisstörungen mithilfe einer Liquoruntersuchung oder PET-Scan diagnostiziert werden. „Hier soll offensichtlich der Boden für neue Therapien bereitet werden“, schrieb Horst Christian Vollmar von der Ruhr-Universität Bochum im *Deutschen Ärzteblatt*. Es gebe aber bislang keinen hinreichenden Wirkungsnachweis und bezüglich der Finanzierbarkeit und Versorgungsgerechtigkeit „massive ethische Bedenken“. Die Deutsche Gesellschaft für Allgemeinmedizin lehne es daher ab, Patienten mit leichten kognitiven Symptomen und positivem Biomarkernachweis ohne Einschränkungen der Alltagskompetenz als krank zu definieren. Ein entscheidendes Argument für eine frühe Diagnose, nämlich eine entsprechend frühe Behandlung, fällt in Europa mit der EMA-Ablehnung der Antikörper nun weg.

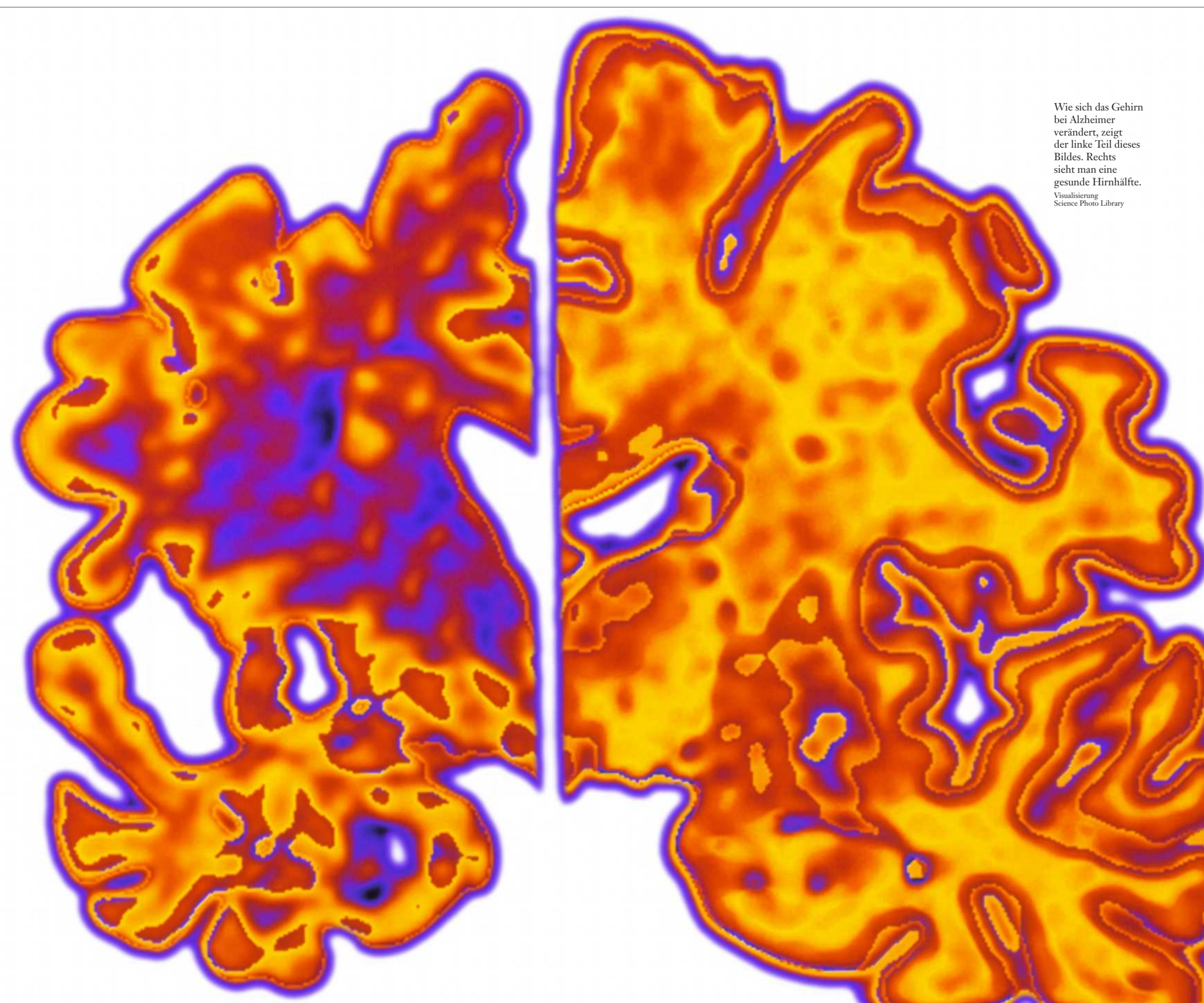
Die Nichtzulassung der Antikörper in Europa hat Folgen. Patienten bekommen das Mittel hier nicht, die Forschung mit Daten aus der echten Welt kommt nicht voran. Auch für die Gesellschaft hat diese Entscheidung Folgen, wird in einer Stellungnahme der Deutschen Neurologischen Gesellschaft kritisiert: Europa befördere mit der Entscheidung auch eine Zweiklassenmedizin. Wer es sich leisten könne, werde das Medikament über die internationale Apotheke beziehen und sich in Deutschland verabreichen lassen.

Die Gesellschaft bemängelt zudem die Infrastruktur und Finanzierung der Frühdiagnostik: PET-Scans und Liquoruntersuchungen werden von den Krankenkassen allenfalls anteilig bezahlt. Und die Investitionen, die für die Bereitstellung der Anti-Amyloid-Antikörper erforderlich wären – die Patienten brauchen alle zwei Wochen eine Infusion und regelmäßige MRT-Kontrollen – sind erheblich. Am Beispiel der neuen Antikörpertherapie zeigt sich einmal mehr, wie schwierig es ist, eine immer älter und damit auch kränker werdende Bevölkerung mit fortschrittlichen und damit teureren Wirkstoffen zu versorgen. Für Demenzerkrankte und ihre Angehörigen ändert sich in Europa vorläufig nichts. Experten hoffen, dass die EMA ihre Entscheidung revidieren – und Deutschland dank der Erfahrungen im Ausland vorbereitet sein wird. Der Antikörperhersteller Eisai hat derweil eine Prüfung der EMA-Entscheidung beantragt.

Neurodegenerative Erkrankungen wie Alzheimer sind komplex. „Es gibt keine Traumatherapie“, sagt Haass. „Aber mit den Anti-Amyloid-Antikörpern haben wir erstmals eine krankheitsmodifizierende Therapie: Die Plaques und die Tau-Fibrillen werden reduziert, der Nerventod wird verlangsamt und das Gedächtnis der Patienten gestützt.“

Genanalyse für zu Hause

Tests enttarnen Anlagen für Alzheimer. Demenzexperte Jörg Schulz erklärt, wem dieses Wissen etwas bringt.



In den USA sind sogenannte Direct-to-consumer-Genests, die man ohne ärztliche Aufklärung kaufen kann, seit Jahren beliebt. Neben Fragen nach der Herkunft werden auch Gesundheitsrisiken untersucht, etwa das Risiko, an einer Alzheimer-Demenz oder Parkinson zu erkranken. Warum sind solche Tests in Deutschland verboten?

Es gibt bei solchen Genests keine adäquate ärztliche Begleitung und Aufklärung des Patienten. Schon bevor man einen solchen Test durchführen lässt, sollte man wissen, was dabei herauskommen kann und was dieses Wissen für die eigene Zukunft bedeutet. Vielleicht überlegt man es sich danach noch einmal anders. Denn die Ergebnisse geben Wahrscheinlichkeiten an, beispielsweise ein 50-prozentig höheres Risiko, an einer Alzheimer-Demenz zu erkranken. Die wenigsten Patienten können einschätzen, was das bedeutet, sie werden aber mit ihrem Testergebnis alleingelassen. In Deutschland sind Genests daher nur im Rahmen einer ärztlichen Behandlung und nur nach einer entsprechenden Beratung zulässig.

Welche Gene werden in den Tests denn untersucht? Mit den Consumer-Genests werden sowohl klassische Erbkrankheiten als auch Risikogene untersucht. Bei den klassischen Erbkrankheiten führen Mutationen in bestimmten Genen mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit (100 Prozent) zur Erkrankung. Häufig lässt sich sogar der Erkrankungsbeginn vorhersagen. Bei der Alzheimerkrankheit können drei Gene betroffen sein. Aber diese Mutationen sind sehr selten, die Erkrankungen beginnen bereits zwischen dem 40. und 45. Lebensjahr, und in der Regel ist die Erkrankung in der Familie bekannt. Relevantester sind die sogenannten Risikogene. Bei Alzheimer handelt es sich dabei um Wesentlichen um das Gen für „Apolipoprotein E“, kurz ApoE. Vom ApoE-Gen sind drei Varianten bekannt. Die häufigste Form steht für ein durchschnittliches Alzheimer-Risiko, eine der beiden selteneren Varianten für ein verringertes und die andere, Epsilon 4, für ein erhöhtes Risiko. Wenn Sie eine Kopie der Genvariante ApoE4 haben, erkranken Sie im Durchschnitt fünf Jahre früher, wenn Sie zwei Kopien haben, also je eine von Vater und Mutter, erkranken sie zehn Jahre früher.

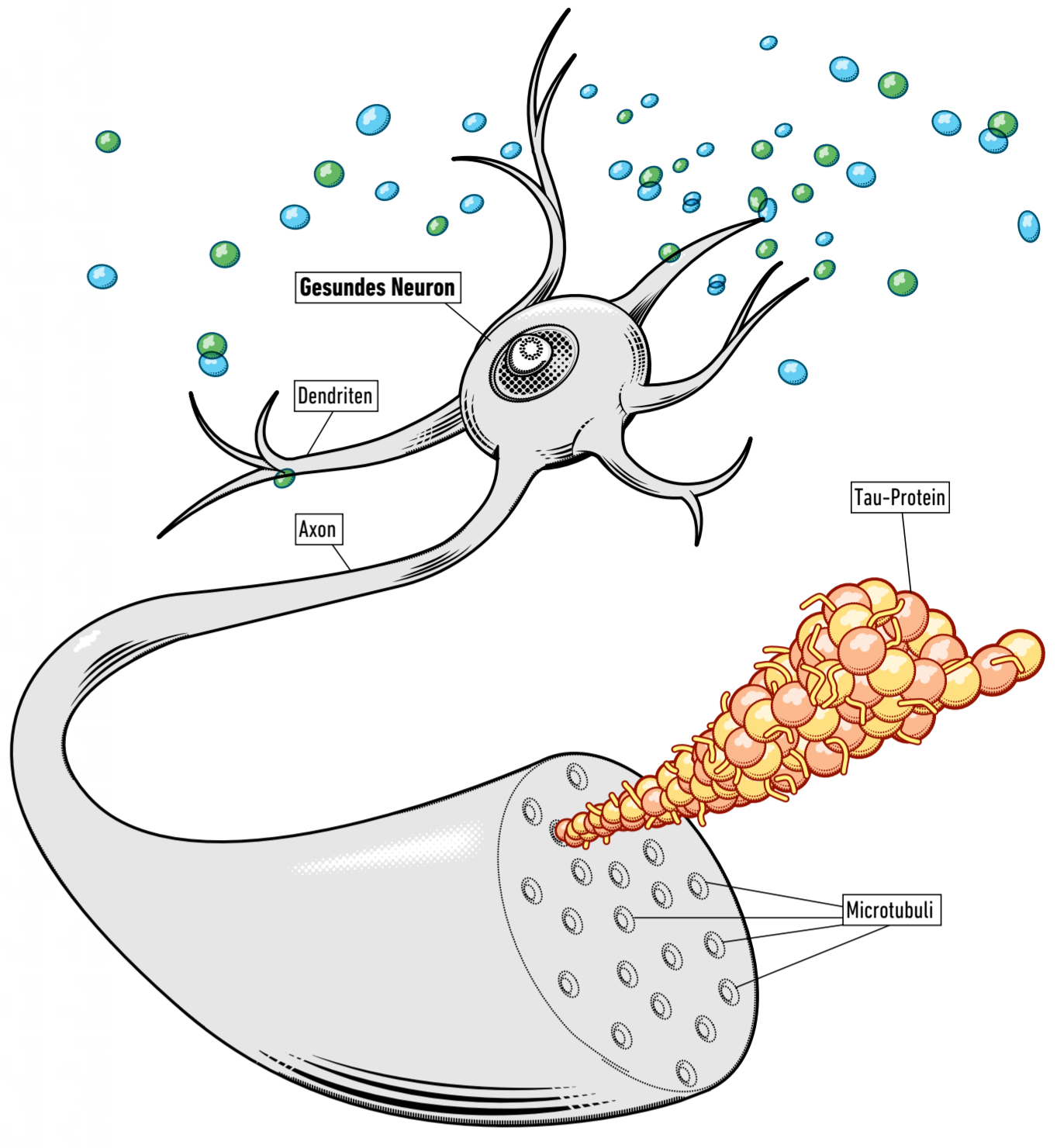
Welchen Nutzen haben Patienten von einem solchen Genest? Zunächst einmal keinen direkten, weil es keine prophylaktischen Therapien gibt. An einem erhöhten Risiko kann man nicht viel ändern, es sei denn, man ändert langfristig seinen Lebensstil, treibt also mehr Sport, verzichtet auf Alkohol und Zigaretten, hält seinen Blutdruck stabil, achtet auf Blutzucker und Fettwerte und ernährt sich bewusst. Diese Maßnahmen müssen aber bereits im mittleren Lebensabschnitt beginnen.

Lässt sich Alzheimer mit einem gesunden Lebensstil denn wirklich verhindern? Der Krankheitsbeginn lässt sich verzögern und im besten Fall verhindern. Vor wenigen Wochen wurde der umfangreiche „Lancet“-Report publiziert, nach dem 45 Prozent der Demenzen vermeidbar wären. Die Zahl hat für Kritik gesorgt, weil Risikofaktoren einfach addiert wurden und manche Faktoren miteinander interagieren, auch können

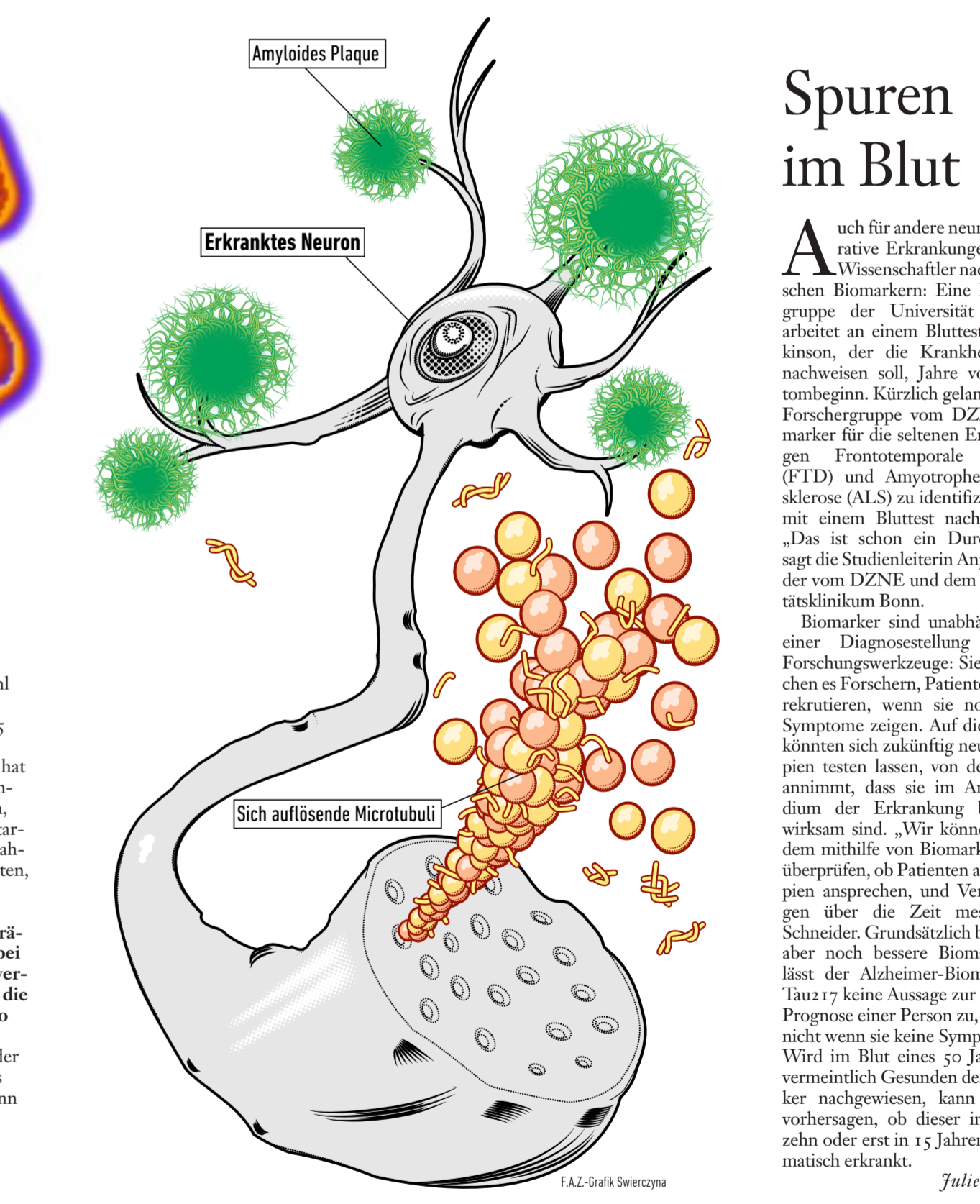
nicht alle Risikofaktoren verhindert, aber wohl reduziert werden. Die Zahl ist also sicher zu hoch. Aber wer im mittleren Lebensalter, also um die 45 bis 50 Jahre, auf einen gesunden Lebensstil achtet und diesen beibehält, hat viel gewonnen. In diesem Alter beginnen auch die Amyloid-Ablagerungen, die die Alzheimerkrankung zum Starben bringen. Fängt man erst mit 70 Jahren an, auf die Risikofaktoren zu achten, ist es zu spät.

Wenn sich nun abzeichnet, dass Prävention ein größerer Stellenwert bei der Hingeseundheit eingeräumt werden sollte – wären dann Genests, die das individuelle Erkrankungsrisiko abschätzen, nicht doch sinnvoll? Das ist eine schwierige Frage, die jeder mit sich selbst ausmachen sollte. Das führt ja zu der Frage, ob man nur dann gesund leben sollte, wenn man „schlechte“ Gene hat.

Die Fragen stellt Juliette Irmer.



Wie sich das Gehirn bei Alzheimer verändert, zeigt der linke Teil dieses Bildes. Rechts sieht man eine gesunde Hirnzelle. Visualisierung Science Photo Library



F.A.Z.-Grafik Swierczyna

Spuren im Blut

Auch für andere neurodegenerative Erkrankungen suchen Wissenschaftler nach spezifischen Biomarkern: Eine Forschergruppe der Universität zu Kiel arbeitet an einem Bluttest für Parkinson, der die Krankheit sicher nachweisen soll. Jahre vor Symptombeginn. Kürzlich gelang es einer Forschergruppe vom DZNE, Biomarker für die seltenen Erkrankungen Frontotemporale Demenz (FTD) und Amyotrophe Lateralsklerose (ALS) zu identifizieren und mit einem Bluttest nachzuweisen.

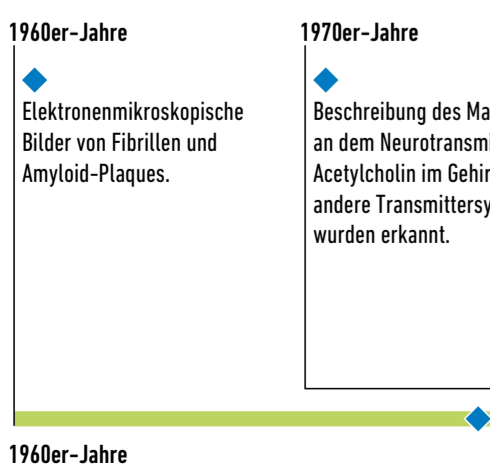
„Das ist schon ein Durchbruch“, sagt die Studienleiterin Anja Schneider vom DZNE und dem Universitätsklinikum Bonn.

Biomarker sind unabhängig von einer Diagnosestellung wichtige Forschungswerkzeuge: Sie ermöglichen es Forschern, Patienten früh zu rekrutieren, wenn sie noch keine Symptome zeigen. Auf diese Weise könnten sich zukünftig neue Therapien testen lassen, von denen man annimmt, dass sie im Anfangsstadium der Erkrankung besonders wirksam sind. „Wir können außerdem mithilfe von Biomarkern dann überprüfen, ob Patienten auf Therapien ansprechen, und Veränderungen über die Zeit messen“, so Schneider. Grundsätzlich brauche es aber noch bessere Biomarker: So lässt der Alzheimer-Biomarker P-Tau217 keine Aussage zur zeitlichen Prognose einer Person zu, vor allem nicht wenn sie keine Symptome hat: Wird im Blut eines 50 Jahre alten vermeintlich Gesunden der Biomarker nachgewiesen, kann niemand vorhersagen, ob dieser in fünf, in zehn oder erst in 15 Jahren symptomatisch erkrankt.

Juliette Irmer

Meilensteine der Alzheimerforschung

Zeitfolge einiger wichtiger Entdeckungen seit 1960



Entdeckungen von molekularen Alzheimerprozessen in Zellen, Tieren und Menschen

- 1960er-Jahre: Elektronenmikroskopische Bilder von Fibrillen und Amyloid-Plaques.
- 1970er-Jahre: Beschreibung des Mangels an dem Neurotransmitter Acetylcholin im Gehirn. Auch andere Transmittersysteme wurden erkannt.
- 1980er-Jahre: Entdeckung von Beta-Amyloid (Aβ). Plaques sowie Tau-Knäueln.
- 1990er-Jahre: Veröffentlichung der Amyloid-Hypothese, die Ursache von Alzheimer beschreibt.
- Entdeckung des Proteins ApoE4 als starkem Risikofaktor für Alzheimer, der die Anhäufung von Beta-Amyloid im Gehirn erhöht.
- Entwicklung der ersten transgenen Maus mit Alzheimer-ähnlicher Pathologie.
- Entdeckung der Proteinfamilie der Presenilinen, deren zugehörige Gene mit familiärem Alzheimer korreliert sind.
- Bedeutung von Entzündungen in transgenen Mäusen und im Gehirn von Alzheimerpatienten erkannt.
- Entdeckung von Mutationen des Tau-Gens als Ursache von frontotemporaler Demenz (FTD), aber nicht von Alzheimer.
- Erfolgreiche Entfernung von Plaques in einem Mausmodell mit Alzheimer mithilfe einer Immuntherapie.

Genetische Entdeckungen

- Erkenntnis, dass sich die Tau-Pathologie in Mäusen verstärkt, wenn Beta-Amyloid sich anhäuft.
- Beta-Amyloid-Moleküle schädigen die Verbindungen der Nervenzellen (Synapsen).
- Fortlaufende Studien zu den Auswirkungen von Beta-Amyloid auf verschiedene Signalwege.
- Die von Beta-Amyloid hervorgerufenen neuronalen Veränderungen fördern die Entstehung von Tau-Proteinen.
- Mehrere Medikamente scheitern in klinischen Studien der Phase III.
- Ein Antikörper gegen Beta-Amyloid (Bapineuzumab) senkt die Beta-Amyloid-Belastung im Gehirn.
- Hinweise darauf, dass ApoE4 die Konzentration von löslichem Beta-Amyloid im Körper erhöht.
- Der Antikörper Aducanumab erhält eine beschleunigte FDA-Zulassung. Die Produktion wird 2024 eingestellt.
- Der Anti-Beta-Amyloid-Antikörper Lecanemab wird als erstes krankheitsmodifizierendes Medikament von der FDA zugelassen, aber nicht von der EMA.
- Der Beta-Amyloid-Antikörper Donanemab wird im Juli 2024 von der FDA zugelassen. Der EMA liegt ein Prüfantrag vor.

Klinische Versuche und damit verbundene therapeutische Erkenntnisse

Quelle: Springer Nature | Nature Aging

F.A.Z.-Grafik Swierczyna

2020er-Jahre



IM GESPRÄCH

Sind wir blind für das, was am Himmel passiert?

Unbekannte Fluggeräte über sensibler Infrastruktur – die Polizei ist überfordert: Drohnen-Expertin Ulrike Franke erklärt die Lage und technische Lösungen.

Frau Franke, am Hafen von Brunsbüttel gibt es einen Chemiepark, ein Terminal für Flüssiggas, ein stillgelegtes Atomkraftwerk. Diesen Monat wurden dort mehrfach Drohnen gesichtet. Überrascht Sie das? Überhaupt nicht. Wir sehen solche Überflüge seit Jahren. Über Atomkraftwerken in Frankreich, Flughäfen in England und Bundeswehrstandorten. Ob der Tatsache, wie viele Privatdrohnen inzwischen im Umlauf sind, ist es gut möglich, dass viele, wenn nicht gar die meisten der Fälle schlecht Privatleute sind, die nicht wissen, dass manche Zonen für Drohnen gesperrt sind, oder gerade deswegen mal schauen wollen. Aber wir wissen es nicht.

Diese Drohnen flogen mit über hundert Kilometern pro Stunde. Zu schnell für die Polizei, sie konnte nicht folgen. Was verrät Ihnen das? Das macht den Fall interessant. Die Polizei sagt: Es ist keine dieser handelsüblichen Drohnen des chinesischen Herstellers DJI. Aber alleine aus der Geschwindigkeit kann man nicht auf eine militärische Drohne schließen. Es gibt auch Racing-Drohnen, die über 150 Kilometer pro Stunde fliegen. Solange wir nicht wissen, um welches Modell es sich handelt, bleibt es bei viel Spekulation.

Und wenn man das Modell kennt? Auch das erlaubt nur gewisse Rückschlüsse. Bei einer handelsüblichen Drohne wissen wir nicht: Steuert sie ein Privat-

mensch, oder handelt es sich um Spionage oder gar um die Vorbereitung von Sabotageversuchen? Insbesondere in der Ukraine haben wir gesehen, dass auch zivile Drohnen militärisch genutzt werden. Im aktuellen Fall gab es zumindest Medienberichte, es sei eine Orlan-10 gewesen. Das ist eine typische russische Militärdrohne. Ich kann diese Berichte aber nicht überprüfen.

Es hieß, sie solle von einem zivilen Schiff in der Nordsee gestartet sein. Das ist möglich. Solch eine Drohne kann Hunderte Kilometer weit fliegen.

Wachleute haben die Flüge bemerkt. Warum wird der Luftraum nicht systematisch auf Drohnen überwacht? Das ist eine große Herausforderung. Der Begriff „Drohne“ beschreibt eine wahnsinnige Bandbreite unbemannter Systeme, das geht von zehn Zentimeter kleinen Helikoptern bis zur Militärdrohne „Global Hawk“ mit der Spannweite eines kommerziellen Flugzeugs. Drohnen fliegen unterschiedlich schnell, unterschiedlich hoch, machen verschiedenste Bewegungen. Es ist extrem schwer, das alles erfassen zu können. Sobald man die Luftraumüberwachung auf die allergeringsten Systeme einstellt, schlägt sie im Zweifel bei jeder Möwe Alarm, die an der Küste fliegt.

Sind wir also – durch den technischen Fortschritt bei Drohnen – blind für das, was am Himmel passiert?

Nein, aber es heißt, dass die bestehenden Systeme, die Flugzeuge entdecken, nicht unbedingt auf Drohnen eingestellt sind. Es gibt Systeme, die sie erkennen, aber diese müssen am richtigen Ort postiert sein. Man kann von vornherein schützenswerte Ziele identifizieren, aber da kommen schnell Tausende Orte zusammen. Für Veranstaltungen braucht man mobile Systeme. Auch die gibt es. Im Zuge der Vorfälle in Brunsbüttel wurde ein mobiles System zur Drohnenidentifikation angefordert. Solche Geräte messen zum Beispiel die Geräusche von Drohnen, die Frequenzen, auf denen sie funkeln, und ermitteln ihre Radarsignaturen. Sie können idealerweise das Modell bestimmen. Aber für mich klingt es so, als hätte man das System nicht zum richtigen Zeitpunkt vor Ort gehabt. Jetzt ist – nehme ich schwer an – diese Drohne einfach nicht mehr da.

Könnte man solche Drohnen, wenn man sie rechtzeitig entdeckt, vom Himmel holen?

Auf der einen Seite ist das nicht schwer: Sobald die Drohne sichtbar ist, kann man sie abschießen. Aber man muss sie erst mal entdecken und zur richtigen Zeit, mit dem passenden System, am richtigen Ort sein. Man will zudem nicht – hier passt das geflügelte Wort – mit Kanonen auf Spatzen schießen, also mit einer Rakete für Hunderttausende Euro auf eine Drohne für ein paar Hundert Euro.

AB IN DIE BOTANIK KEIN KRAUT FÜR DIE BRAUT

AB IN DIE BOTANIK

KEIN KRAUT FÜR DIE BRAUT

VON JOHANNA KUROZCZIK



6. Bei Letzterem setzte man auf Eukalyptus und Grünzeug statt auf Blüten, sodass die Braute in vergangenen Jahren aussahen, als trügen sie ein Bouquet garni für ein Gulasch zum Altar. 2024 braucht die moderne Braut einen kleinen Strauß mit bunten „Statement“-Blumen: Pfingstrosen, Dahlien, Protea. Hochzeitsfloristen mahnen im Internet, bei der Blumenwahl die psychologische Wirkung zu bedenken. Sie berufen sich hier auf Studien der NASA, wonach rotes Licht mit seiner typischen Wellenlänge das sympathische Nervensystem anregt. Einen ähnlichen Effekt erhofft man sich von roten Rosen. Blaue Blüten hingegen wirken laut einer Umfrage aus England beruhigend. Ob dies auch in Ostdeutschland am Wochenende der Landtagswahlen gilt, ist unklar. Auch für den Bräutigam hat der Brautstrauss eine vorteilhafte Wirkung: Frauen fanden Männer attraktiver und waren in

Die moderne Hochzeit ist eine Wissenschaft für sich. Und damit ist nicht nur das ewige Mysterium der Liebe gemeint oder die Algebra, die man braucht, um zu errechnen, ab wie vielen Cuba Libre sich die Cocktailfltrate statt der Einzelabrechnung lohnt. Auch nicht die Grundkenntnisse psychologischer Kriegsführung, die helfen, wenn man den Sitzplan erstellt, oder das Semester BWL, das unabdingbar ist für den Finanzierungsplan einer „Destination-Wedding“ in Italien. Vielmehr müssen Brautpaare auch in Pflanzenkunde bewandert sein. Denn das Herzstück der Hochzeit, erklären Brautmagazine, ist der Brautstrauss. Was also gehört da rein? Man könnte meinen, nach Jahrtausenden voller Hochzeiten gebe es beim Brautstrauss keine Überraschungen mehr. Schon im alten Rom sollen Bräute einen Bund aus Kräutern wie Thymian und Rosmarin getragen haben, was Fruchtbarkeit herbeiführen und Unglück fernhalten sollte. Im Mittelalter sollten die Blumen im Brautstrauss auch die seelische Reinheit der Trägerin symbolisieren. Auf die körperliche wurde damals weniger Wert gelegt – der Strauß, so liest man, diene einst vor allem dazu, den Körpergeruch der Braut zu überdecken. Seither sind die Ansprüche etwas gestiegen. Floristen raten, für das Bouquet bis zu 200 Euro einzuplanen. Natürlich gilt es, aktuelle Trends zu berücksichtigen. Trockenblumen und „Greenery“ sind pas-

Propaganda oder echte Gefahr? Von Russland verbreitetes Foto einer Drohne vom Typ Orlan-10. Foto TASS/Action Press

Wäre das überhaupt erlaubt? Die Rechtslage ist mir nicht exakt klar, aber grundsätzlich gilt: Wenn von fremden Drohnen eine direkte Gefahr ausgeht, kann man sie sicherlich abschießen. Es geht eher um die Sicherheit. Über zivilem Gebiet zu schießen ist ein Problem.

Woran wird auf dem Gebiet geforscht? Ich glaube stark an „Low Tech“-Lösungen: An Netze und Netzwerke – daran wird viel gearbeitet. Allerdings geht es dabei gegen kleine Drohnen. Die meiste Forschung betrifft elektronische Störmaßnahmen. Das hat zwei Gründe. Erstens der Preis: Sie sind günstiger, als zu schießen. Zweitens kann man Störsender über zivilem Gebiet einsetzen. Das ist zwar auch nicht so einfach, weil man dann alles Mögliche stört. Aber die Systeme werden immer präziser, sodass sie nur die von Drohnen genutzten Frequenzen stören, ohne gleich das WLAN in der Gegend ausfallen zu lassen. Neulich habe ich auf einer Messe auch ein System gesehen, das mit Künstlicher Intelligenz die Flugrouten von Drohnen vorhersagt.

Weiß man, wie viele Systeme es zur Drohnenabwehr in Deutschland gibt? Im nichtmilitärischen Bereich ist mir nichts bekannt. Da sieht man individuelle Meldungen, dass beispielsweise ein Polizeipräsidium sich etwas anschafft. Typischerweise sind das schultergestützte Störsender. Die sieht man bei G-7-Treffen oder der Münchner Sicherheitskonferenz. Die Bundeswehr hingegen sagt, was sie beschafft, aber bei kleinen Systemen gibt es keine umfassende Aufstellung. Die Systeme sind oft auch nicht für den Einsatz im Inneren gedacht. In der Ukraine ist aktuell der deutsche Flugabwehrkanonenpanzer Gepard effizient im Kampf gegen Drohnen. Aber der schießt in die Luft. Das geht in einem Kriegsgebiet, aber nicht über einer Innenstadt.

Wie gefährlich sind die Vorfälle von Brunsbüttel? Es kommt darauf an, welchem Zweck die Drohnen dienen. Spionage ist eine Möglichkeit, aber da muss man sagen: Wie groß ist hier der Vorteil gegenüber Satellitenbildern? Es könnte aber auch eine reine Taktik der Versicherung sein, nach dem Motto: „Wir sind da, wir können gucken, macht euch mal Sorgen.“ Natürlich kann man mit Drohnen auch angreifen oder einen Angriff vorbereiten. Aber insgesamt tappen wir im Dunkeln.

Muss Deutschland aufrüsten? Ja, das gilt aber auch für andere Länder. Es wäre sinnvoll, mehr Identifikationssysteme für Drohnen zu haben, die sagen: Was fliegt da? Mehr Klarheit zu bekommen würde helfen.

Die Fragen stellte Piotr Heller.



Ulrike Franke arbeitet für die Denkfabrik European Council on Foreign Relations in Paris. Sie hat zu Drohnen in Kriegen promoviert.

Foto European Council on Foreign Relations

SOZIALE SYSTEME



Benachteiligte Forschung

Ob Arbeitgeber diskriminieren, lässt sich schwer belegen.

Von Boris Holzer

Die berufliche Karriere gilt als Ergebnis individueller Leistungen. Doch Erfolge und Misserfolge hängen auch von fremden Entscheidungen ab. Obwohl objektiviervbare Leistungen ein zentrales Kriterium sind, lässt sich in Bewertungs- und Auswahlverfahren oft nicht vermeiden, dass andere, diffuse Kriterien eine Rolle spielen: Persönliche Sympathie oder Abneigung können die Beurteilung ebenso beeinflussen wie Vorurteile, die sich auf die Herkunft, das Geschlecht oder andere Merkmale beziehen. Ersetzen oder verfälschen solche Kriterien die Leistungsbewertung, wird dies nicht nur Gerechtigkeitsfragen auf, sondern bedeutet auch, dass Potentiale nicht ausgeschöpft werden: Wenn Kinder mit Migrationshintergrund keine Stipendien erhalten oder Firmen keine Frauen einstellen, leiden darunter nicht nur die Betroffenen, sondern auch die Organisationen, die auf ihre Leistungen verzichten. Diskriminierung wird deshalb in vielen Staaten und Organisationen durch Regeln und Gesetze unterbunden.

Diskriminierung lässt sich aber nicht aus der Welt schaffen: Bestimmte Gruppen werden dennoch benachteiligt, zum Beispiel in Bewerbungssituationen. Doch wer in welchem Ausmaß diskriminiert wird, ist schwierig zu bestimmen, weil der Einfluss sachfremder Kriterien entweder geleugnet oder gar nicht wahrgenommen wird. Weil Gleichbehandlung „sozial erwünscht“ ist, können Nachfragen kein Licht ins Dunkel bringen. Die sozialwissenschaftliche Forschung zur Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt hat sich lange Zeit auf deren Folgen konzentriert: Anhand der Löhne lässt sich beispielsweise messen, dass Frauen im Durchschnitt schlechter bezahlt werden. Doch das Einkommen hängt von einer Vielzahl von Faktoren ab. Regressionsanalysen versuchen zwar, die Auswirkungen von Diskriminierung zu isolieren, können aber nicht ausschließen, dass nicht berücksichtigte Variablen eine Rolle spielen. Außerdem registrieren sie die Ergebnisse von Entscheidungsprozessen, ohne diese selbst zu analysieren. Diese Einschränkungen überwinden experimentelle Methoden, die tatsächliche Bewerbungsverfahren untersuchen. Zum Beispiel werden Paare von Versuchspersonen gebildet, die sich in bestimmten Merkmalen unterscheiden und zu Vorstellungsgesprächen für dieselbe Stelle geschickt werden. Erhält die eine Gruppe weniger Angebote als die andere, lässt dies auf Diskriminierung schließen. Weniger aufwendig und besser kontrollierbar sind Bewerbungsschreiben, in denen einzelne Merkmale gezielt modifiziert werden. Solche Experimente konnten zeigen, dass insbesondere die ethnische Zugehörigkeit den Erfolg bei Bewerbungen stark beeinflusst. Es überrascht nicht, dass auch Vorurteile sich negativ auf die Bewerbungschancen auswirken – obwohl nicht jeder Fehltritt die Qualifikation tangiert. Eine kürzlich veröffentlichte Studie untersucht, inwiefern finanzielle Anreize diese Benachteiligung verringern könnten. Die Autoren gehen davon aus, dass eine Form „rationaler“ Diskriminierung vorliegt: Für die Unternehmen werfen Vorurteile die Frage auf, inwiefern sie regel- und gesetzestkonformes Verhalten erwarten können. In einem Experiment mit Personalverantwortlichen wurde überprüft, ob ein Steuernachlass und eine staatlich finanzierte Versicherung etwaiger Schäden die Erfolgsaussichten von Vorbestraftern erhöhen. Tatsächlich konnten auf diese Weise die Vorbehalte gegenüber Einträgen im Strafregister deutlich reduziert werden. Wenn Diskriminierung auf zu erwartenden Nachteilen beruht, die kompensiert werden können, kann ihr also durch Anreize entgegengegriffen werden. Mindestens ebenso interessant wie dieses Ergebnis ist ein weiteres: Im Gegensatz zu anderen Studien konnte keine Diskriminierung von Schwarzen oder Hispanics festgestellt werden. Einer der Autoren teilte auf der Plattform X mit, dass dieses Detail mehrmals zu einer Ablehnung des Artikels geführt habe, weil Gutachter es nicht glauben wollten. Andere Studien zeigen teilweise große Effekte der ethnischen Zugehörigkeit. Studien, die kleine oder gar keine Effekte nachweisen, fehlen hingegen fast völlig. Da Stichproben jedoch immer nur Annäherungen bieten können, sollten die veröffentlichten Ergebnisse eigentlich eine größere Spannweite aufweisen: Ein „Nullergebnis“ sollte häufiger anzutreffen sein – auch dann, wenn Diskriminierung faktisch stattfindet. Doch Studien, die keine Diskriminierung gefunden haben, werden anscheinend seltener veröffentlicht – weil sie in der Schulblade verschwinden oder im Begutachtungsprozess scheitern. In einem Forschungsfeld, das über politische Entscheidungen informieren möchte, wäre es aber wichtig, dass negative Befunde gegenüber den positiven nicht benachteiligt werden.

bar sind Bewerbungsschreiben, in denen einzelne Merkmale gezielt modifiziert werden. Solche Experimente konnten zeigen, dass insbesondere die ethnische Zugehörigkeit den Erfolg bei Bewerbungen stark beeinflusst. Es überrascht nicht, dass auch Vorurteile sich negativ auf die Bewerbungschancen auswirken – obwohl nicht jeder Fehltritt die Qualifikation tangiert. Eine kürzlich veröffentlichte Studie untersucht, inwiefern finanzielle Anreize diese Benachteiligung verringern könnten. Die Autoren gehen davon aus, dass eine Form „rationaler“ Diskriminierung vorliegt: Für die Unternehmen werfen Vorurteile die Frage auf, inwiefern sie regel- und gesetzestkonformes Verhalten erwarten können. In einem Experiment mit Personalverantwortlichen wurde überprüft, ob ein Steuernachlass und eine staatlich finanzierte Versicherung etwaiger Schäden die Erfolgsaussichten von Vorbestraftern erhöhen. Tatsächlich konnten auf diese Weise die Vorbehalte gegenüber Einträgen im Strafregister deutlich reduziert werden. Wenn Diskriminierung auf zu erwartenden Nachteilen beruht, die kompensiert werden können, kann ihr also durch Anreize entgegengegriffen werden. Mindestens ebenso interessant wie dieses Ergebnis ist ein weiteres: Im Gegensatz zu anderen Studien konnte keine Diskriminierung von Schwarzen oder Hispanics festgestellt werden. Einer der Autoren teilte auf der Plattform X mit, dass dieses Detail mehrmals zu einer Ablehnung des Artikels geführt habe, weil Gutachter es nicht glauben wollten. Andere Studien zeigen teilweise große Effekte der ethnischen Zugehörigkeit. Studien, die kleine oder gar keine Effekte nachweisen, fehlen hingegen fast völlig. Da Stichproben jedoch immer nur Annäherungen bieten können, sollten die veröffentlichten Ergebnisse eigentlich eine größere Spannweite aufweisen: Ein „Nullergebnis“ sollte häufiger anzutreffen sein – auch dann, wenn Diskriminierung faktisch stattfindet. Doch Studien, die keine Diskriminierung gefunden haben, werden anscheinend seltener veröffentlicht – weil sie in der Schulblade verschwinden oder im Begutachtungsprozess scheitern. In einem Forschungsfeld, das über politische Entscheidungen informieren möchte, wäre es aber wichtig, dass negative Befunde gegenüber den positiven nicht benachteiligt werden.

Bushway, Shawn D.; Pickett, Justin T. (2024): Direct incentives may increase employment of people with criminal records. In Criminology & Public Policy.

INS NETZ GEGANGEN



OHNE WORTE

VON JOCHEN REINECKE

Was passiert eigentlich, wenn man aus einem Text alle diejenigen Wörter entfernt, die in einer Sprache am häufigsten vorkommen? Das können Sie – zumindest für die Sprache Englisch – in einem interessanten Online-Tool ausprobieren, zu finden unter https://www.kamogo.com/g. Sie sehen hier einen Textkasten, den Sie per „Kopieren und Einfügen“ aus einer anderen Anwendung wie Word heraus befüllen können. Alternativ können Sie aber auch direkt in den Textkasten hineinschreiben. Wofür Sie sich auch entscheiden – das Tool wird aus Ihrem Text umgehend die 1000 gebräuchlichsten Wörter der englischen Sprache entfernen. Vermutlich bleibt bei Ihren ersten Gehversuchen kaum noch etwas übrig. Wer es etwas weniger frustrierend

mag, der kann auch die Unerbittlichkeit der Website abmildern auf die 100 meistverwendeten Wörter (oder steigern auf 10.000). Was am Anfang wie eine Spielerei ohne große Sinnhaftigkeit aussieht, entpuppt sich bei näherer Betrachtung durchaus als intellektuelle Herausforderung für alle diejenigen, die gerne schreiben. Probieren Sie doch einmal, nur drei zusammenhängende Sätze zu entwickeln, bei denen Ihnen die Website kein einziges Wort löscht – und die auch noch einen Sinn ergeben. Das ist sehr schwierig und auch lehrreich! Nun unsere Frage: Welcher deutsche Stenograph forschte umfassend über die deutsche Sprache und die Häufigkeit bestimmter Wörter – woraus Ende des 19. Jahrhunderts ein spezielles Wörterbuch resultierte? Senden Sie Ihre Lösung bitte an netzraetsel@faz.de. Wir verlosen einen eBook-Gutschein im Wert von 25 Euro. Einsendeschluss ist der 4. September 2024, 21 Uhr. Die Gewinnerin oder der Gewinner wird schriftlich benachrichtigt. Als richtige Lösung des Rätsels aus der vergangenen Woche hatte ich eigentlich „Mr. Robot And His Factory“ vorgesehen – das von einigen Leserinnen und Lesern eingeschickte „Lode Runner“ wäre jedoch auch korrekt gewesen. Am Ende entschied das Los.

Illustration: Jan-Henrik Heib

RHEIN-MAIN & HESSEN

Montag Morgen um kurz nach neun Uhr steht Ben Wawra wartend vor seiner Kaffeemaschine. Sie brummt, das Wasser brodelt. Als der Kaffee fertig ist, gießt er ihn in einen Aluminiumbecher. Keine Milch, er trinkt ihn lieber schwarz. Es ist ein Montagmorgen wie jeder andere, der Start in eine neue Arbeitswoche. Doch statt auf Küchenfliesen steht Wawra mit nackten Füßen im Gras auf einer Wiese und trinkt den ersten Kaffee des Tages. Noch ist der Boden feucht von der Nacht. Doch die Sonne scheint, es sollen heute 27 Grad werden.

Vogel zwitschern, Bienen summen. Sonst herrscht Stille. Heute arbeitet Ben Wawra im Homeoffice. Das bedeutet, dass er sein kann, wo auch immer es ihm gerade gefällt. Wawra hat keinen festen Wohnsitz, sein Zuhause ist ein ausgebauter Campingbus. „Mal stehe ich hier, mal im Wald. Und in letzter Zeit auch viel an einem Bach“, sagt er. An den Knöcheln trägt Wawra abgeschnittene Socken, die er mit Antizeckenmittel imprägniert hat. „Hier sind glücklicherweise nicht so viele, aber lieber auf Nummer sicher gehen“, sagt er.

„Hier“, das ist ein kleines Grundstück auf einer Anhöhe in Seeheim bei Darmstadt, von dem aus er über Weinplantagen, Häuserdächer und die Dorfkirche blicken kann. Das Stück Land hat er zusammen mit zwei Freunden gekauft. 6000 Euro für 1000 Quadratmeter Grün. „Das ist natürlich kein Baugrund, deswegen war es so günstig“, sagt er. Bauen will er aber auch gar nicht. Denn in seinem Bus hat er alles, was er zum Leben und Arbeiten braucht. Zudem hat er ein weiteres Grundstück an einem Waldstück gepachtet. Ansonsten steht er überall dort, wo er für eine Nacht stehen darf. Auf Parkplätzen, Campingplätzen, vor seinem Büro.

Schon seit 14 Jahren lebt er so. Das Besondere daran: Ben Wawra wohnt in seiner eigenen Erfindung. Der 54 Jahre alte Bensheimer ist gelernter Ingenieur und zusammen mit Markus Riese, dem Mitbegründer des Fahrradherstellers Riese & Müller, Geschäftsführer des Darmstädter Unternehmens Space-Camper, das sich dem Umbau von Volkswagen-Bullis zu Wohnmobilen gewidmet hat – ganz nach den Wünschen seiner Kunden. Da wird auch schon mal ein Klavier oder eine Bierzapfanlage eingebaut. Laut Wawra ist fast alles möglich. „Zumindest muss man es mal ausprobieren“, sagt er.

So geht er vieles im Leben an. Einfach mal machen. Auch sein Nomadenleben hat als Experiment begonnen. Ein Jahr im Auto wohnen, um die Bedürfnisse der Kunden noch besser zu verstehen und das Produkt zu optimieren. „Erst über so eine lange Zeit merkst du, was dem Auto fehlt, was nicht funktioniert oder besser laufen könnte. Bei Eiseskälte, strömendem Regen oder Hitze fallen dir dann auch die ganzen Kleinigkeiten auf.“ Ob man als Erfinder ein bisschen verrückt sein müsse? „Vor allem muss man faul sein“, sagt Wawra. Erst dann suche man nach besseren Lösungen. Auf viele Ideen sei er erst durch das Leben im Camper gekommen.

Doch über neue Entwicklungen zu sinnieren ist nur ein kleiner Teil seines Jobs, es gehört mehr dazu. Arbeit, für die er ein Büro braucht – ein konventionelles allerdings nicht. „Einen Schreibtisch? Ich habe mehrere.“ Wawra lacht und zeigt auf ein langes, abgeschliffenes Holzbrett, das einige Meter entfernt auf einem ausgedienten, großen Wasserkanister liegt. Daran ist ein Sonnenschirm befestigt. „Das ist die Bar für die Partys, die wir hier feiern“, sagt er. „Aber auch ein super Stehtisch zum Arbeiten. Sowieso viel besser für den Rücken.“ Selbst gebaut und ergonomisch. Mal arbeite er aber auch an dem kleinen Campingtisch davor, direkt neben der Feuerstelle, an der er im Sommer mit Freunden und Familie kocht. Mal im Liegen auf seinem Bett und mal im Sitzen an dem kleinen Klappstisch im Auto. Er demonstriert das mal eben: Drei Handgriffe, dann steht das Bett. Drei weitere Handgriffe, das Bett verschwindet, und die Sitzbank wird zum Bürostuhl.

Auch stehend kann er im Bus arbeiten, mit dem Kopf unter der geöffneten Dachluke. Wenn er hochguckt, schaut er in die Blätter des Baums, vor dem er das Auto geparkt hat. Den Laptop hat Wawra in einer Halterung an der oberen Seitenwand angebracht, die Maus liegt auf dem leicht heruntergeklappten Kopfteil des Fahrersitzes. „Perfektes Mousepad.“ Auf der anderen Seite hat er noch eine Maus, mit der er 3-D-Visualisierungen bearbeitet und genauer angucken kann. Für seine Arbeit braucht er eigentlich deutlich größere Bildschirme, doch der Platz im Bus ist begrenzt. „Dafür habe ich das hier“, sagt er und greift zu einer Brille auf der Ablage am Bett. „Das ist eine billige Lesebrille von Aldi. Die setze ich einfach auf meine andere Brille drauf.“ Er setzt die Brille auf die Nase und streckt den Kopf so nah an den Laptopbildschirm heran, bis er fast mit der Nase daranstößt. „Und so kann ich dann alles genau erkennen, jedes



Kaffee kochen im Grünen: In seiner mobilen Küche hat Ben Wawra alles, was er braucht.

Das Privileg der Freiheit

Es begann als Experiment, dann wurde es zum Lebensmodell. Warum sich ein Unternehmer für das Wohnen im Camper entschieden hat.

Von Louise Otterbein (Text) und Lucas Bäuml (Fotos)



Arbeiten in der Natur: Das Büro ist nach Wawras Bedürfnissen eingerichtet

Detail.“ Der Strom zum Aufladen der Laptops entsteht teilweise durch Solarpanels, die Wawra am und vor dem Auto aufgebaut hat. Sonst lädt er mal im Büro auf oder eben da, wo es gerade eine Steckdose gibt.

Mit seinem Van steht er manchmal auch in der Stadt, doch wenn er sich wirklich konzentrieren will, braucht er die Natur um sich herum. „Wenn ich hier bin, schaffe ich das Doppelte an Leistung. So bin ich einfach produktiver und auch viel kreativer“, sagt er. Im Büro muss er als Geschäftsführer natürlich auch immer mal auftauchen. Doch er hat seine Arbeit seit dem Umzug in den Camper komplett neu strukturiert: Wenn er sich besonders konzentrieren will und „schaffen muss“, ist er in der Natur. Ins Büro fährt er nur für Gespräche, Meetings und Kundentermine. Das hat seine Effizienz enorm gesteigert.

Früher war es anders, da ist er immer im Büro gewesen. „Da war es so: Du kommst ins Büro und hast eine To-do-Liste für den Tag, die du abarbeiten musst“, sagt er. „Aber wir haben eine open door policy, und dann kommt immer wieder jemand rein, weil er Hallo sagen oder über ein Problem sprechen will. Das reißt dich immer wieder raus.“ Damals ist er dann oft in Stress geraten oder war unzufrieden mit seiner Arbeit. „Du wirst bissig und unfreundlich zu den Leuten, die eigentlich nur etwas Liebe wollen. Du hörst nicht mehr richtig zu, bist unaufmerksam.“ Darunter litt seine Arbeit. Durch die klare Aufgabentrennung kann er nun wirklich präsent und für seine Mitarbeiter da sein, wie er sagt. „Und sind wir mal ganz ehrlich, vieles ist in der Natur einfach leichter: Wenn du ein schwieriges Gespräch hast, aber an einem Bach sitzt, ist das besser auszuhalten.“

Doch er lebt nicht nur im Camper, um seine Leistungsfähigkeit zu steigern oder das Produkt zu optimieren. Dahinter steht für Wawra vielmehr eine Lebenseinstellung: die Suche nach Freiheit. Alles begann in dem Moment, als er und seine Frau beschlossen, ihre Beziehung zu beenden. „Da war die Firma noch ganz jung, ich hatte extrem viel gearbeitet, manchmal 80 Stunden die Woche. Wahrscheinlich war das auch ein Grund für die Trennung“, sagt er. Er brauchte also eine neue Wohnung, hatte aber weder Lust, danach zu suchen, noch viel Geld auszugeben. Er erinnerte sich an seine Studenzeit. Damals hatte er für einige Jahre in „einem Autotrack“ gewohnt, „das war ein alter Ford Transit, Achtziger-Baujahr“. Und er erinnerte sich daran, wie frei er sich dabei gefühlt hatte. Also zog er in den Camper – dafür löste er seine Wohnung auf und trennte sich von einem Großteil seiner Sachen.

„Das war total befreiend“, sagt Wawra heute. Das Trennen vom Materiellen wurde zum Lösen von Zwängen, Druck und empfindenen Verpflichtungen. „Allein so ein Bücherregal aufzulösen. Du gehst da jahrelang vorbei und denkst immer wieder: Das Buch wollte ich eigentlich noch lesen, hast aber nie Zeit. Das ist deprimierend.“ Dann verschenkte er alles. Heute beschreibt er diesen Moment als absolute Befreiung, „als wenn man eine

To-do-Liste zerreißt“. Den Großteil seines jetzigen Hab und Guts hat er im Bus. Ganz reicht der Platz dann aber doch nicht. „In der Firma habe ich eine Garage, wo ich Krimskrams, Wintersachen und so habe“, sagt er. Dort steht auch eine Waschmaschine, sodass er regelmäßig seine Klamotten reinigen und im Winter anschließend trocknen kann. In der Garage stellt er auch sein Auto ab, wenn er mal mit dem Campingrad unterwegs ist, das er für die Firma entwickelt hat. Sonst hat er alles bei sich im Wagen: Bett, Klamotten, Küche, ein Fahrrad am Heck und ein Faltkanu auf dem Dach. Sogar eine Toilette und eine Dusche gehören zur Ausstattung.

Und wie ist das Leben im Winter? Wawra ist kein Schönwettercamper. Er trotz auch den tiefen Temperaturen: „Ich schaffe es so bis null Grad, draußen zu arbeiten“, sagt er. Dicke Klamotten und selbstwärmende Handschuhe, die so aufgeschnitten sind, dass die Fingerkuppen zum Tippen auf der Tastatur heraus schauen – so kann er auch bei Kälte arbeiten. Danach wärmt er sich oft in der Sauna des Fitnessstudios auf, in dem er Mitglied ist. Dort geht er auch ab und zu zum Yoga.

Als Wohnmobilentwickler im Camper zu leben, das scheint nahezu zu liegen. Aber wie ist es mit anderen Berufen? Kann so ein Leben jeder führen? Ben Wawra ist fest davon überzeugt. „Ich habe einen Kunden, der im Bankensektor arbeitet. Der springt dann morgens immer in Anzug und gebügelm Hemd aus dem Auto und geht in die Bank.“ Wawras Kunden arbeiten von überall auf der Welt und machen es möglich, Beruf und Leben so zu verbinden, dass sie ihren Traum von Freiheit leben können.

Ganz so frei ist Wawra dann aber nicht: Da sind berufliche Verpflichtungen in Darmstadt, aber auch familiäre. „Ich habe drei Kinder“, sagt er. Die zwei älteren waren zum Zeitpunkt seines Umzugs in der ersten und dritten Klasse. „Meine Ex-Frau und ich haben gesagt, wir probieren es mal und schauen, wie die Kinder das annehmen.“ Dann klappte es so gut, dass sie einfach weitermachten. Nach der Schule holte er sie mit dem Auto ab, und sie durften sich frei aussuchen, wie sie den Tag verbrachten. Auch Freunde haben sie damals oft mitgebracht. Dann wurde im Garten gespielt, gebackelt, Feuer gemacht und Stockbrot gebacken.

Mittlerweile sind die Kinder erwachsen und besuchen ihren Vater regelmäßig. Aus einer anderen Beziehung hat Wawra noch eine Tochter, sie ist neun Jahre alt. Mit ihr macht er es genauso. „Sie findet es toll, Kinder lieben die Natur.“ Neben seinem Laptop im Camper hängt ein kleines Bild, das sie für ihn gemalt hat. Eine gelbe Sonne, das blaue Meer, ein rotes Herz. Darüber steht: „Wo immer du auch bist, ich hab dich lieb.“

Ob er sich vorstellen kann, je wieder in eine Wohnung zu ziehen? „Nein, auf gar keinen Fall“, sagt Wawra und grinst. Die Entscheidung vor 14 Jahren war die richtige, daran hat er keinen Zweifel. „Wie viele Menschen leben ihr Leben wirklich so, wie sie es wollen? So viele leben für eine Zukunft, die nie kommt. Ich will das nicht.“



Lesempfehlungen auf faz.net/rmz

DAS NERV

Der Leerstand von Geschäftsimmobilien in zentralen Lagen der Stadt Maintal.

Frau Böttcher, worüber haben Sie sich zuletzt besonders geärgert?

Über den Leerstand von (Geschäfts-)Immobilien in zentralen Lagen unserer Stadt Maintal. Dass der Einzelhandel vor Ort – und das bundesweit – zu kämpfen hat, weil immer mehr online eingekauft wird und deshalb in der Folge Geschäfte schließen müssen, ist nur eine Seite der Medaille. Die andere liegt in der Verantwortung der Eigentümer. Diese haben einen zentralen Hebel für die Stadtentwicklung in der Hand. Ein Leerstand steuert klar in eine negative Richtung. Denn ein geschlossenes Geschäft kann weiterhin nach sich ziehen. Diese Entwicklung gilt es umzukehren.

Woran liegt es?

Eigentümer einer einzelnen Immobilie sind sich vielleicht nicht bewusst, welche Tragweite ihr Handeln für die Stadtentwicklung einer Kommune haben kann, noch dazu, wenn sie nicht hier leben. Manche sind in der Erwartung von Mietentnahmen, die preislich überzogen sind. So entsteht Leerstand, der zum Nachteil für alle ist: für die Eigentümer, die keine Einnahmen erzielen, besonders aber für die Menschen, die hier leben und für die ein Ladensterben negativ ist.

Dabei wäre es für Eigentümer möglich, den Hebel in die positive Richtung zu lenken, indem sie ihre Räumlichkeiten für erschwingliche Mieten anbieten, sodass auch Betreiber von kreativen Formaten oder neuen Geschäftsideen eine Chance haben. Als Stadt stehen wir mit Wirtschaftsförderung, Stadtentwicklung und der Freiwilligen-



Monika Böttcher ist parteilose Bürgermeisterin der Stadt Maintal. Foto: Felix Kaspar Rosic

agentur als Ansprechpartner und für das Schnittstellenmanagement zur Verfügung. Jedem Eigentümer sollte klar sein, dass dauerhafter Leerstand die Immobilie entwertet und in der Folge den Standort unattraktiver macht.

Wenn Sie drei Wünsche frei hätten ...

Dass Eigentümer sich ihrer Verantwortung bewusst sind und sich auch als Mitgestalter von Quartieren begreifen. Dass sie für Nutzungen ihrer Immobilie offen sind, die Begegnung ermöglichen und die das Miteinander fördern. Wie Begegnungscafé, Verein oder Künstleratelier.

Und was war gut?

Das großartige bürgerschaftliche Engagement in Maintal, das sich gerade in unserem 50. Stadtjubiläum noch mal besonders facettenreich gezeigt hat. Das ist ein unschätzbare Wert für unsere Stadtgesellschaft. Dafür bin ich sehr dankbar.

Welchen Ratschlag würden Sie wem gerne geben?

An alle Akteure und Entscheider: ein kleineres „Ich“ und ein größeres „Wir“ – davon würde die Gemeinschaft profitieren.

DER SCHATTEN DER ANGST

Nach der Hinrichtung im Frankfurter Hauptbahnhof, dem Terroranschlag von Solingen und als Folge einer generell zunehmenden Zahl von Messerattacken wachsen Wut und Verunsicherung in der Bevölkerung. Ratsam ist allerdings weder das eine noch das andere.

Von Ralf Euler

N eulich im Supermarkt. „Scheiß-Türken“, herrscht ein Kunde eine Frau mit Kopftuch an, weil die sich vorsichtig über sein rüpelhaftes Vordrängen an der Kasse beschwert hat. Die Beleidigte wagt offenbar nicht, aufzubegehren, die Umstehenden versuchen, den Vorfall zu ignorieren, nur die dunkelhäutige Kassiererin ist nicht gewillt, den Vorfall kommentarlos hinzunehmen. „Kunden wie Sie wollen wir hier nicht“, sagt sie weithin vernehmbar, während sie die Bierdosen des Pöblers einscannt. Der wiederum denkt gar nicht daran, einzulenken. Im Gegenteil. „Willst du was auf die Fresse?“, schnauzt er die Angestellte drohend an – und für einen Moment scheint es, als könne die Situation eskalieren. Umstehende blicken betreten und scheinbar teilnahmslos zu Boden, mehrere Wartende ziehen es vor, in die Schlange an der Nachbarkasse zu wechseln.

Was tun? Eingreifen oder deeskalisieren durch Wegschauen? Die Frage stellt sich in diesem Augenblick wohl jeder, der den Vorfall miterleben muss. Ein Widerwort der Kassiererin könnte jetzt böse Folgen haben. Vielleicht schlägt der Rassist dann wirklich zu? Spätestens dann müsste man als Zeuge eingreifen, vielleicht auch schon jetzt sein Schweigen brechen, vielleicht mit den griffbereiten Handy die Polizei alarmieren? Ganz plötzlich ist sie da, die Angst, aus heiterem Himmel zum Opfer eines Gewalttäters zu werden. Für ein paar lange Sekunden halten sich die Wut über den körperlich robust wirkenden Ausländerhasser und die Furcht vor seiner offenbar latenten Aggressivität die Waage. Dann packt der Mann seine Dosen und verlässt wortlos das Geschäft.

Noch einmal gut gegangen. Doch das schlechte Gewissen über die eigene Tatenlosigkeit bleibt. Die kleine, hässliche Geschichte aus dem Supermarkt schwelt in der Erinnerung noch lange nach. Das Zögern, dagegenzuhalten, die Angst, sich einzumischen. Am Ende der Entschluss,

es beim nächsten Mal besser zu machen, und gleichzeitig die Hoffnung, dass man eine solch beschämende Situation nicht noch einmal erleben muss.

Was mag da erst in Kopf jener vorgehen, die vor gut einer Woche Zeugen oder gar Opfer des mutmaßlich islamistisch motivierten Messerangriffs in Solingen wurden? Drei Menschen wurden bei dem Angriff auf der 650-Jahr-Feier der Stadt getötet, acht Menschen wurden verletzt, fünf davon schwer. „Wir können nicht mehr da hingehen, wo viele Menschen sind.“ Mit diesen Worten wurde eine Solingerin anschließend zitiert. Wut, Zorn, aber eben auch Angst sprechen aus den Reaktionen vieler Menschen auf den Terroranschlag. Und nicht nur in Solingen stellt sich die beunruhigende Frage: Was kommt jetzt?

Zahlreiche Städte sagten nach der Bluttat von Solingen größere Veranstaltungen ab. Beim Museumsuferfest in Frankfurt patrouillierten am vergangenen Wochenende ostentativ schwer bewaffnete Polizisten. Die Stimmung am Main war dennoch gelassen bis ausgelassen, aber wie viele Menschen vorsichtshalber auf den Besuch des Frankfurter Spektakels verzichteten, lässt sich natürlich nicht sagen. Fakt ist: Weit über Solingen hinaus wirkt der Anschlag auf die Feiernden beim Stadtfest nach. Ganz Deutschland muss das schreckliche Geschehen verarbeiten.

Die Angst vor Terrorismus, vor unvermittelter, aus dem Nichts kommender Gewalt ist ein Phänomen, das seit einigen Jahren an Bedeutung gewonnen hat. Terror in aller Welt, in Deutschland und in Hessen – die Hinrichtung eines 27 Jahre alten Türken durch einen Landsmann mit mehreren Kopfschüssen im Frankfurter Hauptbahnhof jüngst, die Amokfahrt beim Karneval im nordhessischen Volksmarsen 2020 oder die Ermordung von neun Menschen mit Migrationshintergrund durch einen deutschen Rassistin in Hanau im selben Jahr – erzeugt nicht nur unmittelbare Schrecken

und Trauer. Solche Ereignisse haben darüber hinaus tiefgreifende Konsequenzen für das gesellschaftliche Klima und das individuelle Leben. Die Angst ist oft nicht rational und übersteigt die tatsächliche Bedrohung, das macht sie aber deshalb nicht weniger bedeutsam.

Schlimm wird es, wenn sich Menschen durch die Angst vor Terror und Gewalt lähmen lassen, wenn sie sich entschließen, persönliche Freiheiten zugunsten von mehr Sicherheit aufzugeben. Die Tragödie von Solingen ist ein Schock für weite Teile der Gesellschaft: ein Messerangriff auf einem belebten Platz, bei einem fröhlichen Fest und ohne jede Vorwarnung. „Wir können nicht mehr da hingehen, wo viele Menschen sind“, mag sich deshalb nicht nur die oben zitierte Solingerin sagen.

Aber wer sich aus dem öffentlichen Leben zurückzieht und mögliche Ziele für terroristische Anschläge meidet, spielt den Terroristen in die Hände. Denn das genau wollen sie ja erreichen: eine diffuse Angst auslösen, die verhindert, dass Menschen das tun, was sie eigentlich tun wollen. Es ist daher wichtig, zwischen berechtigter Sorge und irrationaler Angst zu unterscheiden.

Statistiken belegen, dass die Wahrscheinlichkeit, Opfer eines Terroranschlags zu werden, im Vergleich zu anderen Risiken – wie Verkehrsunfällen oder Naturkatastrophen – noch sehr gering ist. Dennoch kann es nicht schaden, beim Besuch einer größeren Veranstaltung auf die Umgebung und auf verdächtige Aktivitäten zu achten und zu wissen, wo sich Notausgänge befinden. Ein solches Maß an Sicherheitsbewusstsein ist weder dumm noch feige, sondern schlicht vernünftig. Das Wissen, wie man sich in einer Notsituation verhält, kann beruhigend wirken.

Fakt ist allerdings auch: Die Gewalt gerade mit Messern grassiert. Schon wegen Nichtigkeitkeiten wird zum Stichwerkzeug gegriffen. Der Streit um eine Parklücke, verletzter Macho-Stolz oder ein

vermeintlich provozierender Blick genügen für manche als Rechtfertigung dafür, zuzustechen. Für immer mehr Jugendliche ist es normal, nur noch bewaffnet auf die Straße zu gehen. Manche haben das Messer in der Tasche weil sie besonders „männlich“ sein wollen, manche, um sich vor anderen Messerträgern zu schützen. Die Konsequenz ist in beiden Fällen, dass aus einem Streit schnell eine blutige Auseinandersetzung werden kann.

Dass Bundesinnenministerin Nancy Faeser (SPD) es verbieten will, Messer mit einer Klingelänge von mehr als sechs Zentimetern mit sich zu führen, ist ein Schritt in die richtige Richtung. Die berechtigte Kritik, dass ein solches Verbot nicht ausreichend kontrolliert werden könne und die Definition von Klingelängen vielen potentiellen Gewalttätern ohnehin völlig egal sei, ändert nichts an der Richtigkeit von Faesers Vorstoß. Generell muss das Waffenrecht verschärft, müssen die Kontrollbefugnisse der Sicherheitskräfte erweitert werden. Im nächsten Schritt und auf längere Sicht führt dann kein Weg an einer personellen Verstärkung der Polizei vorbei.

Schließlich darf es nicht länger ein Tabu sein, über die Herkunft der Täter zu sprechen. Statistiken belegen, dass unter den Messerstechern überproportional viele Ausländer – vor allem arabischer oder nordafrikanischer Herkunft – mit einem im mitteleuropäischen Kulturkreis inakzeptablen Männlichkeitsbild sind. In Familien, in der Schule und in Integrationskursen muss diesen, ebenso wie allen anderen Menschen, deutlich gemacht werden, dass Messer nicht cool, sondern lebensgefährlich sind.

Und was die durch den Anschlag von Solingen geschürte diffuse Angst betrifft: Die bekämpft man am besten, wenn man jetzt erst recht zusammen mit Freunden das nächste Volksfest besucht. Die Herbst-Dippemess, das größte und älteste Frankfurter Volksfest, wird übrigens vom 6. bis zum 22. September gefeiert.

LEUTE DER WOCHE



HANS TRAXLER

Langstreckenmeister, beweist nicht nur beim Schwimmen Ausdauer. Sein Buch „Wie die Malerei verschwand“ hatte trotz der hohen Bedeutung des 95 Jahre alten Autors, Malers und Zeichners keinen Verlag gefunden, Traxler hat nur für Freunde eine kleine Edition herausgebracht. Jetzt aber ist es doch noch bei Tiamat erschienen, und nicht weniger als eine vollständige Lesung vor dem Caricatura-Museum war diesem Ereignis angemessen, mit Traxler an der Spitze. Dem gehen die Ideen nicht aus – bis zum 100. hat er mindestens zu tun.



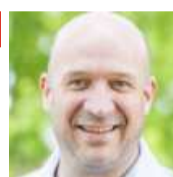
FRANK DENFELD

Elektrifizierer, arbeitet seit Jahren daran, dass die Strecke der Taunusbahn Oberleitungen bekommt, damit die S5 bis nach Usingen fahren kann. Jetzt ist der kommunale Verkehrsverband Hochtaunus, dessen Geschäftsführer Denfeld ist, einen wichtigen Schritt vorangekommen: Das Regierungspräsidium Darmstadt hat den Planfeststellungsbeschluss für Ausbau und Elektrifizierung der Taunusbahn fertiggestellt. Damit geht die Arbeit weiter. Nun beginnt die konkrete Planung – und Anfang 2026 hoffentlich die Handwerkersuche.



SYLVIA WEBER

Hausherrin, lässt die maroden Schulgebäude in Frankfurt künftig auch von der städtischen Wohnungsgesellschaft ABG instand setzen. Die Bildungsdezernentin hat gemeinsam mit dem Oberbürgermeister und dem ABG-Chef einen entsprechenden Rahmenvertrag unterzeichnet. Mithilfe der ABG sollen die Schulen nun schneller saniert werden. Es ist bekannt, wie schwer Weber loslassen kann. Dass sie die Last nun endlich auf mehrere Schultern verteilt, dürfte nicht nur den Schulen zugutekommen, sondern auch ihr selbst.



INGMAR JUNG

Bremser, lässt die Macher der Landesgartenschau Oberhessen 2027 warten. Bisher hat das Heimatministerium von CDU-Minister Jung 3,5 Millionen Euro bewilligt. Das reicht vorne und hinten nicht für das erstmals von mehr als einer Stadt getragene Ereignis. Die größte Veranstaltung des Landes soll die Infrastruktur in der teils abgehängten östlichen Wetterau dauerhaft verbessern. Da 2027 aus Sicht der Planer übermorgen ist, brauchen sie von Jung sehr bald Klarheit, welche Fördertöpfe des Landes ihnen noch zur Verfügung stehen.



CLAUDIA ROTH

Kunstliebhaberin, muss sich der Kritik von mehr als 30.000 Künstlern und Kunstfreunden stellen – und der Kritik von Politikern, die auch aus den Parteien der Ampelkoalition stammen. Die Kulturfonds des Bundes teilweise fast um die Hälfte zu kürzen und die Unterstützung für die freien Produktionshäuser ganz aus der Förderung zu nehmen würde die freischaffenden Künstler und Produzenten auch in Hessen hart treffen. Roth muss für ihren Etat kämpfen – und zugleich müssen die Strukturen nachhaltig verändert werden.

Texte: emm., flf., rsch., thwi., emm. Fotos: dpa, Archiv, Lucas Bäuml, Samira Schulz, Picture Alliance

LESERFORUM

Keine echte Linke

Im Interview spricht die scheidende Bundesvorsitzende der Linkspartei, Janine Wissler, über ihre Zukunft und die ihrer Partei (FAZ vom 25. August).

Nehmen wir mal die FDP als Kontrastmittel. Auch eine kleine Partei, aber da weiß man, was man bekommt. Da hat die politische Philosophie der Partei ihre direkte Entsprechung im politischen Handeln. Ich hätte ja lieber eine sozialliberale Partei und kann daher mit der FDP nicht so viel anfangen, aber es ist immerhin eine klare Sache.

Nun die Linke: Zu PDS-Zeiten stand sie für die Vertretung ostdeutscher Identität und Interessen, für Sozialstaat und für die Suche nach „dem dritten Weg“. Angesichts der fortschreitenden, auch politischen, Assimilation der DDR in die Bundesrepublik und der Demographie kann man die Vereinigung mit der WASG und die Verwestlichung der Linken nachvollziehen. Das ergab sogar eine kurze Renaissance.

Aber dann machte man sich selbst zum Nischenprodukt, ließ die alten Ossis „verhungern“, fokussierte sich auf Gender, Quote, Asyl et cetera und ließ das Grundlegende/Ökonomische beiseite. Kein Anspruch. Sollte es mal wieder eine echte Linke brauchen, muss diese sich neu gründen. Nutzer JimJimJim auf FAZ.NET

Wofür steht Wissler?

Zum selben Thema.

Das Alleinstellungsmerkmal der Linken war einmal, dass sie als einzige Partei glaubwürdig die prinzipiell deutlich stärkere Heranziehung der monetär Reichen zur Finanzierung der Staatsaufgaben zum Ziel hatte. Davon konnte man halten, was man wollte, aber wofür die Linke stand, wusste man. Die scheidende Parteivorsitzende Janine Wissler stand dagegen im Besonderen für – was eigentlich?

User PL auf FAZ.NET

Gesetz des Marktes

Ebenfalls dazu.

„Wir sind kein Unternehmen, das einfach eine neue Marketingstrategie oder ein neues Produkt entwickeln kann. Wir haben politische Überzeugungen und Grundsätze, und zu denen stehen wir“, sagt Frau Wissler.

Das „Gesetz des Marktes“ sagt hingegen: Wenn Unternehmen oder Parteien die Bedürfnisse der Menschen nicht erkennen und plausible Lösungen anbieten, sind sie bald verschwunden.

Patrick Brücker auf FAZ.NET

Nischendasein

Auch dieser Leser äußert sich zu den Zukunftsaussichten der Linkspartei.

Eine Ideologin schaut auf den Teller und nicht darüber hinaus. Die SED-Nachfolgepartei hat abgewirtschaftet. Ihre Anhänger im Osten sterben weg, und im Westen gewinnen sie kaum welche hinzu. Ein Nischendasein mit den gestohlenen Finanzmitteln der DDR werden wir wohl erleben, mehr nicht.

Harald Schneider auf FAZ.NET

Die Innenstadt? Ein Slum

In mehreren Beiträgen beleuchteten unsere Korrespondenten die Finanzlage größerer Städte in der Rhein-Main-Region (FAZ vom 25. August).

In Wiesbaden soll auf Kosten der Bürger eine riesige Eissporthalle mit unüberschaubaren Energiekosten entstehen. Das dafür vorgesehene Brachgrundstück gammelt vor sich hin. Derweil der Busverkehr eingeschränkt wird und die Innenstadt mit dem ehemals belebten Einkaufsviertel inzwischen einem Slum mit zwielichtigem Personal gleicht. Mich hat das bewegt, die Innenstadt zu meiden. Als Jugendlicher bin ich noch abends allein durch den Nerotalpark gestreift. Das wäre heute völlig undenkbar, da viel zu gefährlich. Auch vom Besuch der maroden Schwimmbäder rate ich ab.

Gerd Bruchhaus, Wiesbaden

Nicht ernst zu nehmen

Dieser Leser beschäftigt sich mit der finanziellen Situation der Stadt Mainz, der es dank der Gewerbesteuerzahlungen von Biotech kurzzeitig bestens ging.

Wer zwei Milliarden Euro im Lotto gewinnt und sich zwei Jahre später als knapp bei Kasse outet, der ist nicht ernst zu nehmen.

User E Datinská auf FAZ.NET

Leserbriefe und Kommentare bitte an: rmz-leserbriefe@faz.de



Niedlich und schützenswert: Ameisenbär Ines (links) und eines der Erdmännchen im Frankfurter Zoo.
Fotos: Lucas Bäuml, Felix Kaspar Rosic

Der Rote Ibis sucht noch Freunde

Tierpatenschaften dienen nicht nur dem Fundraising. Sie vertiefen auch die Beziehungen von Mensch und Tier. Doch welche Arten sind besonders gefragt?

Von Daniel Meuren

Erdmännchen sind beliebt. Als bemühten sie sich geradezu um ihre Popularität, wuseln sie knopfförmig, sich immer wieder auf die Hinterbeine stellend, in ihrem Revier herum. Nicht wenige Kinder würden am liebsten eines der Tiere mit nach Hause nehmen, und auch den abgebrühtesten Erwachsenen lassen die Surikate nicht kalt. Die Beliebtheit der Mangustenart zeigt sich folglich auch in der Zahl der Tierpatenschaften: 576 Paten haben die Erdmännchen im Frankfurter Zoo – das sind Spenden in Höhe von fast 30.000 Euro im Jahr.

Denn jede Patenschaft ist mit einem gewissen Betrag verbunden. Bei den Erdmännchen liegt er bei 50 Euro. Sie zählen damit zu den günstigsten Patenschaften. Nur eine Kategorie mit kleinen Reptilien oder der Zwergziege aus dem Streichelzoo ist mit 25 Euro mit einem noch niedrigeren Betrag verbunden, nach oben ist die Grenze durch Giraffe, Nashorn oder Flusspferd mit je 5000 Euro gesetzt. In Relation können nur die Humboldt-Pinguine für sich beanspruchen, ähnlich beliebt zu sein wie die Erdmännchen. Sie kamen im vergangenen Jahr bei einem Patenschaftsbetrag von 200 Euro auf stolze 117 Gönner, was dem Zoo ebenfalls deutlich mehr als 20.000 Euro an Spenden einbrachte.

Das Tierpatenkonzept ist jedoch nicht allein ein erfolgreiches Fundraising, das dem Zoo in Hessens größter Stadt jedes Jahr zusätzliche Mittel von rund 300.000 Euro beschert. Beim Tierpatentag, an dem der Zoo wie am nächsten Freitag in jedem Jahr einen Abend lang allein für die fast 3000 Paten zugänglich ist, erlebt man immer wieder, wie die Formalie einer Urkunde die Bindung zwischen Mensch und Tier vertieft.

Viel mehr als dieses Stück Papier ist die Tierpatenschaft allerdings nicht. Der Pate hat in der Regel keine Sonderbesuchsrechte bei seinem Schützling. Wird Nachwuchs geboren, wird er nicht in die Suche nach einem Namen eingebunden. „Das Tierwohl steht an oberster Stelle, und es würde dem Tier nicht gerecht, wenn wir da einen Zirkus veranstalten würden um die Patenschaft“, sagt Christine Kurrle vom Frankfurter Zoo. Es gebe auch fast nie die Forderung nach Exklusivrechten wie der Namensvergabe, „das wird selten angesprochen“. Vielmehr seien sehr viele treue Paten sehr zufrieden mit der Geste, die die Patenschaft als Unterstützung darstelle.

Dennoch macht der Zoo möglich, was vertretbar ist. Die F.A.Z. hatte beim Kennenlernen ihres aktuellen Patentiers beispielsweise das Glück, dass die Große Ameisenbärin Ines ein sehr zutrauliches Wesen besitzt und sich gerne mit Würmern und Joghurt füttern lässt. Bei den Pinguinen bietet der Zoo auf Wunsch die Möglichkeit, dass ein Lieblingstier ausgesucht und bei diesem ein Patenname auf dem Fußband eingepägt wird.

Zudem haben alle Paten das Recht, ihre Unterstützung im Tierlexikon des Zoos im Internet sowie auf einer Tafel nahe dem Eingang zu dokumentieren. Sonst verzichtet der Zoo bewusst auf eine exklusive Verbindung von Paten zu einzelnen Tieren, die F.A.Z. ist beispielsweise eine von fünf Paten der Großen Ameisenbären. „Es hat ganz pragmatische Gründe: Wenn ein Tier einen bestimmten Paten bekäme, dann müssten wir ja ganz viele ablehnen“, sagt Kurrle. Zudem wolle man das Tierpatenmodell nicht über Gebühr vermenschlichen. „Es soll deutlich bleiben, dass es sich um ein Fundraisingmodell handelt.“

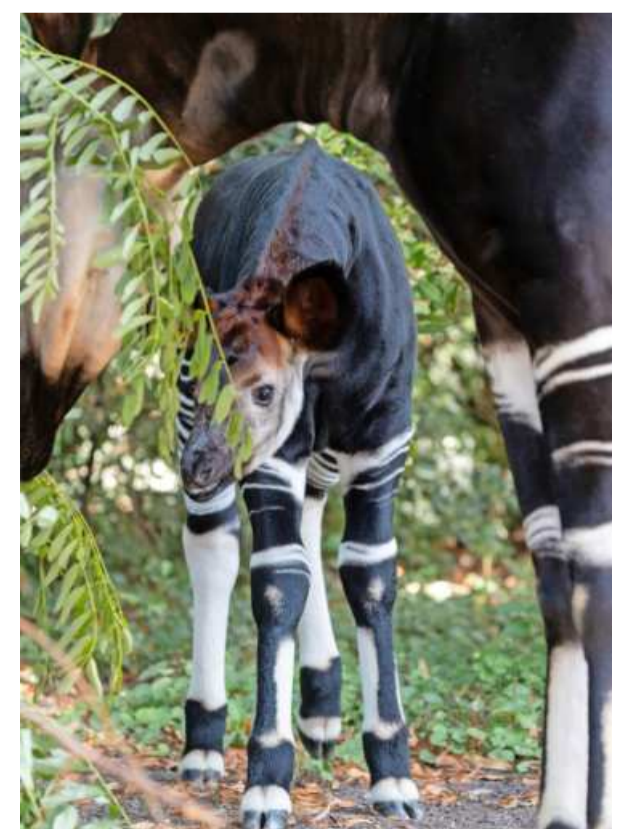
Das „Allzumenschliche“ kommt ohnehin ausreichend zur Geltung, wie die Verteilung der Patenschaften beweist. Bei Erdmännchen und Pinguinen spielt vermutlich der Niedlichkeitsfaktor eine Rolle. Weniger Einfluss hat hingegen offenbar der Grad der Gefährdung einer Tierart. So hat beispielsweise der Gelbrückenducker bei einem Unterstützungsbetrag von 500 Euro lediglich eine Patin, obgleich die Gattung anders als die Großen Ameisenbären äußerst bedroht ist vom Aussterben.

Die Idee der Tierpatenschaft wurde einst in Amerika geboren, von wo der legendäre Zoodirektor Bernhard Grzimek sie nach Frankfurt mitbrachte. Das Geld wird zweckgebunden für die Tiere eingesetzt. Nicht jeder Paten-Euro fließt zwar der jeweiligen Art zu, dafür aber pflegt der Zoo die Solidarität im Tierreich: So profitiert beispielsweise der Rote Ibis, auch Scharlachschler genannt, von der Beliebtheit der Erdmännchen und Pinguine. Der auffällige Vogel, 150 Euro Patenbeitrag, ist eines der wenigen Tiere, das bisher vergebens auf einen Paten wartet. Auch die Giraffen oder das erst vor wenigen Wochen eingezogene Nashorn Taco warten noch auf Unterstützer. Bei beiden liegt die jährliche Summe bei 5000 Euro. Ein Betrag, der oft nur von Unternehmen entrichtet wird. Doch der Rote Ibis und Taco sind nicht allein: Auch die Okapis suchen noch.



Bei Paten beliebt sind die Pinguine (oben links), der Rote Ibis (rechts) sucht noch Unterstützer. Die Giraffe gehört zu den Publikumslieblingen, zählt aber mit den Flusspferden (unten) zu den teureren Patentieren. Erschwinglicher ist das Okapi-Junge, das auch noch einen Paten sucht.

Fotos: Lucas Bäuml (3), Fabian Fiechter, Maximilian von Lachner,



GESCHMACKSACHE



Klößchen im Bambuskorb

Scurrile Begrüßung, freundlich servierte Dim-Sum: Das Madame Mei in der Frankfurter City.
Von Jacqueline Vogt



Der Frankfurter, so er mag und Geld genug hat, kann an jedem Tag im Monat den Reiz fremdländischer Küchen in einem anderen Spezialitätenrestaurant genießen. So beschrieb vor 60 Jahren ein Autor in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung die gastronomische Szene in der Stadt am Main, in der es 30 solcher Lokale gebe. Damals dabei und auch jetzt, da die Zahl der Ethnoküchen-Restaurants unüberschaubar größer ist: italienische Lokale und Chinarestaurants. Zu beiden gastronomischen Ausdrucksformen und dem damit verbundenen Essen haben Konsumenten in Deutschland ein inniges Verhältnis. Chinesische Restaurants haben zudem die wohl längste Geschichte in Deutschland. Vor 100 Jahren soll das erste Chinalokal hierzulande eröffnet worden sein, das sich an ein breites Publikum richtete, das Tientsin in Berlin.

Chinesisch an der Börsenstraße: Madame Mei. Unten: Gedämpfte vegetarische Dim-Sum. Fotos Wonge Bergmann



Als eines der guten Chinarestaurants in Frankfurt gilt das Madame Mei an der Börsenstraße. Sehr beliebt ist es auf jeden Fall, das mag an der innenstadtgerechten schicken Aufmachung mit nur dezenten und wenn, dann geschmackvollen folkloristischen Details genauso liegen wie an der darin gebotenen Küche. Wie ist es also dort? Vom ersten Eindruck sollte man sich nicht täuschen lassen, abschrecken lassen darf man sich auch nicht, obwohl das an diesem Abend leicht gewesen wäre. „Reserviert?“ Herrischen Tons verlangt eine ältere Dame des Hauses das zu wissen. Der demütigen Bestätigung folgt nach der schweigenden Überprüfung des Namens ein Zwei-Wort-Kommando („Hier lang!“), begleitet von wedelnden Handbewegungen, die aussehen, als sollten Katzen verscheucht werden. Bevor man anfangen kann, sich

über die vielleicht unfreundlichste Begrüßung in der Frankfurter Gastronomie so richtig zu ärgern und in Versuchung kommt, umzukehren und seine Zeit anderswo zu verbringen, hat man einen der hübsch eingedeckten Tische erreicht. Der übrige, ausschließlich weibliche Service versteht seinen Job dann glücklicherweise in klassischer Art, sogar extrafreundlich, ein schöner Kontrast. Die Luft in dem mehr als gut besuchten Lokal brodelt von Gesprächen, man sitzt eng, die unermüdet aus der Küche herbeigetragenen Speisen dampfen. Das Angebot ist auf die fisch- und meeresfrüchtelastige Küche Shanghais mit ihrer typischerweise eher milden Aromatik und auf Dim-Sum fokussiert; wer Schärfe braucht, kann sich Sambal Olek auf den Teller löfeln, es steht auf jedem Tisch. Sich in die Speisekarte einzulesen dauert ein paar Minuten. Ringsum wird geknuspert. Chinesische Gäste, soweit an diesem Abend zu sehen, essen überwiegend Nudeln und trinken Bier, englischsprachige Gruppen bestellen vieles mit gebratenem Reis. Auf den Servierplatten ragen gelbe oder orangefarbene kleine Skulpturen aus dem Essen hervor, Drachen zum Beispiel, zum Verzehr nicht geeignet; gedämpfte Dim-Sum werden in den Bambuskörbchen herangetragen, in denen sie gegart wurden. Von einigen zu Testzwecken bestellten Gerichten als empfehlenswert in Erinnerung geblieben: gute vegetarische Frühlingsrollen, kross frittiert, fein gewürzt, die gedämpften, oben offenen, mit Schweinefleisch gefüllten und mit Krabbenrogen gesprenkelten Teigtaschen, die Kristallteig-Klößchen, gefüllt mit Roter Bete, Pilzen und Wasserkastanien oder eingelegtem Weißkohl, außerdem das Gong-Pao-Hähnchen, gewürfelt, süßsauer mariniert, paniert und ausgebacken, gewürzt mit Szechuanpfeffer, Chilis und gerösteten Cashewkernen. Kleine, ordentliche Wein Auswahl, auch mittags geöffnet, alles wird schnell serviert (Hauptgerichte bis etwa 30 Euro ohne Beilagen).

Madame Mei, Börsenstraße 17 in Frankfurt. Telefon: 0 69/21 00 79 92. Öffnungszeiten: dienstags bis sonntags von 11:30 Uhr an. Montag Ruhetag.

„Keine Angst, aber Respekt“

Ihr Job ist gefährlich und ungewöhnlich: Kampfmittelräumer werden jedes Jahr mehrere hundert Mal zu Funden von Granaten, Bomben oder Munition aus dem Krieg gerufen.

Schon fast acht Jahrzehnte sind seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges vergangen. Aber noch immer halten gefährliche Blindgänger der Alliierten Hessens Bombenentschärfer Alexander Majunke und Norbert Schuppe auf Trab, das ganze Jahr über. Erst im Juli beispielsweise sprengten sie hoch über Rudesheim am Rhein eine 125-Kilo-Bombe kontrolliert aus der Ferne. 20 Tonnen Sand und eine 20.000-Liter-Wasserblase auf dem Blindgänger dämpfen die Detonation. Ein Sprecher des Regierungspräsidiums Darmstadt, in dem der Kampfmittelräumdienst (KMRD) Hessen angesiedelt ist, berichtet, dass dieser jedes Jahr durchschnittlich 500-mal zu Funden von Granaten, Munition und Bomben gerufen werde. „Im Schnitt müssen jährlich 35 Bomben entschärft oder – falls nicht möglich – gesprengt werden. Insgesamt werden so jedes Jahr rund 100 Tonnen Munition entsorgt.“

Der Aufwand ist oft hoch, um Risiken auszuschalten. In Städten müssen mitunter Tausende Anwohner im Umkreis eines Bombenfundes ihre Wohnungen vorübergehend verlassen. Auch bei der Entschärfung der Bombe oberhalb von Rudesheim nahe dem Jagdschloss Niederwald wurden die Bundesstraße 42, der Rhein für die Schifffahrt, die rechtsrheinische Bahnstrecke, die Seilbahn von Assmannshausen und der Luftraum gesperrt. Laut Kreisbrandmeister Michael Ehresmann haben die Alliierten hier einst den Bahnhof Bingen zu bombardieren versucht, wo die Nahetalbahn von der linken Rheinbahnstrecke abzweigt. KMRD-Chef Majunke hat schon bei der Bundeswehr mit Sprengstoff zu tun gehabt. Seit fast zwei Jahrzehnten entschärft er Bomben. „Angst habe ich nicht, aber Respekt“, betont der 46-Jahre alte Familienvater. „Bei uns ist keiner ein Draufgänger.“ Nötig seien ein kühler Kopf, volle Konzentration und hochprofessionelle Arbeit. In den vergangenen Jahren hat Majunke von keinen Todesfällen im direk-

ten Zusammenhang mit einer Bombenentschärfung in der Branche in Deutschland gehört. 2010 aber waren in Göttingen drei Sprengmeister bei der Detonation eines Blindgängers aus dem Zweiten Weltkrieg ums Leben gekommen. 1990 waren Hessens damaliger KMRD-Chef und sein Stellvertreter ebenfalls bei einer Explosion einer Weltkriegsbombe getötet worden. Schätzungen von Experten zufolge sind zehn bis 30 Prozent der im Krieg von Flugzeugen über Deutschland abgeworfenen Bomben nicht explodiert. „Falsche Höhe, falsche Geschwindigkeit, falscher Winkel – es hat viele Gründe dafür gegeben“, erklärt Majunke. Er vermute, dass noch mehrere Jahrzehnte lang immer wieder Blind-

daten aus. Die Fundstellen geborgener Kampfmittel werden zudem in einer Datenbank erfasst, sodass diese Informationen für künftige Kampfmittel-Abfragen und -Sondierungen zur Verfügung stehen. Beim Verdacht auf Blindgänger sollten Grundstückseigentümer zunächst auf eigene Kosten eine private Kampfmittelräumfirma einschalten, die dann mit Spezialgeräten systematisch den Boden absucht. Entdeckt sie eine Bombe, ist sie verpflichtet, den KMRD zu verständigen, denn nur der darf den Sprengkörper unschädlich machen. Die Kosten übernimmt in einem solchen Fall das Land Hessen. Am einfachsten ist es für die Kampfmittelräumer Majunke und Schuppe,



Entschärft: Eine Mörsergranate aus dem Zweiten Weltkrieg, ausgestellt im Büro des Hessischen Kampfmittelräumdienstes in Darmstadt. Foto Samira Schulz

wenn sie an Ort und Stelle die Zünder entfernen können. Gibt es dabei Probleme, versuchen sie es mit einer Fernentschärfung. Mit einem mit einem hohen Druck gesprühten Wassersandgemisch-Strahl können Zünder herausgeschnitten werden. „Dann holen wir den Zünder mit einem Greifarm mit Zange“, erklärt Majunke. Funktioniert auch das nicht, bleibt nur noch die kontrollierte Sprengung aus der Ferne. Unschädlich gemachte Blindgänger landen zunächst in einem Zwischenlager in Mittelhessen. Genauere Ortsangaben macht der KMRD aus Sicherheitsgründen nicht. Er bereitet den Transport der Bomben vor, dann bringt sie ein Tochterunternehmen des Bundes zur zentralen Entsorgung nach Norddeutschland. lbe.

FRANKFURTER DOMKONZERTE

PROGRAMM SEPTEMBER 2024

Freitag, 13. September, 20.00 Uhr
Orgeltrilogie I
Werke Stanford (Sonata celtica), Dubois (Messe de mariage) und Fauré
Andreas Boltz (Orgel), Frankfurt
Eintritt: 13 Euro (freie Platzwahl)

Freitag, 20. September, 20.00 Uhr
Orgeltrilogie II
Werke Bach, Liszt und Kuchler-Blessing
Sebastian Kuchler-Blessing (Orgel), Essen
Eintritt: 13 Euro (freie Platzwahl)

Freitag, 27. September, 20.00 Uhr
Orgeltrilogie III
Werke Schmidt, Bruckner und Schumann
Balthasar Baumgartner (Orgel), Osnabrück
Eintritt: 13 Euro (freie Platzwahl)



Änderungen vorbehalten!

www.frankfurtticket.de, Ticket-Hotline 069/134 04 00
Karten und Ermäßigungen eine Stunde vor Konzertbeginn an der Abendkasse
Frankfurter Domkonzerte e.V., www.domkonzerte.de

Besuchen Sie uns auch unter www.domkonzerte.de





Die Regisseurin reist für einen Publikumsworkshop an: Von Gariné Torossian sind Filme wie „Girl From Moush“ im Programm.
Foto Gariné Torossian

Geschichten von Ashot und dem Mädchen aus Moush

Das Filmkollektiv Frankfurt zeigt den ganzen September über Filme aus der armenischen Diaspora. Das hat viel mit Kurator Gary Vanisian zu tun. Von *Eva-Maria Magel*

Azad Zakarian hat nicht nur seine Mutter, seine Mayrig. Er hat gleich drei Mütter – die Mutter, die Tante, die Großmutter. Einen schweigsamen, liebevollen Vater auch. Und sonst? Es gibt keine Familie mehr. Im Jahr von Azads Geburt, 1915, ist sie, wie viele Tausende andere, ausgelöscht worden.

Der kleine Ashot Malakian hat ungewohnt viel gemeinsam mit Azad, der Hauptfigur des Films „Mayrig“. Auch er ist mit einer kleinen Restfamilie nach Marseille gekommen. Seine Familie hat das Trauma des Völkermords an den Westarmeniern von 1915/16 mitgenommen. Wie Azad ist er in einer liebevollen, sehr armen Familie aufgewachsen, die sich im fremden Frankreich mühsam durchschlagen muss. In der Schule wird er, obwohl blitzgescheit, von den Lehrern diskriminiert und von den Mitschülern gemobbt. Und wie Azad entdeckt Ashot in der Jugend seine Liebe zum Film.

Dieser Ashot Malakian, geboren am 15. Oktober 1920 in Rodosto, damals Westarmenien, heute Ostanatolien, gestorben am 11. Januar 2002 in Bagnolet bei Paris, hat nie viel von seiner Herkunft erzählt. Und seinem selbst gewählten Namen sah man die armenische Herkunft nicht an: Als Henri Verneuil ist er in vier Jahrzehnten ein großer Filmregisseur geworden.

Verneuils Gangsterfilme wie „Der Clan der Sizilianer“ (1969) mit Jean Gabin, Alain Delon und Lino Ventura, „Der Coup“ (1971) mit Jean-Paul Belmondo und Omar Sharif, der Politthriller „I wie Ikarus“ (1979) mit Yves Montand gehörten zu den Blockbustern des französischen Kinos. Erst mit seinen autobiographischen letzten Werken „Mayrig“ und „588 rue paradis“ hat er die eigene Familiengeschichte offenbart, seine Eltern Hagop und Araxi spielen Omar Sharif und Claudia Cardinale, und es fehlt nicht an Opulenz des großen Kinos – in zweieinhalb Stunden.

„Mayrig“ (1991), der kaum je gezeigt wird, steht gut in der Reihe, die das Filmkollektiv Frankfurt den September über im Kino des Deutschen Filminstituts und Film Museums zeigt. „Heimat in der Fremde – Transnationales armenisches Kino“ hat Kurator Gary Vanisian sie genannt. Sie reicht von dem historischen dokumentarischen Kurzfilm „Ani, città delle mille chiese“ („Ani, Stadt der 1000 Kirchen“) aus dem Jahr 1911 von Giovanni Vitrotti und „Armenia, Cradle of

Humanity“ (1919–23) des Amerikaners Charles Urban über Filme aus den Neunzigerjahren bis in die Gegenwart, von Amerika und Südamerika über Frankreich und Italien bis nach Deutschland.

Da liegt auch der Auslöser für Vanisians Interesse: „Eigentlich wollte ich Filme von Don Askanian zeigen“, sagt er. Der seit 1978 in Deutschland lebende armenische Regisseur hatte als Erster einen Film über armenische Schicksale in Deutschland gedreht, sein Werk ist aber seit seinem Tod 2018 auf längere Zeit nicht zugänglich. Doch Vanisians Neugier war geweckt – und das Ergebnis war 2023 zunächst eine Reihe im Berliner Sinema Transtopia zum Genoa-

das große Erdbeben von 1988: Es gibt Wellen von Migration aus Armenien, die Reihe stellt sie mit Literatur, Diskussionen, Workshops in einen weiten Kontext. Mit einem breiten Spektrum von Gästen zu den Filmabenden habe er in Berlin schon gute Erfahrungen gemacht, sagt Vanisian.

Besonders interessant ist das experimentelle Werk der 1970 geborenen Regisseurin Gariné Torossian, die gleich mit mehreren Filmen, unter anderem „Stone Time Touch“ und dem „Girl from Moush“, am 27. September einen ganzen Abend präsent sein wird und am nächsten Tag einen Filmworkshop gibt. Eröffnet wird die Reihe mit „Calendar“ (1993) des wohl bekanntesten armenischstämmigen Regisseurs, Atom Egoyan – eine Reise durch Armenien, die ein Fotograf unternimmt, eigentlich, um Motive für einen Kalender zu finden. Egoyan spiegelt die Fragen der Reihe – Entfremdung von einer zeitlich und geographisch fernen Heimat, Trauma und Leben in der Fremde. In „Calendar“ ist er auch selbst zu sehen, mit seiner Frau Arsinée Khanjian.

Vanisian, der dem von ihm 2013 mitgegründeten Filmkollektiv treu bleibt und regelmäßig dort Reihen kuratiert, hat auch selbst eine persönliche Verbindung – obwohl er noch nie in Armenien gewesen ist und kein Armenisch spricht. Seine Mutter hat armenische Wurzeln, er selbst habe im Verlauf der Vorbereitung eher gemerkt, was er alles nicht wisse, sagt er.

Ursprünglich der Literatur zugewandt, hat der 1987 in der Sowjetunion geborene, in Babenhausen aufgewachsene Vanisian früh das Kino entdeckt. Als er 2006 zum Studium nach Frankfurt kam, hat er in der Puppelle, im Malsahn, im Filmmuseum seine Liebe zu den selten gezeigten, künstlerischen Autorenfilmen entdeckt. Studiert hat Vanisian Jura, erst eher widerwillig, aber einschließlich zweiten Staatsexamens. „Ich fürchte, ich wäre ein mittelmäßiger Anwalt geworden“, sagt er und lacht. Mittlerweile hat der junge Familienvater ein kunstwissenschaftliches Zweitstudium aufgenommen, ist längst mit mehreren Kurzfilmen, alle auf analogem Material gedreht, als Regisseur tätig und schreibt an einem Langfilm-Drehbuch, als Kurator und Programmgestalter arbeitet er zwischen Berlin und Frankfurt. Eigenständigen, oft ungewöhnlichen künstlerischen Handschriften, die eine unverkennbare Nähe zu Literatur, insbesondere Lyrik aufweisen und eine Liebe zum Material Film, gilt Vanisians besondere Aufmerksamkeit – und wenn er für die Beschaffung einer Kopie mit Engelszungen auf einen Archivar einreden muss. Geklappt hat es auch diesmal wieder.

Heimat in der Fremde – Transnationales armenisches Kino, vom 8. bis 29. September im Kino des Deutschen Filmmuseums Frankfurt. Informationen und Programm unter filmkollektiv-frankfurt.de

Eine armenische Familie in Deutschland: „Meine Mutter, mein Bruder und ich!“ von Nuran David Calis (2008)
Foto Die Film GmbH



+++ JETZT 2.000 EURO EINTAUSCHPRÄMIE SICHERN* +++



„TAUSCHEN SIE IHRE ALTEN BEOLAB 8000 GEGEN EIN NEUES PAAR BEOLAB 28!“

Bis zum 15. Oktober 2024 können Sie von einer einmaligen Gelegenheit profitieren: Beim Tausch Ihrer Beolab 8000 Lautsprecher gegen ein neues Paar Beolab 28 erhalten Sie eine Eintauschprämie von 2.000 Euro.*

Wir freuen uns auf Sie! Ihr Ernst Schmid

2.000 €
Eintauschprämie*



BANG & OLUFSEN

*Die Aktion kann nicht mit anderen Promotionen kombiniert werden. Die Eintauschprämie wird nur beim Kauf eines Paares Beolab 28 gewährt.

BANG & OLUFSEN FRANKFURT

Große Friedberger Straße 23-27
Telefon: 069.920041-88
Die HIFI-PROFIS Warenhandels GmbH

BANG & OLUFSEN WIESBADEN

Rheinstraße 29
Telefon: 0611.974535-66
Die HIFI-PROFIS Verwaltungs- und Handels GmbH

BANG & OLUFSEN MAINZ

Rheinstraße 4 (Fort Malakoff)
Telefon: 06131.275609-11
Die HIFI-PROFIS Verwaltungs- und Handels GmbH



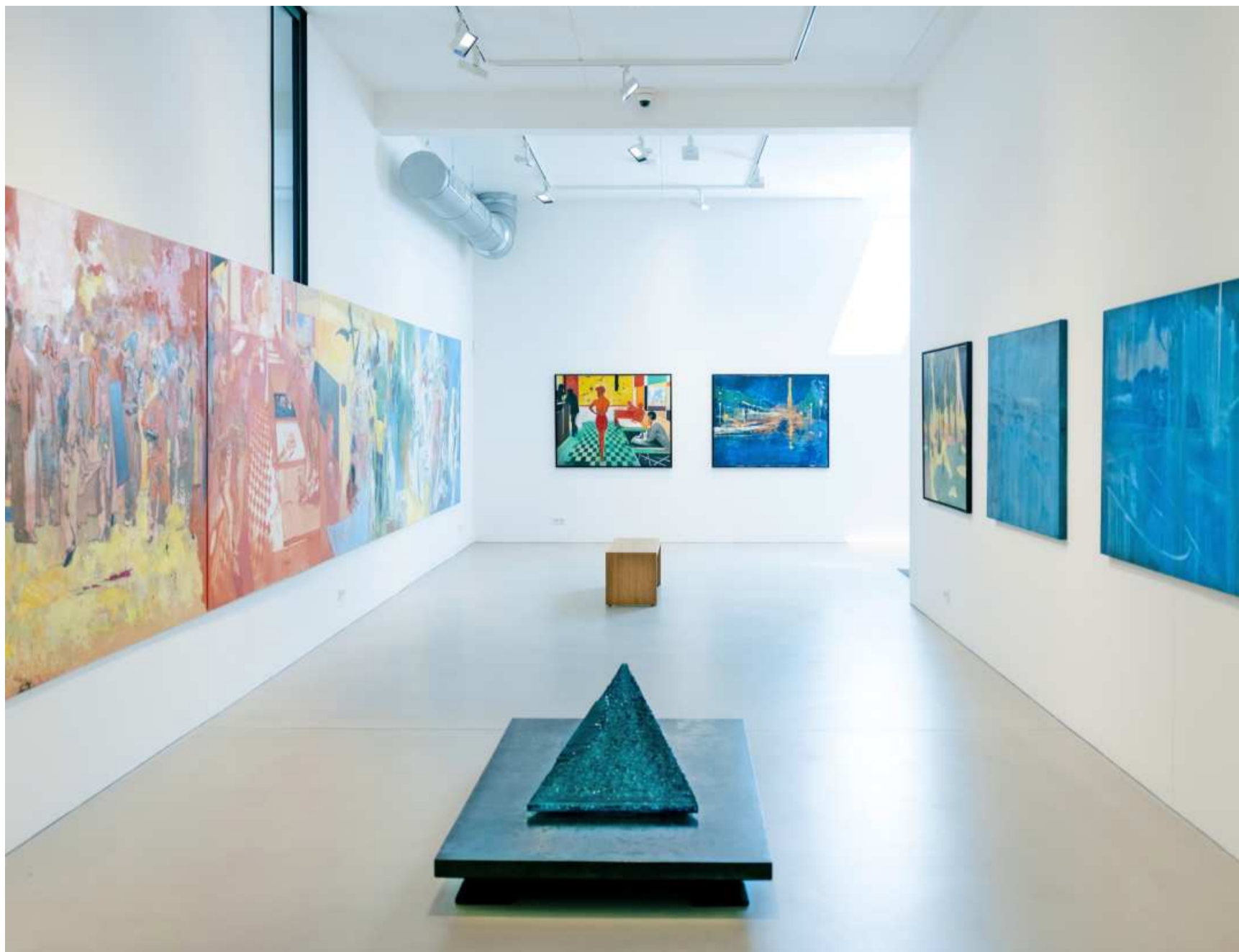
Gratis Parken
Bundesweite Auslieferung inkl. Montage



Mehr Infos zu Beolab 28 gibt es auf unserer Webseite!

Einfach QR-Code scannen oder unter hifi-profis.de/beolab28

HIFI-PROFIS
Ihr Haus für TV | HiFi | Heimkino



Gebaut für die Sammlung: Blick in das Kunsthaus Taunusstein, das bis November Werke von Reinhard Stangl zeigt. Am 15. September kommt der Maler. Foto Jasper Hill

Eine Frau, ein Haus für die Kunst

Vor acht Jahren hat sie zusammen mit ihrem Mann das Kunsthaus Taunusstein eröffnet. Nun führt Irene Haas das Projekt alleine. Sie lockt an den Wochenenden Kunstliebhaber in ihr Haus nach Niederlibbach.

Von Katharina Deschka

Zufällig kommt ein Kunstintressierter hier vermutlich eher nicht vorbei. Wer das Kunsthaus Taunusstein in Niederlibbach im Rheingau-Taunus-Kreis besucht, hat diese Fahrt durchs Grüne geplant. Und wird am Ende mit einem Kleinod belohnt, das sich seit April 2016 dort befindet. Mit einem kubistischen, sich in die hügelige Landschaft einfügenden Museumsbau, der sich angenehm vor der Kunst zurücknimmt. Und mit Werken, die schon vor dem Haus Lust auf mehr davon machen, wie die filigrane Eisenkulptur „Silencio“ von Evelyn Hellenschmidt.

Oder wie die Nymphe „Calypso“ des kanadischen Bildhauers Jean Y. Klein, der in Berlin und Griechenland lebt und arbeitet und dessen abstrahierte Figuren mit der grob behauenen Oberfläche schon bei den „Blickachsen“ 2017 in Bad Homburg und im Hessenpark zu sehen waren. Seine Calypso habe er als Dauerleihgabe an das Ausstellungshaus gegeben, sagt dessen Leiterin Irene Haas: „Unsere Künstler unterstützen uns sehr.“

Zu vielen der ausgestellten Künstler hat sie ein gutes Verhältnis, mit einigen ist sie befreundet. Das kann im Grunde gar nicht anders funktionieren. Denn Irene Haas hat nicht nur zusammen mit ihrem Mann, Ulrich van Gemmern, das Kunsthaus erbaut. Sondern zuvor die Kunst gesammelt, für die es Heimstätte werden sollte. Wie das alles kam, davon erzählt Haas routiniert und witzig, wahrscheinlich musste sie es schon viele Male vortragen: dass sie und ihr Mann sich – beide hatten in einer PR-Agentur ge-

arbeitet – spät kennenlernten. Dass sie, als sie ihre gemeinsame Wohnung einrichten wollten, feststellten: „Für Poster sind wir zu alt.“ Und deswegen angefangen haben, sich für Kunst zu interessieren. Bis sie schließlich, nachdem sie sich selbstständig gemacht hatten und ihr Geschäft gut lief, nach und nach Kunst selbst erwarben.

„Das Wichtigste“, sagt Haas, sei: „Wir haben nicht gesammelt.“ Sie hätten keine Linie gehabt, kein Konzept, keine Richtung. Nur eines: „Es musste uns gefallen.“ Dass ihre Sammlung doch etwas stringenter ist, als sie beide zunächst dachten, das haben sie erst später erfah-

ren. „Ein Ausschnitt des Klassisch-Modernen mit expressiver Note“, so hat der Leiter des Künstlerhauses Bethanien, Christoph Tannert, die Sammlung Haas van Gemmern beschrieben, als er die erste Ausstellung im Kunsthaus kuratierte. Denn einige der Künstler haben in Dresden oder Leipzig studiert. Viele stammen aus Berlin und Umgebung und sind miteinander bekannt.

Mittlerweile umfasst die Sammlung des Ehepaars Haas und van Gemmern um die 250 Arbeiten – überwiegend expressive Gemälde in leuchtenden Farben, abstrakt oder figurativ, und auch Skulpturen gehören zur Sammlung. Eine ganze Reihe an Werken haben die beiden erst gekauft, nachdem sie beschlossen hatten, ein Museum zu errichten, das nun über rund 600 Quadratmeter Ausstellungsfläche verfügt.

Das aber war zu Beginn gar nicht der Plan. Eigentlich wollten sie ihre Kunst nur wieder betrachten können, die aus den Büroräumen ins Depot wanderte, als sie ihre Unternehmen verkauften. „Wir wollten unsere Kunst hier haben“, sagt Haas. Seit 2004 leben sie in Niederlibbach. Einige Scheunen hätten sie ange-



Macht alles alleine: Irene Haas hofft, eine ehrenamtliche Hilfe zu finden. Foto Jasper Hill

schauf, bis sie sich schließlich entschlossen, selbst zu bauen. Mit dem Entschluss hätten sie auch die Entscheidung getroffen, ihre Kunst öffentlich zu zeigen: Der Bau sollte ein Museumsbau sein. Die Dorfgemeinschaft habe das Projekt gut aufgenommen, anders wäre das Ganze nicht denkbar gewesen.

„Laienhaft, aber mit Herz“ seien sie in der ersten Zeit vorgegangen, sagt Haas: „Wir hatten ja keine Ahnung, wie man so ein Haus organisiert.“ Doch sie holten sich Hilfe, ließen sich Bilder hängen und in den ersten Jahren die Ausstellungen kuratieren. Zur Eröffnung stellten sie ihre Sammlung vor, es folgten unter anderem eine Schau, in der sich Schüler der Maleriklasse Karl Horst Hödicke an der Berliner Hochschule der Künste präsentierten und eine Ausstellung mit aktueller Malerei und Skulptur aus China – die bislang erfolgreichste Ausstellung im Kunsthaus Taunusstein, sagt Haas. Vor zwei Jahren hat sie Markus Lüpertz präsentiert – „Arbeiten aus Privatsammlungen, die man sonst nicht zeigen konnte“.

Nach dieser Einzelausstellung habe sie beschlossen, dieses Prinzip weiterzuführen. „Mir kann ja keiner was vorschreiben“, sagt sie lachend. Und wird gleich wieder ernst. Denn sie muss für alles selbst aufkommen, wie sie sagt. Und sich um alles weitgehend alleine kümmern, seit ihr Mann krank ist. Von der Planung einer Ausstellung über die Führungen bis zum Kartenverkauf und dem Verfassen der Infobriefe an ihre Hunderte treuen Besucher macht sie alles selbst.

Mit 68 Jahren fange sie nun an zu überlegen, wie es mit dem Kunsthaus einmal weitergehen soll. „Wenn ich jemanden finden würde, der mit einsteigt, wäre alles viel einfacher“, sagt Haas. Es wäre aber auch schon hilfreich, sagt sie, wenn sie jemanden hätte, der am Wochenende ehrenamtlich Getränke auschenkt, während sie Besucher durchs Haus führt. Dann könnte sie eine Kaffee-Ecke im Museum einrichten. Das Ausstellungshaus aufzugeben komme aber nicht infrage. „Ich liebe das alles.“

Erst einmal sind im Kunsthaus Taunusstein jetzt noch bis Ende November Werke aus 50 Jahren des 1950 in Leipzig geborenen Reinhard Stangl zu sehen, der 1980 die DDR Richtung Westberlin verließ: Seine Lebensstationen finden sich in den Bildern wieder, spiegeln sich in farbflirrenden Amazonasbildern und den zerfließenden Farblichtern von Städten bei Nacht, Szenen in der Berliner „Paris Bar“ und Abstraktionen. Es gehe um Malerei, Farbenrausch und Formen in einer Ausstellung, für die der vom Expressionismus geprägte Stangl die meisten seiner 50 gezeigten Gemälde zur Verfügung gestellt habe, so Haas. Der Maler wird auch zu einem Gespräch am 15. September um 17 Uhr ins Kunsthaus Taunusstein kommen. Dann wird es wieder hoch hergehen im kleinen Niederlibbach, mit all den Kunstliebhabern, die extra dorthin anreisen.

Reinhard Stangl – alles in allem, bis 24. November im Kunsthaus Taunusstein, Hauptstraße 1A. Geöffnet jeden Sonntag 15–18 Uhr. Für Kinder von 6 bis 12 Jahre gibt es einen Malworkshop am 8. September von 11 bis 15 Uhr.

GEGENÜBER & NEBENAN

Wenn die Natur ruft

Von Severin Groebner

In unserer Nachbarschaft gibt der Flughafen Frankfurt zahlreichen Menschen einerseits Arbeit und Duty-free-Shops und andererseits die Gelegenheit, hier anzukommen, umzusteigen oder wegzufliegen. Sicherlich gibt es mehr Menschen auf dieser Welt, die schon den Frankfurter Flughafen gesehen haben als die Stadt selbst.

Trotzdem würde wohl niemand den Flughafen als Sehenswürdigkeit bezeichnen. Was einfach daran liegt, dass – um Douglas Adams zu zitieren – „es einen Grund gibt, warum in keiner Sprache der Welt die Redewendung ‚Schön wie ein Flughafen‘ existiert“.

Andererseits gibt es auch in keiner Sprache das geflügelte Wort „Bezaubernd wie ein Container-Terminal“. Dennoch ist der Flughafen ein Standortvorteil. Wer es nicht glaubt, ist noch nie in Frankfurt-Hahn gelandet. Ein Flughafen, der nach einem flugunfähigen Vogel benannt ist. Das sagt ja schon alles.

Apropos Tiere: Der Frankfurter Flughafen (der echte jetzt) hat trotz seines zweifellosen Nutzens nicht nur Fans. Das ist keine neue Entwicklung. Schon die Proteste gegen die Startbahn West in den Achtzigerjahren haben eine ganze Generation politisiert. Wer in Dröhnweite des Flughafens eine Immobilie verkaufen möchte, merkt schnell, wie beliebt diese Wohngegend ist. Und naturgemäß sind auch Klima-Aktivistinnen keine Fans von Flugverkehr, wie ihre Aktionen Ende Juli gezeigt haben.

Noch naturgemäßer ist nur das Verhältnis zwischen dem Flughafen und seinen animalischen Nachbarn. Die Tiere scheinen den Flughafen ins Visier

genommen zu haben. So hat die Betriebsgesellschaft Fraport nach eigenen Angaben 5000 Mäusefallen aufgestellt, um der Mäuseplage auf dem Flughafen Herr zu werden. Trotzdem hat Anfang August ein Siebenschläfer für einen Kurzschluss gesorgt. Der keine zwanzig Zentimeter große, bepeltete Klima-Kamikaze-Aktivist verlor dabei zwar sein nachtaktives Leben, hinterließ aber auch einen Stromausfall von mehreren



Severin Groebner

Stunden. Damit nicht genug: Erst diese Woche musste ein Flugzeug nach Berlin aufgrund einer Kollision mit Vögeln in der Luft umdrehen und wieder in Frankfurt landen.

Was kommt als Nächstes? Werden bald Hirsche die Landebahnen blockieren? Überrennen Kaninchenherden die Terminals? Werden Scharen von Staren sich überall auf dem Flughafengelände niederlassen und dem Begriff „Star-Alliance“ eine völlig neue Bedeutung geben?

Vielleicht ist das ja alles ein Lockruf aus der natürlichen Nachbarschaft, dass man doch lieber den klimafreundlichen Zug zum Reisen nehmen sollte. Einkaufen kann man ja weiter am Flughafen.

BLATTGOLD

Bestseller in Rhein-Main

- 1 (1)  **22 Bahnen**
Caroline Wahl
DuMont, 13 Euro
- 2 (2) **Nur noch ein einziges Mal**
Colleen Hoover
dtv, 12,95 Euro
- ▶ 3 (–)  **Dunkles Wasser**
Charlotte Link
Blanvalet, 25 Euro
- 4 (5) **Nur noch einmal und für immer**
Colleen Hoover
dtv, 13 Euro
- 5 (4) **Schwarze Dame**
Andreas Franz und Daniel Holbe
Knaur, 12,99 Euro
- 6 (3) **Altern**
Elke Heidenreich
Hanser, 20 Euro
- ▶ 7 (–)  **Atlas – Die Geschichte von Pa Salt**
Lucinda Riley
Goldmann, 14 Euro
- 8 (6) **Die Liebe an miesen Tagen**
Ewald Arenz
DuMont, 14 Euro
- 9 (8) **Windstärke 17**
Caroline Wahl
DuMont, 24 Euro
- ▶ 10 (–)  **Mein drittes Leben**
Daniela Krien
Diogenes, 26 Euro

▶ **Einsteiger der Woche**

Hugendubel

Frankfurter Allgemeine

Was liest das Rhein-Main-Gebiet? Unsere Bestsellerliste beruht auf der Zahl verkaufter Exemplare in den acht Hugendubel-Filialen in Bad Homburg, Darmstadt, Frankfurt (Hessen-Center, Steinweg), Mainz (Am Brand, Römerpassage), Neu-Isenburg und Wiesbaden. Sie vereint Belletristik und Sachbuch sowie Hardcover, Taschenbuch und Paperback.

Eine Woche rausgehen & ausgehen

Die schönsten Tipps für Ausflüge und Unternehmungen in ganz Hessen. Eine Übersicht für die nächsten Tage.

1

FRANKFURT**Botanischer Garten**

Am nächsten Samstag, 7. September, öffnet der Botanische Garten seine Türen. Der Tag steht unter dem Motto „Besondere Bäume und Sträucher“. Es werden Informationen zu einheimischen Wildpflanzen angeboten, zudem gibt es Fachliteratur und selbst gemachte Marmeladen. Besucher können an Führungen zu speziellen Pflanzensammlungen teilnehmen.

Frankfurt, Siesmayerstraße 72. Internet: botanischer-garten-frankfurt.de

2

ELTVILLE**Oldtimer-Treffen**

Zwischen Reben und Bäumen hat sich im Draiser Hof das Rheingauer Oldtimer-Picknick etabliert. Bei vielen Teilnehmern passt auch das Outfit zu den Fahrzeugen. Am nächsten Sonntag sind beim „Abrollen“ der Oldtimer in die Winterpause alle Arten und Marken diverser Oldtimer zu sehen.

Eltville-Erbach, Draiser Hof, Erbacher Straße 26-28. Sonntag, 8. September. Internet: rop-eltville.de

3

DARMSTADT**Waldkunstpfad**

Der 12. Internationale Waldkunstpfad steht unter dem Leitthema „Kunst, Natur, Wasser“ und erstreckt sich auf 3,3 Kilometern vom Böllenfalltor bis zur Ludwigshöhe. 24 Künstler aus zwölf Ländern bespielen in diesem Sommer den Wald am Böllenfalltor sowie die beiden Satelliten in der Grube Messel und im „Digitalen Wald“ im Atelierhaus auf der Rosenhöhe mit analogen und digitalen Kunstwerken. Das Programm sieht bis zum 6. Oktober Führungen, Workshops und Veranstaltungen für Kinder vor.

Darmstadt, verschiedene Veranstaltungsorte. Internet: 2024.waldkunst.com

4

HANAU**Vorfahrt für Radfahrer**

Am nächsten Sonntag, 8. September, sind die Straßen im Kinzigtal für Radfahrer reserviert. Entlang des Flusslaufs erstreckt sich unter dem Motto „Kinzigtal total“ von der Quelle bis zur Mündung die 80 Kilometer lange Strecke mit vielen Sehenswürdigkeiten. Überall am Wegesrand gibt es Imbiss- und Getränkestände sowie Livemusik.

Hanau, Schloss Philippsruhe. 9 bis 18 Uhr. Internet: mkk.de

5

BAD ORB**Festival der Blasmusik**

Beim Internationalen Blasmusikfest der Jugend Europas treffen sich etwa tausend Musiker aus elf Nationen in Bad Orb. Ob Rock, Pop, Jazz, sinfonische Blasmusik, Polka, Walzer oder Märsche: Musik wird aus allen Ecken der Stadt zu hören sein. Am Sonntag laden die Teilnehmer zum Großkonzert auf den Salinenplatz ein, zudem gibt es einen Festumzug.

Bad Orb, Innenstadt. 6. bis 8. September. Internet: musikfestivalinbadorb.jimdofree.com

6

GERSFELD**Paragliding-Meisterschaft**

Vom 12. bis 14. September kommen die besten Paraglider aus 35 Ländern zum diesjährigen Weltcup-Finale auf die Wasserkuppe, um in einem spannenden Finale die Gewinner dieser Saison zu ermitteln. Zuschauer können den Wettbewerb auf dem Gipfel von Hessens höchsten Berg verfolgen. Nach der Siegerehrung wird eine Party mit den Athleten veranstaltet.

Gersfeld, Wasserkuppe. Internet: paragliding-accuracy-germany.com

7

LOLLAR**Wanderung**

Von Lollar führt eine etwa zwölf Kilometer lange Strecke nach Fronhausen. Die Route wird als moderat eingestuft und ist auch für weniger geübte Wanderer geeignet. Sie ist zu jeder Jahreszeit einen Ausflug wert. Unter anderem kann man die malerische Strecke des Salzbödetals und den schönen Ausblick vom Altenberg genießen. In Lollar gibt es verschiedene Möglichkeiten, um einzukehren.

Lollar, Ortsmitte. Internet: giessener-lahntaeler.de/aktiv-sein/wandern

9

9

KASSEL**Wasserspiele**

Seit mehr als 300 Jahren funktionieren die Wasserspiele im Bergpark Kassel-Wilhelmshöhe nach dem gleichen Prinzip: nur durch die Ausnutzung physikalischer Gesetze und ohne den Einsatz von Pumpen. Noch bis zum 3. Oktober, aber nur an Sonn- und Feiertagen sowie an jedem Mittwoch, startet das nasse Spektakel um 14.30 Uhr am Fuß der monumentalen Herkules-Figur und setzt sich durch den Park hin bis zum Schloss Wilhelmshöhe hinunter fort – alles bei freiem Eintritt.

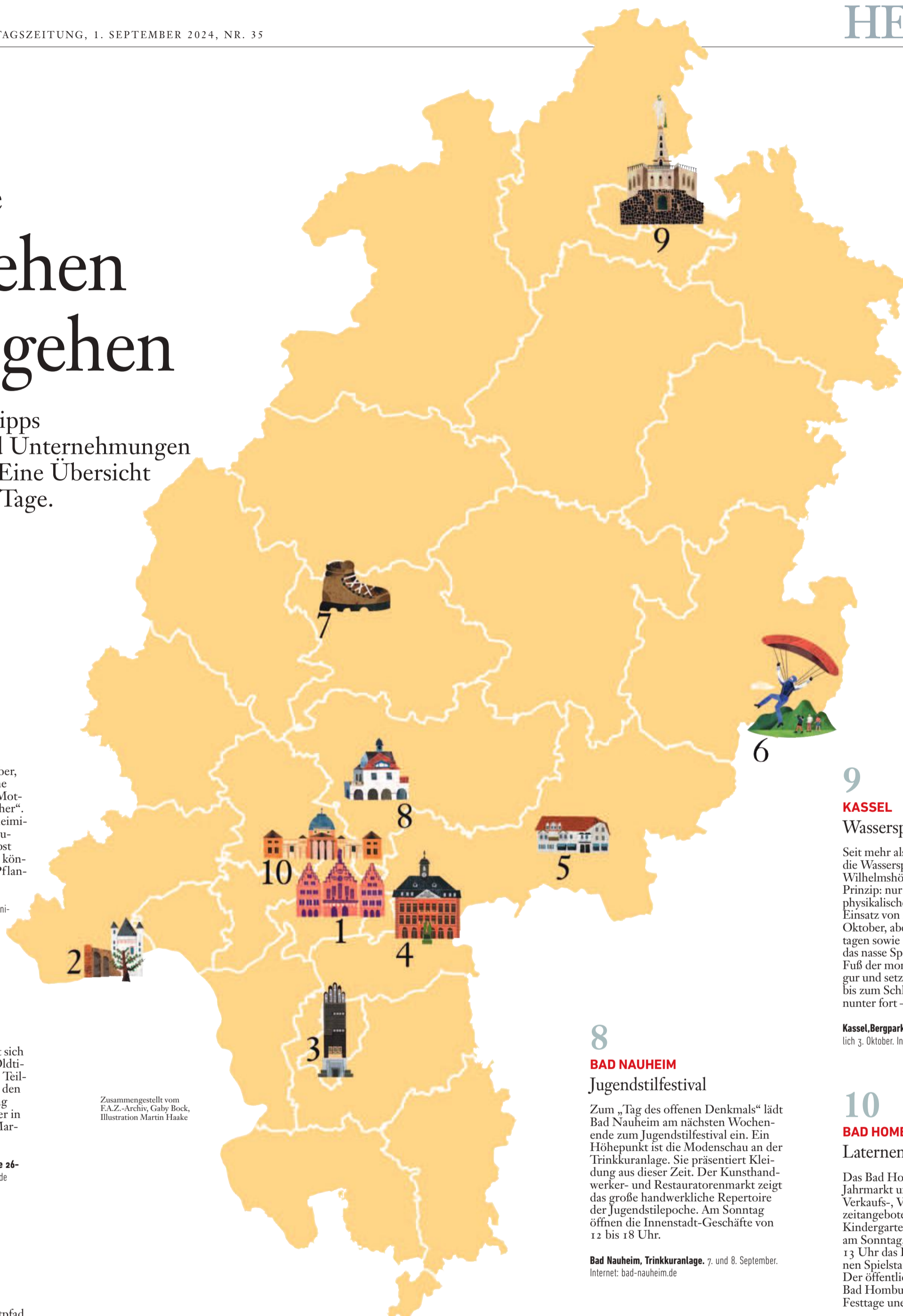
Kassel, Bergpark Wilhelmshöhe. Noch bis einschließlich 3. Oktober. Internet: kassel.de

10

BAD HOMBURG**Laternenfest**

Das Bad Homburger Laternenfest ist Jahrmarkt und Volksfest zugleich, mit Verkaufs-, Veranstaltungs- und Freizeitangeboten. Für junge Besucher im Kindergarten- und Grundschulalter ist am Sonntag, 1. September, von 10 bis 13 Uhr das Kinderfest mit verschiedenen Spielstationen ein Höhepunkt. Der öffentliche Nahverkehr innerhalb Bad Homburgs kann während der Festtage unentgeltlich genutzt werden.

Bad Homburg, Innenstadt. Noch bis 2. September. Internet: laternenfest.de



Zusammengestellt vom F.A.Z.-Archiv, Gaby Bock, Illustration Martin Haake

Aus Liebe zum Wohnen

Räume so zu formen, dass sie Gestalt annehmen und sich die eigene Persönlichkeit in ihnen abbildet - das ist es was aus einem Raum ein Zuhause macht.

Mit unseren exklusiven Stoff- und Tapetenkollektion, individuellen Teppichen, kunstvollen Polsterarbeiten und erlesenen Designermöbeln, entwickeln wir das passende Wohnkonzept und begleiten Sie in allen Bereichen der Inneneinrichtung.

**RAUM + TEXTIL
DECORATION**

Leipziger Straße 96 449 69 70 72 790
60487 Frankfurt info@raum-textil-decoration.de
www.raum-textil-decoration.de



„Winnie will woanders schlafen“
Foto Figurentheater Fabula

FAMILIE

Winnie will woanders schlafen

Winnie, der kleine Hase, ist gern bei Tante Vera zu Besuch. Doch diesmal fühlt er sich schrecklich einsam ohne seine Geschwister, er will lieber bei einem seiner Freunde übernachten. So besucht er Eichhörnchen, das aber knackt mitten in der Nacht Nüsse, bei Stinktier riecht es so sehr, daß sich einem die Nase verbiegt und Igel's Bett kann man nur mit Stacheln im Po wieder verlassen. Winnie zieht von einem zum anderen! Ein Theaterstück mit dem Figurentheater Fabula für Kinder von drei Jahren an.

Winnie will woanders schlafen, Frankfurt, Bockenheimer-Bibliothek, Donnerstag, 5. September, 16 Uhr

Kinderkram

Habt Ihr Kinder auch einiges, was raus muss? Spielsachen, die Ihr nicht mehr mögt und Kleidung, die Euch zu klein ist? Dann kommt zum Kinderkram Flohmarkt. Neben einem großen An- und Verkauf bietet der Abenteuerspielplatz Riederwald kleinen und großen Besuchern ein abwechslungsreiches Unterhaltungsprogramm.

Kinderkram, Frankfurt, Abenteuerspielplatz Günthersburgpark, Samstag, 31. August, 10 bis 15 Uhr

Simone Sommerland

Ihr erstes Album „Die 30 besten Spiel- und Bewegungslieder“ ist seit mittlerweile 410 Wochen in den deutschen Album Charts und brach damit bereits 2021 den zuvor von Helene Fischer aufgestellten Rekord mit den meisten Wochen in den deutschen Albumcharts aller Zeiten. Sie ist der Star der Kinderlieder. Bei Liedern wie „Aram-samsam“ und „Die Räder vom Bus“ fallen Klein und Groß in die passenden Bewegungen mit ein und singen lauthals mit. Live begeistert Simone Sommerland nun auf der Bühne mit den beliebtesten Liedern der Kleinsten und lädt alle zum Mitmachen ein.

Simone Sommerland, Frankfurt, Jahrhunderthalle, Sonntag, 1. September, 11 und 16 Uhr

Eine Woche

Kunst & Kultur

Wichtige Termine zwischen Mainz und Aschaffenburg von Samstag bis Freitag



Anne-Sophie Mutter

Foto The Japan Art Association

KLASSIK/OPER

Anne-Sophie Mutter

Seit mehr als 40 Jahren konzertiert Anne-Sophie Mutter weltweit in allen bedeutenden Musikzentren und prägt die Klassikszene als Solistin und Mentorin. Mit dem Pittsburgh Symphony Orchestra verspricht dieser Abend beim Rheingau Musik Festival ein besonderes Erlebnis zu werden. Auf dem Programm steht neben klanggewaltiger romantischer Sinfonik von Mahler auch eine ganz besondere Perle: Mendelssohn Bartholdys berühmtes Violinkonzert in e-Moll.

Anne-Sophie Mutter, Wiesbaden, Kurhaus Wiesbaden, Freitag, 6. September, 20 Uhr

Martin Stadtfeld

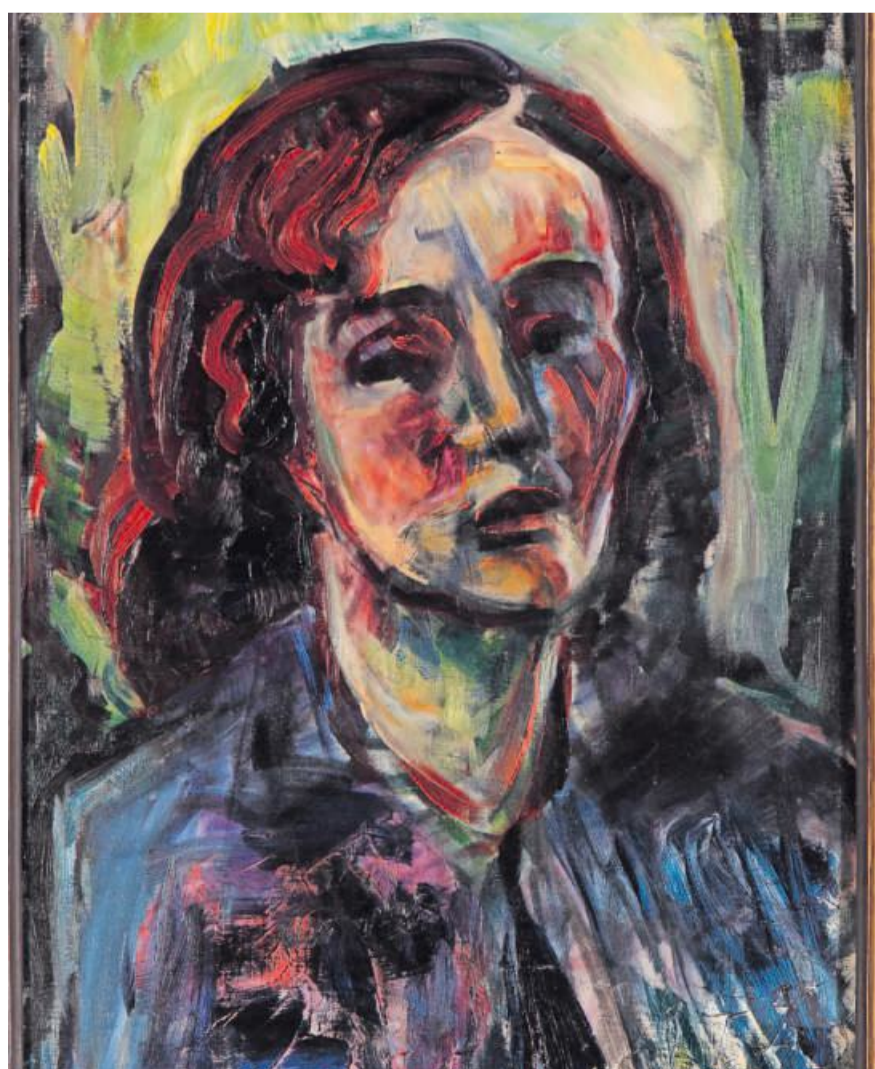
Beim diesjährigen Konzert der Reihe „Meisterschüler-Meister“ im Rahmen des Rheingau Musik Festivals tritt der Pianist Martin Stadtfeld gemeinsam mit dem Malion Quartett auf, einem der vielseitigen Ensembles der jungen, aufstrebenden Generation. In diesem Konzertformat eröffnen sich intellektuell-emotionale Räume, die unterschiedliche Perspektiven und Facetten der Werke zur Geltung bringen. Auf dem Programm stehen unter anderem Haydns Streichquartett g-Moll op. 20 Nr. 3 Hob. III:33 sowie Brahms' Klavierquintett f-Moll op. 34.

Malion Quartett und Martin Stadtfeld, Geisenheim, Schloss Johannisberg, Mittwoch, 4. September, 19 Uhr

Ginkgo Trio Weimar

Mezzosopran, Violoncello und Akkordeon entführen das Publikum mit Werken von Händel, Schumann, Brahms in musikalische Traumwelten. Bekannte Lieder wie „Der Erlkönig“ und „Nur wer die Sehnsucht kennt“ von Schubert werden ebenso im Konzert des Ginkgo Trios Weimar zu hören sein.

Ginkgo Trio Weimar, Eltville am Rhein, St. Markus Erbach, Samstag, 31. August, 20 Uhr



Maria von Heider-Schweinitz, „Selbstbildnis“, 1939 Foto Hanna Bekker vom Rath

AUSSTELLUNG

30. Saisonstart der Galerien

Das gesamte Wochenende präsentieren mehr als 50 Galerien ihre Werke. Lebendige Straßen, volle Galerien, vielfältige Kunstentdeckungen: Wer zum Saisonstart-Wochenende Anfang September unterwegs ist, kann sich von der Frankfurter Galerieszene ein eindrucksvolles Bild machen. Mit seinen künftig 30 Jahren ist das Frankfurter Galerienwochenende „Saisonstart“ eine Institution im Frankfurter Kulturkalender und eines der ältesten seiner Art in Deutschland. Zu diesem Event zeigt die Galerie Hanna Bekker vom Rath die Malerin Maria von Heider-Schweinitz, die der sogenannten „Verlorenen Generation“ zugeordnet wird.

Frankfurt, Innenstadt, Freitag, 6. September, 18 bis 22 Uhr, Samstag, 7., und Sonntag, 8. September, jeweils 11 bis 18 Uhr

Christiana Protto

Unter dem Titel „Nach Kairo“ präsentiert Protto ihre fotografischen Arbeiten. Von Frankfurt führte sie ihre künstlerische Arbeit, die auch Zeichnung, Malerei und Installation umfasst, über London, Rom, Turin bis nach China und schließlich nach Kairo. Von dort hat sie ihre seltsam schönen Stillleben mitgebracht. Das

Erstaunliche und Faszinierende dieser Stadt besteht darin, dass in ihr so viele Einzelheiten, Details und abweichende Varianten selbst noch in der eintönigsten Monotonie nicht nur zu finden sind, sondern dem erstaunten Besucher geradezu ins Auge springen.

Christiana Protto, Bad Soden am Taunus, Stadtgalerie, Mi-So 15-18 Uhr, 31. August bis 29. September 2024

Dare to Design. German Design Graduates 2024

In der Ausstellung präsentieren mehr als 40 junge Designer neue Positionen, Ideen und Visionen aus dem Produkt- und Industriedesign. Ihre Entwürfe zeigen vielversprechende Lösungsansätze, mit denen sie den Herausforderungen unserer Zeit begegnen. Die Themen reichen von zirkulärem Produktdesign für Elektronik über Windenergie im urbanen Raum bis hin zu medizinischen Lösungen im 3D-Druckverfahren.

Dare to Design. German Design Graduates 2024, Frankfurt, Museum Angewandte Kunst, Di/Do-So 10-18 Uhr, Mi 10-20 Uhr, 31. August 2024 bis 5. Januar 2025

DIPPEMESS IM HERBST

Rasante Fahrgeschäfte, Spielbuden und eine abwechslungsreiche Gastronomie warten auf Karussellfans und Naschkatzen.

Dippemess im Herbst, Frankfurt, Freitag, 6. September, 14 bis 24 Uhr, bis 22. September



Elisabeth Herrmann
Foto Dominik Butzmann

LITERATUR/VORTRÄGE

Elisabeth Herrmann

Mit ihrem ersten Krimi „Das Kindermädchen“ rief Herrmann 2005 den Berliner Anwalt Joachim Vernau ins Leben: schlagfertig, offen für aussichtslose Fälle und knallhart in der Sache. Mittlerweile hat Vernau sieben Fälle hinter sich und wird von Jan Josef Liefers in der erfolgreichen ZDF-Reihe gespielt, für die Herrmann einige der Drehbücher schrieb. Im Literaturhaus stellt sie ihren neuen Roman „Blutanger“ vor, in dem Vernau es mit einem jungen rumänischen Saisonarbeiter und einem ermordeten Bauern in Brandenburg zu tun bekommt.

Elisabeth Herrmann, Frankfurt, Literaturhaus Frankfurt, Donnerstag, 5. September, 19.30 Uhr

Friedrich Ani

Der Münchner Schreibwarenhändler Leo Ahorn ist verschwunden. Seine Frau hält nicht allzu viel von ihrem Mann und noch weniger von der Polizei. Sie engagiert Privatdetektiv Tabor Süden, der Licht ins Dunkel bringen soll. Der Krimiautor Ani stellt seinen neuen Roman, mit seinem Privatdetektiv Tabor Süden vor: „Lichtjahre im Dunkel“.

Friedrich Ani, Frankfurt, Haus am Dom, Sonntag, 1. September, 11 Uhr

Autokalypse in OF – Wem gehört die Stadt?

Offenbach wächst weiter, und mit den neuen Einwohnern kommen auch mehr Autos in die Stadt. Menschen können sich sogar einen Dritt- oder Viertwagen leisten. Besonders SUVs werden immer größer und schwerer – ein Ende dieses Trends ist nicht abzusehen. Doch wohin mit all den Fahrzeugen? Und wie viel Platz bleibt noch für Fußgänger? Über diese Fragen diskutieren Sabine Groß, Frank Achenbach und Heiner Monheim, der einen Impulsvortrag zu diesem Thema halten wird. Es moderiert Anja Zeller.

Autokalypse in OF – Wem gehört die Stadt?, Offenbach, Filmclubb, Mittwoch, 4. September, 19 Uhr



Golden Leaves Festival

Foto Stefan Holztem

POP/JAZZ

Golden Leaves Festival

Alljährlich sorgt das Festival mit einem liebevoll und handverlesenen Line-Up in freundlicher Atmosphäre für ein spätes Festival-Highlight vor dem goldenen Herbst. „Das Herzensprojekt Golden Leaves Festival ist unsere persönliche Liebeserklärung an die Musik“, so beschreibt es der Veranstalter auf seiner Website. Und es bleibt ein Gegenentwurf zur Megalomanie der riesigen, mainstreamigen Festivals. Der Charme eines familiären Charakters bleibt also bewahrt. Zum Line-up gehören Wilhelmine, Blumengarten, Meute, Olli Schulz und die Crucchi Gang um Francesco Wilking.

Golden Leaves Festival, Darmstadt, Steinbrücker Teich, Samstag, 31. August, und Sonntag, 1. September, jeweils ab 14 Uhr

Hotel Rimini

Die musikalischen Wurzeln der sechsköpfigen Leipziger Band kann man als weit verästelt bezeichnen. E-Gitarre, Kontrabass und Drums mischen sich mit Cello und Violine, Piano und Akustikgitarre treffen auf Effektgeräte, ein sporadisch eingesetztes Waldhorn oder ein betagtes Casio. Die deutschen Texte widmen sich dabei den Krokodilstränen städtischer Wohlstandsproblematiker, dem öffentlichen Nahverkehr oder dem Scheitern an den Brutalitäten des Alltags. Im Herbst 2023 erschien das Debütalbum „Allein unter Möbeln“.

Hotel Rimini, Frankfurt, Brotfabrik, Dienstag, 3. September, 20 Uhr

The Vampires

Die Band aus Australien erregt mit ihrem unverwechselbaren Sound, der mit Miles Davis und seinem Album „Bitches Brew“ sowie mit dem Art Ensemble of Chicago verglichen wird Aufmerksamkeit: Mit Improvisationen, raffinierten Kompositionen und einem Gespür für den Dialog zwischen den Frontlinien von Saxophon und Trompete hat die Band einen ganz eigenen Stil entwickelt, der mühelos Einflüsse aus den verschiedensten Teilen der Welt vereint.

The Vampires, Frankfurt, Netzwerk Seilere, Donnerstag, 5. September, 20 Uhr

RHEINGAUER WEINMARKT

Mehr als 600 Weine und Sekte direkt aus dem Rheingau bieten eine unvergleichliche Vielfalt und Qualität.

Rheingauer Weinmarkt, Frankfurt, Fressgass und Opernplatz, täglich 11 bis 23 Uhr, bis 6. September

THEATER

Zurückgehen oder hierbleiben. Heimat?

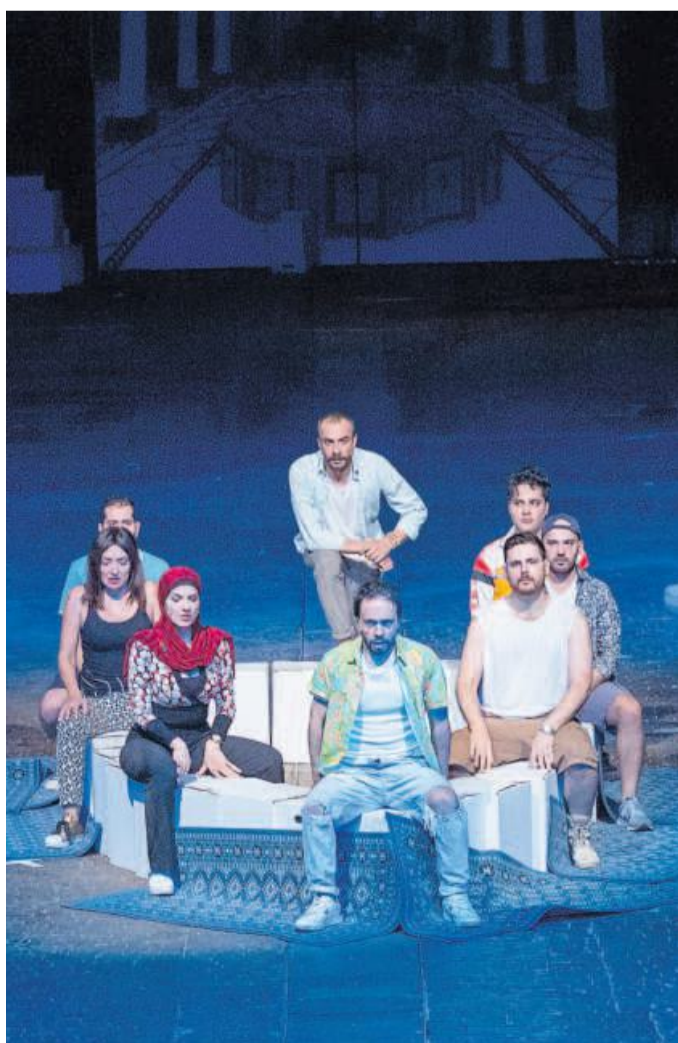
Mit dieser zeitaktuellen Fragestellung setzt das Theater Willy Praml seine Theaterarbeit mit Geflüchteten fort. Fern von der Heimat erinnern die Darsteller sich zurück an ihr ursprüngliches Zuhause, an die Zeiten vor und im Krieg, dort an den Moment, in dem die Entscheidung gefallen ist, die Heimat zu verlassen. An Erlebnisse, die sich in ihre Biographien eingegraben haben, und an das, was seither passiert ist: Ankunft, sich Zurechtfinden, einen Arbeitsplatz finden.

Zurückgehen oder hierbleiben. Heimat?, Frankfurt, Theater Willy Praml, Naxoshalle, Freitag, 6. September, 19.30 Uhr

Der Tatortreiniger

Heiko „Schotty“ Schotte ist Tatortreiniger und arbeitet dort, wo andere sich vor Entsetzen übergeben. Bei seiner Arbeit trifft Schotty auf sehr skurrile Charaktere, denen er mit seiner entwaffnend kauzigen Art so manches dunkle Geheimnis entlockt. Die Komödie führt das neue Stück, für die Bühne adaptiert von Drehbuchautorin Mizzi Meyer, bis zum 20. Oktober auf.

Der Tatortreiniger, Frankfurt, Die Komödie, Donnerstag, 5. (Premiere), Freitag, 6., Samstag, 7. September, 20 Uhr und Sonntag, 8. September, 18 Uhr



„Zurückgehen oder hierbleiben. Heimat?“ Foto Seweryn Zelazny



AUSBLICK

Kiez Palast: City Life

Katja Riemann und das hr-Sinfonieorchester führen durch die brodelnden Straßen der Weltmetropolen.

Kiez Palast: City Life, Frankfurt, Alte Oper, Samstag, 30. Januar 2025, 20 Uhr

New York Gospel Stars

Von „Down by the Riverside“ bis „Oh Happy Day!“ – die New York Gospel Stars geben jedem Song eine persönliche Note.

New York Gospel Stars, Frankfurt, Heilig-Geist-Kirche im Dominikanerkloster, Montag, 3. Februar, 20 Uhr

Dirty Dancing in Concert

Ein Live-Film-Konzert zum weltberühmten Kinohit.

Dirty Dancing in Concert, Frankfurt, Jahrhunderthalle, Donnerstag, 24. April 2025, 20 Uhr



Alle Termine finden Sie online unter faz.net/vk

Terminhinweise bitte an: Rhein-Main-Kalender-Redaktion
Tel.: 069/97 46 03 00
E-Mail: termine@mmg.de

LICHT:
LEUCHTENWELT

63322 Rödermark / Ober-Roden
Paul-Ehrlich-Str. 9 • Industriegebiet

0 60 74 - 9 70 70
licht@leuchtenwelt.de
www.leuchtenwelt.de

1.700 m²
10.000 Leuchten

SAVE THE DATE
8. PALMENGARTENBALL

TANZEN UNTER PALMEN
19.10.2024

Bestes Entertainment & Gourmet-Genuss in exklusiver Atmosphäre.

Sasha mit seiner Band
Judith Rakers als Moderatorin
Band Princess Cut
Künstler aus dem Tigerpalast

Tickets und weitere Infos:
Palmengartenball.de

ORIGINALPRODUKTION VON VBW VEREINIGTE BÜHNEN WIEN

Elisabeth

DAS MUSICAL VON
MICHAEL KUNZE & SYLVESTER LEVAY

IN DER GEFEIERTEN
SCHÖNBRUNN-VERSION

GROSSES ORCHESTER AUF DER BÜHNE
HALBSZENISCHE AUFFÜHRUNG • EINDRUCKSVOLLE KOSTÜME

18.12.2024 - 05.01.2025

ALTE OPER FRANKFURT

Tickets: 069-1340400 • 01806-101011 • www.alteoper.de

Grease
DAS HITMUSICAL

Jim Jacobs & Warren Casey

07. bis 11.01.25
Alte Oper Frankfurt

WWW.MUSICAL-GREASE.DE

Tickets: 069-1340400 • 01806-101011

„Wir geben Vollgas“

Nach dem 0:2 zum Saisonauftakt gegen Dortmund kommt es für die Eintracht und Trainer Toppmöller nun zu den Spielen der Wahrheit. Wie gut ist diese Mannschaft?

Von Peter Heß



Der Freitag war der Tag der Entscheidungen, der Samstag ist der Tag der Wahrheit. Das erste Heimspiel der Frankfurter Eintracht gegen die TSG Hoffenheim kann zum Befreiungsschlag werden, der all die schlechten Erinnerungen der Fans an die vergangene Rückrunde und ihre Vorbehalte gegen Trainer Dino Toppmöller zerstreut. Aber es kann auch den Zustand der Schwere und Zähigkeit um die Mannschaft in die neue Saison tragen.

Die Auslosung zur Europa-League-Kampagne am Freitag und das Geschehen am letzten Transfertag des Sommers löste schon mal Vorfreude auf die kommenden Wochen aus. Omar Marmoush, der effektivste Angriffsspieler der vergangenen Saison, hat sich entschieden, bei der Eintracht zu bleiben. Damit bleibt die eingespielte Offensive, sogar noch um Igor Matanović bereichert, mit Hugo Ekitiké, Farès Chaïbi und Mario Götze erhalten, eine Eingewöhnungszeit, die eine neue Konstellation mit sich gebracht hätte, entfällt. „Es ist einfach nur eine geile Sache für alle, dass Omar bei uns bleibt“, kom-

mentierte Toppmöller die Entscheidung des ägyptischen Stürmers begeistert. „Seine Entscheidung hat auch eine Innenwirkung.“ Für den Frankfurter Trainer kam das Bekenntnis Marmoushs nicht überraschend. „Manchmal passieren im Fußball ja verrückte Sachen, aber ich habe vor Kurzem ein sehr gutes Gespräch mit ihm geführt und gespürt, wie wichtig ihm die Wertschätzung sei, die er in Frankfurt spürt. Und so etwas ist manchmal wichtiger als der ein oder andere Euro mehr.“ In einer Stellungnahme sprach Marmoush von der Liebe der Fans, die ihn zum Bleiben bewegen würde.

Die vier Gegner in der Europa-League-Kampagne, die der Eintracht für ihre Heimspiele zugelost wurden, haben keine glanzvollen Namen. Aber das Frankfurter Publikum kreiert im Europapokal auch gegen Teams wie Slavia Prag, Ferencváros Budapest, Viktoria Pilsen und FK RFS aus Riga stimmungsvolle Europapokalnächte. Die Auswärtsgegner bieten den Fans interessante Ziele: AS Rom, Beşiktaş Istanbul und Olympique Lyon haben große Stadien und sind kulturell ein Reise wert. Lediglich der dänische Klub FC Midtjylland

(Mitteltjylland), in der Kleinstadt Herning zu Hause, hat nur ein Stadion mit 11.000 Plätzen Kapazität, da wird es Frankfurter schwerfallen, einen Sitz zu ergattern. Trainer Toppmöller mochte am Freitag keinen Gegner hervorheben, obwohl sie unterschiedlich klingvolle Namen haben: „Wir wollen einfach wieder Festtage aus der Europa League machen, unabhängig vom Gegner.“

Bevor internationale Meriten auf dem Spiel stehen, geht es für die Eintracht darum, die letzte Saison endgültig abzuhaken, die zwar in die Europa League führte, aber dennoch irgendwie nicht sättigte. Mehr Wumms, mehr Power und Überzeugung war die Hauptforderung der Fans. Mit Rasmus Kristensen und Arthur Theate hat die Eintracht zwei Spieler verpflichtet, die dafür stehen. Der dänische Rechtsverteidiger Kristensen und der belgische Innenverteidiger Theate (auch links in der Viererreihe einsetzbar) werden zwar nicht die vermisste Zielstrebigkeit und Entschlossenheit in der Offensive ins Frankfurter Spiel einbringen. Doch es besteht zumindest die Hoffnung, dass die beiden Nationalspieler durch ihr Selbst-

bewusstsein und ihre Widerstandskraft indirekt einen guten Einfluss auf die Kollegen in der Offensive nehmen werden. Wobei Theate, der seine Laufbahn als Stürmer begann, durchaus torgefährlich ist. In 144 Profispielen als Innenverteidiger traf er fünfzehnmal.

Gegen Hoffenheim sind Theate und Kristensen für die Startelf gesetzt, die beim Bundesligastart in Dortmund der Abwehr deutlich mehr Stabilität verliehen. Ob Theate wieder als Linksverteidiger spielen wird oder in der Abwehrmitte eingesetzt wird, ließ Toppmöller offen, denn Niels Nkounkou ist gerade in guter Form, der an der linken Seitenlinie die gegen Hoffenheim benötigte Offensivkraft besser entwickeln kann als der eher defensiv ausgerichtete Theate. Spiele der Belgier in der Innenverteidigung, würde er Robin Koch oder Tuta verdrängen, die allerdings ebenfalls gegen den BVB überzeugten. Was man von Ellyes Skhiri auf der Sechserposition nicht behaupten konnte, weshalb er durch Tuta oder Koch ersetzt werden könnte, die in dieser Rolle auch schon gute Spiele abgeliefert haben.

In der Offensive zeichnen sich keine Veränderungen ab. Toppmöller scheint zunächst einmal seine Lieblingsbesetzung gefunden zu haben mit Ekitiké, Marmoush, Chaïbi und Götze. Im Gegensatz zu den vergangenen Jahren ist der Umbruch im Kader nicht sehr groß, die lange Vorbereitungszeit konnte genutzt werden, um Automatismen zu entwickeln. Von den prägenden Profis der vergangenen Spielzeit hat nur Pacho den Verein verlassen. Mit Theate und Amenda sollte der Verlust des Ecuadorianers kompensiert werden können. Mit Matanović als alternativer Sturmstürze, mit Uzun als Nachwuchskraft im offensiven Mittelfeld, mit Brown als Linksverteidiger sowie Kristensen als Rechtsverteidiger hat die Eintracht im Vergleich zu Nkankam, Aaronson, Max und Buta an Substanz gewonnen.

Trainer Toppmöller spürt eine sehr gute Energie im Team vor der Heimpremiere, die Lähmungserscheinungen der Rückrunde scheinen überwunden. Jetzt darf es gegen Hoffenheim nur keinen Rückfall geben. Toppmöller verspricht: „Wir geben Vollgas.“

Enttäuschung zum Start: Die Eintracht und Trainer Dino Toppmöller in Dortmund

Foto Witters

Der Kontrollverlust

Eine falsche Selbsteinschätzung, Fast Food im Hotel und schlechte Stimmung: Warum die Footballer von Frankfurt Galaxy in dieser Saison derart abgestürzt sind.

Von Johannes Müller

Ende April war Frank Roser Feuer und Flamme für seinen neuen Job in der European League of Football (ELF). Einen Monat vor Saisonbeginn schwärmte der Offensivkoordinator der Frankfurt Galaxy von den Topspielern im für ihn aufgemotzten Angriff. Auch sein Cheftrainer Thomas Kösling war begeistert. Defensivspieler Joshua Poznanski kündigte vor dem ersten Spiel an, dass die neue Galaxy-Offensive dem Gegner Rhein Fire „40 oder 50 Punkte reinhauen“ könne. Eine große Saison schien bevorzustehen, gekrönt vom zweiten ELF-Titel nach 2021?

Am vergangenen Wochenende ist die Spielzeit der Galaxy trostlos zu Ende gegangen, noch bevor die Play-offs begonnen haben. Gegen die Paris Musketeers verloren die Frankfurter 10:44. Die anfängliche Begeisterung war längst Verbitterung gewichen. Die Play-offs hatte Galaxy 2022 zwar schon einmal verpasst, die Bilanz von vier Siegen und acht Niederlagen ist aber die schlechteste in vier Jahren ELF.

Ende August ist Roser nicht mehr Trainer bei Galaxy. Seine Entlassung hat das Franchise noch nicht öffentlich gemacht. Intern steht sie seit Wochen fest. Die Art, wie Roser von seinem Rauswurf erfuhr, hat ihn tief verletzt, erzählt er der F.A.S. Sie ist symptomatisch für den Kontrollverlust auf verschiedenen Ebenen.

Der begann mit der Niederlage gegen Rhein Fire. Den Rheinländern „haute“ Galaxy nicht 40 Punkte rein. Die Hessen verloren 20:31. Nach der zweiten Niederlage in Paris begann es in der Mannschaft bereits zu rumoren. „Da haben einige wohl schon nicht mehr geglaubt, dass wir wirklich so gut und auf

dem Weg ins Finale sind“, sagt Runningback Sandro Platzgummer. Sebastian Gauthier, der Linebacker, wird noch deutlicher: „Mitspieler haben zu mir gesagt, was für schlechte Spielzüge angesagt wurden.“

Während einige ihren Trainern bereits zu misstrauen begannen, dachten Kösling und Roser darüber nach, ob Luke Zahradka, der neue Quarterback, nicht schon gehen müsse. Er durfte noch dreimal für Galaxy antreten und enttäuschte. Gegen die Madrid Bravos brach alles auseinander, anschließend musste er die Koffer packen. Längst hatte er seine Mitspieler gegen sich. Galaxy wurde vorgeführt, 15:46. Da habe er sich erstmals für eine von ihm geleitete Mannschaft geschämt, sagt Kösling.

Schon die Reise war zum Ärgernis geworden. Morgens um halb zwei am Spieltag checkten die Frankfurter Athleten im Hotel ein. Und bekamen als Verpflegung Bananen und Milchbrötchen. „Also bestellt jeder mitten in der Nacht bei Popeyes oder McDonald's. Profisportler, die sich Fast Food ins Hotel bestellen müssen“, sagt Gauthier.

Die Verpflegungsbeutel habe es gegeben, sagt Geschäftsführer Eric Reutemann. Wasser und Kraftriigel waren auch beigelegt. „Jeder Spieler sollte aber vor der Abreise zu Hause etwas essen. Das haben nicht alle gemacht.“

Mehrere Spieler und die Trainer sagen rückblickend, dass Madrid der Kipppunkt war. Dabei hatte es nicht geknallt in der Kabine. „Es kam gar keine große Reaktion, es ging dann alles so weiter“, sagt Kösling. Die Spieler hätten miteinander niemals Klartext geredet. Mal sei gut trainiert worden, mal nicht. Aufgeregt habe sich darüber niemand.



Trostloses Ende: Galaxy-Trainer Thomas Kösling vor dem letzten Heimspiel am vergangenen Sonntag gegen die Paris Musketeers

Foto Imago

Jeder Zusammenhalt fehlte, sagen einige. Sebastian Gauthier ärgert sich: „Ich habe noch nie so verloren wie in diesem Jahr. Und die Typen hatten kein Problem damit. In der Dusche haben sie hinterher gelacht.“

Unumstrittene Anführer wie die Brüder Silva Gomez und Hampel hatten mit dem Football aufgehört. Sie waren nicht ersetzt worden. Die Mannschaft war voller Talent, aber ohne Führung. Importspieler, die Profis im Kader, hätten wenigstens mit Leistung vorangehen müssen. Manch einer von ihnen habe nicht einmal die Spielzüge gelernt gehabt, da war die Saison schon halb vorbei. Was unglaublich klingt, berichten mehrere Personen. „Und die Trainer haben sie nicht verantwortlich gemacht“, sagt ein Spieler.

„Ich hätte viel früher durchgreifen müssen“, sagt Frank Roser, der Offensivkoordinator. „Aber in meinen vergangenen Teams hatte ich solche Probleme einfach nicht.“ Womöglich war der immer positive Roser zu nett. Sein Run-

ningback Platzgummer sagt aber auch, dass die Taktik des Trainers die Talente seiner Spieler nicht genügend berücksichtigt. Nun ist Roser seinen Job los. „Der sportliche Erfolg ist ausgeblieben, und deswegen verstehe ich das“, sagt er. Die Art und Weise hat ihn beleidigt.

Noch während der Saison hatte Galaxy in einem Onlineforum für Footballtrainer die Stellen des Defensiv- und Offensivkoordinators ausgeschrieben. „Leider hat es der Geschäftsführer nicht für wichtig gehalten, mir das auch persönlich zu sagen“, so Roser. Kollegen wiesen ihn darauf hin.

„Das hätten wir auf jeden Fall besser machen müssen“, sagt Geschäftsführer Reutemann. „Ich habe mich auch schon mehrmals bei ihm dafür entschuldigt.“ Ein Treffen hat Roser abgelehnt, es gebe nichts zu klären. Es ist das passende Ende für diese Saison, die einer aus der Mannschaft eine „Shitshow“ nennt.

Um Peinlichkeiten auf dem Spielfeld künftig zu vermeiden, soll Thomas Kösling mehr Zeit für die Führung der Mannschaft haben. Er wird Cheftrainer bleiben. Defensivkoordinator wird jemand anderes sein. Erstmals sollen der Trainer für den Angriff wie auch für die Abwehr in Vollzeit engagiert werden. Wenn das Budget reicht, möchte Reutemann gern noch zusätzliche Berufstrainer einstellen. Die Topteams der ELF haben längst ein halbes Dutzend, hier hinkt Galaxy der Entwicklung hinterher.

Einen Vollzeit-Athletiktrainer hat Reutemann der Mannschaft bereits vorgestellt. Mike Wahle hat elf Jahre als O-Liner in der NFL gespielt. „Er ist ein absolutes Schwergewicht“, sagt Reutemann unironisch über Wahle, der als Spieler knapp 140 Kilo wog. „Der wird hier ein Off-Season-Programm auf die Beine stellen, wie es diese Liga noch nicht gesehen hat.“ Außerdem berät der Amerikaner Galaxy bei der Trainersuche. Reutemann glüht bereits wieder: „Jetzt bauen wir richtig auf.“